This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

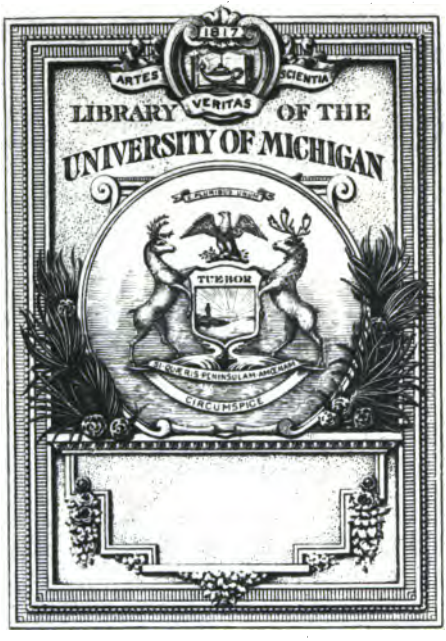
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 927,403


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

§38
M521
v.12

Gesammelte Schriften

von

Alfred Meißner.

Zwölfter Band.

Die Sansara.

Vierter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Die Sanfara.

Roman

von

Alfred Meißner.

Vierter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

In Böhmen.

Acht Wochen waren seit den Ereignissen auf dem Schlosse Hohensprung dahingegangen; ein neues Jahr hatte seinen Lauf begonnen.

Hostiwin war wirklich am Morgen nach dem räthselhaften Wiedererscheinen des Grafen Demetrius von Hohensprung abgereist, doch auch der Rest der Gesellschaft, ja die Herrschaft selbst hatte sich dort nicht lange mehr aufgehalten. Die Gräfin war mit ihrem kranken Gemahl nach Wien übersiedelt, Graf Ladislaus und Sidonie waren ihnen kurz darauf gefolgt. Der Reisende, der jetzt in Nauders ausgestiegen und das Thal der Reschen hinaufgewandert wäre, hätte im Gebirgsthal nur zwei leere, ausgestorbene Schlösser gefunden, zwei Häuser mit herabgelassenen Vorhängen und geschlossenen Thüren, aus denen kein Gast, kein Bedienter trat, vor denen kein Pferd, kein Wagen hielt.

Wie ein Felsen stand das alte, schwarze Schloß da, die Hunde bellten nicht mehr und rüttelten nicht mehr an ihren Ketten. Nie sollte mehr das Allegretto aus der Höhe in's Thal ertönen.

Auf der Steinbank, auf welcher Hostiwin zu sitzen, zu träumen und der Musik zu lauschen pflegte, stellte nur noch die arme Bauersfrau für eine Weile ihren Korb nieder, bevor sie weiter zog. Die Höhen des Geiersteins wiederhallten

nicht mehr von den Hörnern der Jäger, längs der Reſchen wandelte Niemand mehr, das Dorfwirthshaus ſtand oft tagelang öde.

Die kurze Epoche des Lebens hatte mit Kataſtrophen geendigt, und die Einſamkeit, Stille und Oede waren wieder in ihre vorigen Wohnungen eingekehrt.

Nach faſt fünfjähriger Abweſenheit hatte Hoſtiwin ſein Schloß in Böhmen wieder bezogen. Seine Abreiſe von Hohenſprung, wohl ſchon lange vorher vorbereitet, war aber doch durch das Ereigniß des letzten Abends überſtürzt und übereilt worden. Der Graf, der ſo räthſelhaft erſchienen, wie er verſchwunden war, glich einem verderblichen Deus ex machina, der in den Kreis der Berechnungen gegen alle menſchliche Vorausſetzung trat und wie mit geiſterhafter Hand die Ziffern feſter Pläne auslöſchte. Den ganzen nächſten Tag hindurch, an dem die Reiſe durch Tyrol vor ſich ging, befand ſich Hoſtiwin in einer unbeſchreiblichen Verwirrung und Verſtörung. Er fühlte, daß ein großer Schaden in ſeinem Gemüthe angerichtet worden war, er war aber noch nicht fähig nachzuſehen, was zu Boden gefallen und was ſtehen geblieben. Aller Troſt, den ſein Freund Wallmerode aufwandte, war verſchwendet, alle Bemühungen deſſelben, die Lage als eine flüchtig vorübergehende Verfinſterung ſeiner Hoffnungen darzuſtellen, waren ohne Wirkung, alle ſeine keineswegs unwahrſcheinlichen Beweiſe, daß ſich der Stand der Dinge nur durch eine zufällige Berührung unweſentlich verändert und verſchoben habe und daß Alles vielleicht ſchon in der allernächſten Zukunft wieder auf ſeinem vorigen Platze ſtehen würde, fanden an Hoſtiwin einen gleichſam betäubten Zuhörer, der ihre Kraft nicht vernehmen, geſchweige denn empfinden konnte.

Wallmerode zeigte ſeinem leidenden Freunde an hundert Einzelheiten aus den bekannten gemeinſamen Erlebniſſen aus Hohenſprung, daß er von dem wärmſten Intereſſe der Gräfin für ihn überzeugt ſein dürfe, und was den Grafen betraf, ſo berief er ſich auf den Zuſtand, in welchem dieſer zum Vorſchein gekommen war, um mit allem Aufgebot mediciniſchen Wiſſens darzuthun, wie unmöglich es ſei, daß das

Schickſal die Gräfin allzulange an den unglücklichen, irrſinnigen Mann feſſeln könne.

Hoſtiwin hörte Alles an oder ſchien Alles zu hören, ohne daß es ihn gedrängt hätte, irgend etwas umſtändlicher zu bekämpfen oder mit einem Schimmer von Hoffnung zu beantworten. Er ſaß da wie an Händen und Füßen gebunden, und war mit einem intenſiven Schmerze ſtill beſchäftigt, der für den Beobachter nach außen den Schein der vollſtändigen Apathie hatte. „Worte," ſchien er in ſeiner ſtummen, brütenden Haltung zu ſagen, „ſind eben nur Worte und blaſen die Thatſachen nicht weg."

In dieſer monotonen Düſterkeit paſſirten die Freunde Innsbruck und das maleriſche Salzburg und kamen am zweiten Tage in Linz an, wo ſie eine Nacht ausruhen wollten.

Wallmerode, den die Sorge um ſeine bloßgeſtellte Zukunft nach Wien trieb, war der feſten Meinung, daß auch der Freund bei ſeinem Vorſatze beharren und mit ihm in die große Metropole reiſen werde.

Hoſtiwin zeigte aber plötzlich eine Unentſchloſſenheit, die ihm ſonſt gar nicht eigen war und die Wallmerode einen Blick in die ganze Verwirrung und Unordnung thun ließ, in welche das Gemüth ſeines Freundes gerathen war. Am andern Morgen, kurz vor der feſtgeſetzten Stunde der Abreiſe, erklärte Hoſtiwin, daß einem Zuſtande, wie dem ſeinigen, die Zerſtreuungen der Welt als beläſtigende Störungen erſchienen und daß er ſtets in der Abſperrung und Einſamkeit Sammlung und Heilung ſeines Gemüthes gefunden habe. Zu Hauſe auf ſeinem Schloſſe werde er abgeſperrt und einſam ſein.

Bei der Behauptung dieſes Entſchluſſes zeigte Hoſtiwin wieder die ganze gewohnte Feſtigkeit, die von den dringendſten Gegenvorſtellungen keinen Augenblick zum Schwanken gebracht wurde. Er bat im Gegentheil Wallmerode, von ſeiner Wiener Reiſe gleichfalls abzuſtehen und auf einige Wochen ſein Gaſt zu ſein. Er ahnte nicht, indem er ſeinen Freund nur von einer Vergnügungstour abzuhalten glaubte, welche ſchwere Opfer er forderte.

Wallmerode war ja ein Schiffbrüchiger, der in Wien ein Bret faſſen wollte, um darauf aus den Wellen ſeines finan-

ziellen Unterganges herauszuschwimmen. Er sträubte sich heftig und nannte es eine arge Zumuthung, daß er nach dem Winteraufenthalt auf Hohensprung nun noch ein paar Monate in einem böhmischen Dorfe zubringen solle.

Hostiwin nahm die Weigerung seines Freundes sehr unzufrieden auf, und indem er sich darein zu ergeben schien, forderte er auf eine gewisse indirecte Weise die Erfüllung seines Wunsches noch gebieterischer.

Wallmerode hatte einen schweren Stand. Er sah seinen Freund auf seine Gegenwart einen auffallend hohen Werth legen und einen Menschen plötzlich gewissermaßen seiner bedürfen, der bis heute alle Welt entbehren zu können schien. Ein solches Bedürfniß der Freundschaft forderte unausweichlich einen Freundschaftsdienst. Er fühlte das und wäre unter anderen Umständen gern gefolgt, er fühlte es um so dringender, als er für die Lösung der Altschul'schen Affaire im tiefsten Herzen dankbarer war, als er es gezeigt hatte und noch zeigen konnte. Ihm war zu Muthe, als sträube er sich gegen eine Pflicht, und er mußte fürchten, in Hostiwin's Augen herzlos und häßlich zu erscheinen, da er für seine Weigerung nur das futilste, luftigste, nichtssagendste unter allen Motiven anzugeben hatte. Er hatte nämlich, treu seinem System heimlicher Politik, bis dahin kein Wörtlein von Existenzsorgen, die ihn nach Wien riefen, verrathen, sondern wiederholt erklärt, daß er dort in der Luft des Carnevals den Rest seiner Verstimmung über Sidonie Kismeny loswerden wolle.

Jetzt ließ sich nichts mehr wenden und es ging nicht an, von einer dringenden Angelegenheit zu sprechen, da dies als Vorwand hätte erscheinen müssen. Seine Geheimnißkrämerei hatte ihm wieder einmal einen argen Conflict bereitet. Seine Lage duldete keinen Aufschub, keinen Zeitverlust, und sich mit der Wahrheit, das heißt mit der Darstellung seiner Noth zu retten, war bei einem so beschaffenen Charakter eine That, die mit Selbstentleibung in einer Parallele stand. Er mußte sich aber entscheiden — da entschied er sich dazu, Hostiwin zu folgen und das Bret des Schiffbrüchigen vorbeischwimmen zu lassen.

Ein großer Act der Freundschaft war gethan — ohne

Hintergedanken, ohne Nebenberechnung — ein Act, den Hostiwin nicht würdigen konnte und der, wenn es nach Wallmerode ging, ewig unerkannt bleiben sollte.

Auf diese Weise kam er auf Hostiwin's Schloß und sah besonders in der ersten Zeit, wie sehr sein leidender Freund der Nähe und des Umgangs eines mit seinen Verhältnissen vertrauten wohlwollenden Wesens bedurfte.

Man weiß, daß Hostiwin den Aufenthalt auf seinem Schlosse, wo so manche in sein Leben tief einschneidende Begebenheiten sich zugetragen, seit Jahren fast ängstlich gemieden. Zu seinem eigenen Erstaunen fand er, daß die Schrecken der Erinnerung nicht auf ihn losfuhren und seine ohnehin umschattete Seele nicht mit neuen Schatten umwölkten.

Wohl hauchte ihm, wohin er trat, ein wehmüthiger Ernst entgegen, aber nichts Aergeres. Die Gemächer und der Park waren genau so erhalten, wie er sie verlassen; der junge Faun tanzte noch immer mit der ehemaligen Lust mitten in seinem Bassin; die Möbel und die übrigen Gegenstände hatten weder das Aussehen noch ihre alten Stellungen verändert: nur der Besitzer war nicht mehr derselbe.

Dieser Contrast von ehemals und jetzt, von fröhlich vergangenen Jugendtagen und einer freudlosen Gegenwart erzeugte den Ernst, in welchen sich so viel Wehmuth mischte. Wohin er blickte, Alles redete von Zeiten, die besser waren als die jetzigen. Gleich am zweiten Tage besuchte er das Gemach, wo Beatrix Lushington vom Blitze getroffen worden, und den Thurm, wo Cilly gelebt hatte, und wunderte sich, daß er auf diesem tragischen Schauplatze mit so ruhigem Nachdenken verweilen könne. Die Erinnerung beschwor ihm kein Gespenst herauf. Er stand wohl auf Ruinen, die von einem geschichtlichen Unglück geweiht waren, aber dies schreckte ihn nicht. Er wußte sich selbst nicht zu sagen, ob diese Erinnerungen mit der Zeit so farblos geworden, oder ob sie nur gegen den glühend rothen Wiederschein seines neuen Schmerzes so blaß erschienen. Dieser Zweifel, diese Unklarheit über sich, das kaum aufdämmernde Bewußtsein seiner Lage bekundete eben das Vorhandensein und die Uebermacht seiner neuen, bisher so unglücklichen Leidenschaft, die er sich wohl schon längst ein-

gestanden, deren Umfang und Tiefe er aber selbst noch nicht ermessen hatte. Er dachte an Antonie und sollte es erkennen, mit wie dämonischer Gewalt eine tiefe, die ganze Seele erfassende Leidenschaft wächst. Jede Minute, in welcher man an die Geliebte denkt, und jeder der Gedanken, die in einer Minute gedacht werden, vermehren und steigern die Liebe, und jeder Versuch, sie aus dem Herzen zu reißen, gräbt sie noch tiefer ein.

Hostiwin war fast Tag und Nacht im Geiste auf dem Schlosse Hohensprung, wo er die Gräfin noch vermuthete, und wenn er sich auf eine Zeitlang von dort entfernte, so war er in Pisa auf der schönen Villa Pedrocchi, von wo er wieder mit magischer Eile in's Reschenthal zurückkehrte.

Trennung und drohender Verlust sind zwei Winde, die das Feuer der Liebe zu immer helleren Flammen anblasen.

Hostiwin begann in Kurzem den Besitz der Gräfin als eine Lebensbedingung zu fühlen und ihren Verlust wie einen tödtlichen Stoß in's Herz anzusehen.

Ob aber die Gräfin ihn liebe?

Diese Frage war wohl für Hostiwin ein Räthsel, aber es war auch nicht die Zeit, sich mit der Lösung desselben zu peinigen. Eigenliebe, Wunsch und Leidenschaft entrückten sie mit lieblicher Täuschung seinen Augen.

Es handelte sich ja nicht darum, um die Gräfin zu werben, zu siegen oder geschlagen zu werden; nein, es handelte sich darum, ob er sich ihr, da sie einem Andern rechtmäßig angehörte, überhaupt je anders werde nahen können, als mit einer aufrichtigen Entsagung auf den Lippen.

Der Graf war ja wiedergekommen!

Das war eine Thatsache, das war die Scheidemauer zwischen Hostiwin und der Gräfin, das war eine unübersteigliche Bergwand zwischen Diesseits und Jenseits, das war der unendliche Raum zwischen Stern und Stern!

„Seltsames, tückisches Geschick!" hatte er unzählige Male ausgerufen. „Sie war hülflos, schutzbedürftig und frei, als ich sie in Plauenburg suchte. Warum habe ich sie da nicht gefunden! Hätte der Fürst ein Wort mehr über sie gesprochen, so hätte er seine Tochter vor dem Unglücke bewahrt, an wel-

chem sie jetzt blutet und, Gott weiß, wie lange noch bluten wird — und ich — ich wäre vielleicht ein glücklicher Mensch geworden!"

Sonach ergiebt sich von selbst, daß Hostiwin sich viel mit der Frage beschäftigte, welchen Ausgang der unstreitig bedenkliche Zustand des Grafen nehmen werde.

Vollständige Heilung und langjähriger Irrsinn lagen als zwei Möglichkeiten neben einander. Kein irdischer Arzt konnte mit Sicherheit die eine mit Ausschluß der andern prognosticiren.

Was Hostiwin's persönliche Meinung über diesen Punkt betrifft, so war er überzeugt, daß der Graf an einer unheilbaren Geisteszerrüttung leide, deren Keim schon vor langer Zeit in ihm gelegen und von welcher ihn nur der Tod erlösen werde, der in wenig Wochen, aber ebenso gut erst nach Jahren eintreten könne.

Waren nun auch alle Hoffnungen Hostiwin's und sein Glück selbst vom Schicksal auf das Ableben des Grafen gestellt, er wünschte seinem Rivalen nicht den Tod. Wenn ja zuweilen ein solcher selbstsüchtiger Gedanke sich auf dem Grunde seiner Seele dunkel und heimlich regen mochte, so wird doch nur ein überspannter Moralist, der die Menschen nicht für Menschen, sondern für Abstractionen hält, über diese Regung ein verdammendes Urtheil fällen können. Es gehen doch die Menschen in ähnlichen Conflicten mit ihren Nächsten, wenn auch nicht gewöhnlich, doch nicht selten viel weiter! Im Duell vernichten sie sich mit vorausgeschickter pomphafter Ankündigung ihrer Absicht, der Ertrinkende faßt in äußerster Gefahr den Fuß seines Freundes und zieht ihn mit sich in's Verderben...

Hostiwin dachte sein Lebelang viel zu edel, um aus dem Schaden eines Andern Nutzen ziehen zu wollen, er wäre vor sich selbst erröthet, wenn er dem Unheil eines Andern sein Heil hätte verdanken sollen.

Die Annahme eines traurigen Ausgangs in Bezug auf die Geisteskrankheit des Grafen änderte trotzdem nichts an Hostiwin's Schmerz. Für seine heiße, leidenschaftlich begehrende Seele war die Hoffnung kein Balsam und brachte

keinen Troſt. Leichter fällt es ſolchen Gemüthern, ein völlig geſcheitertes Glück zu betrauern, als einer am fernen Horizont auf und nieder ſchwankenden Hoffnung endlos entgegen zu ſehen. Ein Schmerz um Todte heilt — der Schmerz um eine Lebende iſt bitterer, herber und länger. Dieſe Wunde ſchließt ſich nicht; eine Nachricht, eine zufällige Begegnung, ja die Hoffnung reißt ſie immer wieder auf. Die bis zur Fühlloſigkeit gepeinigte Seele darf nicht geneſen, die Hoffnung labt ſie wie ein tückiſcher Kerkermeiſter nur, um ſie wieder die alte Pein empfinden zu laſſen.

Wallmerode, deſſen Aufenthalt ſich von Woche zu Woche hinzog, war der Zeuge dieſer ſtillen Kämpfe. Selten, und gewöhnlich nur auf ſeine Anregung hin, kam die Rede auf Hohenſprung und deſſen Bewohner. Hoſtiwin's Schmerz ſchien jede Einmiſchung zu verſchmähen.

Oft ſagte Wallmerode zu ſich ſelbſt:

„Wie er leidet! Warum? Er hat doch die Macht, ſich die ganze Welt zu öffnen! Welch ein ſeltſamer Wahnſinn, die Liebe! Ich bin ruinirt, meine Zukunft iſt ein ſteiniger, unfruchtbarer Felſen — und, beim Himmel, meine Lage ſcheint mir eine glücklichere, wenigſtens ertrage ich ſie leichter! Ich vermag doch noch durch erkünſtelten Humor meinen Kummer zu verdecken! Doch halt! Was fühl' ich mich ihm ſo überlegen, daß mein Mitleid mit ihm ſich mit einer lächelnden Beſpöttelung zu vermiſchen beginnt? Er hat eine ehrenhafte Wunde, ſo daß er aufſchreien kann, gleichviel, ob ihn Jedermann hört. Er iſt ſo glücklich, ſein Herz nicht durch trügeriſche Luſtigkeit noch quälen zu müſſen, wie ich, unglücklicher Spieler!"

Woche um Woche verſtrich, Hoſtiwin blieb ohne jede Nachricht über die Familie Milowitſch. Er wußte noch immer nicht, ob ſie in Hohenſprung geblieben oder nach Wien oder Peſt gezogen ſei.

„Mir ſcheint, wir gehen die Leute gar nichts mehr an," ſagte er einſt, ſcheinbar leichthin, und fühlte ſich gleich darauf von ſeinen eigenen Worten erdrückt.

Nicht lange darauf begann Hoſtiwin mehrmals des Tages Spaziergänge zu machen, faſt immer allein. Bisher war er

nur selten zu bewegen gewesen, die Thürschwelle zu überschreiten. Jetzt blieb er oft mehrere Stunden aus. Wallmerode hielt es für ein glückliches Zeichen und sah diese Ausflüge als den Uebergang zu anderen Zerstreuungen an. Er brachte dies in Verbindung mit der vorhin erwähnten Aeußerung seines Freundes.

„Die Liebe solcher Leute wie Hostiwin," sagte er hierüber zu sich, „ertränkt man nicht im Meere und vergräbt sie im Mittelpunkt der Erde vergeblich. Verletzt aber ihren Stolz, und die Liebe stirbt binnen vierzehn Tagen. Das Schweigen der Gräfin erscheint ihm unter den bewandten Umständen als beleidigende Gleichgültigkeit."

Er täuschte sich über diese Spaziergänge vollständig und ahnte nicht, wohin seinen Freund ein düsterer Gedankenflug getragen.

Hostiwin war nämlich vor mehreren Tagen bis an das Ende des weitläufigen Parks gegangen, wo sich die Anlagen bereits in ein hier und da mit Waldanflügen bedecktes Terrain verloren. Dort befand sich ein mäßig großer, von einem kleinen Bache gespeister Teich, der jetzt noch theilweise unter einer Eisdecke verborgen war. Auf diesem weilte Hostiwin's Auge. Er hatte plötzlich gefunden, daß diese Partie mit dem Parke von Plauenburg eine auffallende Aehnlichkeit habe.

Er sah aber mit den Augen der Phantasie! Die ungleichen Hügel, die um den Teich lagen und mit Erlen, Kiefern und Fichten waldähnlich überzogen waren, erinnerten wirklich nicht an die glatten, wohlgepflegten Rasenplätze mit verstreuten Gruppen fremdartiger Bäume, die er in Plauenburg gesehen. Die Stelle der Trauerinsel mit den schattenden Weiden und dem pathetischen Monument vertrat eine Erd- und Sanderhöhung, die Schilf und niederes Gebüsch reich überwuchert hatten. Wo in Plauenburg die Schwäne ihre stillen Kreise zogen, fiel hier die Wildente ein und stöhnte die Rohrdommel.

Hostiwin aber sah, was er sehen wollte, und beschloß es zu schaffen, um es wirklich zu sehen.

Dieser still entworfene und heimlich bewahrte Plan war die wahre Ursache seiner einsamen Ausflüge und hatte einiges

Leben in seine erstarrende Seele gegossen. Mit dem kommenden Frühjahre wollte er die Arbeiten beginnen lassen. Das ganze Terrain um den Teich herum sollte mit dem Park vereinigt und in diesem der Park von Plauenburg treu copirt werden. Was das Monument betraf, das nach der Angabe Petrowsky's in einer Kammer neben dem Glashause relegirt sein sollte, so hegte er die Hoffnung, daß der Fürst keine Schwierigkeiten machen werde, es zu verkaufen. Wenn dies doch nicht der Fall sein sollte, so hatte er die Absicht, ein Modell in Gyps abnehmen und dieses durch einen tüchtigen Bildhauer in Marmor ausführen zu lassen.

Diese Idee widersprach auf schlagende Weise der Annahme, daß sich Hostiwin zu zerstreuen anfange. Während Wallmerode in dem Wahne lebte, daß er zum Leben zurückkehre, ging sein Freund damit um, seinen Erinnerungen einen schönen Kirchhof zu bauen!

Wochen um Wochen waren mit langsamem, schwerem Schritte dahingezogen, seitdem die Beiden in der Postkutsche Hohensprung verlassen hatten. Februar war zu Ende gegangen, und eine Ahnung milderer Tage schwebte schon in der Luft. Die Tage waren länger geworden, die Sonne schien kräftiger, mancherlei Anzeichen verkündigten das diesmal ungewöhnlich frühe Erwachen des Jahres ...

Gestern noch hatte Bohuslav berichtet, daß er auf dem Felde bereits Lerchen vernommen ...

Es war eines Sonntags Morgens; Hostiwin stand am Fenster und blickte zerstreut und träumerisch in die nicht mehr ganz in's Schneekleid gehüllte Landschaft hinaus. Ein heftiger Ostwind strich über die Felder, klirrte an den Fensterscheiben und schüttelte die Aeste der uralten Lindenbäume unter den Fenstern des Schlosses.

Da gewahrte Hostiwin in einiger Entfernung eine Kutsche, die auf der Straße, die sich nach Prag schlängelte, immer näher heranfuhr. Es war der einzige lebende Gegenstand, der sich in der vor ihm daliegenden Winterwelt bewegte. Unwillkürlich begleiteten seine Augen den scheinbar langsamen Lauf des Wagens, bis dieser an die Stelle kam, wo die

Hauptstraße sich mit dem Fahrwege vereinigte, der zu Hostiwin's Schlosse führte.

Da bog er ein.

„Ein Besuch!" rief Hostiwin, unangenehm überrascht. „Doch wer kann es sein?" fügte er nachdenklich hinzu. Er ließ den Wagen noch näher heranrollen, bis er deutlich unterscheiden konnte, daß es allem Anscheine nach ein Prager Fiakerwagen sei. Er war in diesem Augenblicke keiner Gesellschaft bedürftig, am allerwenigsten einer lästigen. Eine der halbvergessenen Bekanntschaften aus Prag hatte die Anmaßung, seine Einsamkeit zu stören.

„Verleugne mich," sagte er in dieser Beziehung zu Ismael, „wenn der Besuch mir und nicht etwa Wallmerode gilt."

Hostiwin verließ das Fenster; der Wagen hatte inzwischen gehalten.

Athemlos kam Ismael heraufgestürzt und rief:

„Es ist Graf Ladislaus!"

„Du hast gethan, wie ich gesagt?" entgegnete Hostiwin, plötzlich erregt, und fühlte eine Welt von Erwartungen in sich erwachen.

„Ich gehorchte," gab Ismael zur Antwort, „doch in diesem Falle so, daß nichts im Wege steht, wenn Du den Grafen sehen willst."

„Herauf mit ihm!" rief Hostiwin.

Der Mohr eilte hinab.

Hostiwin fühlte, wie sich seine Nerven seltsam anspannten.

Was wollte Graf Ladislaus auf seinem Schlosse? Bei dem Manne, welchen sein Onkel, dessen Erbe er war, als Feind betrachtete? Mit welcher Mission konnte er kommen, oder war es nur Höflichkeit, sich auf einer Durchreise durch Prag die Mühe zu nehmen, in dieser Jahreszeit einen Abstecher von mehreren Meilen auf's Land zu machen? Diese Fragen wirbelten durch Hostiwin's aufglühenden Kopf, und wenn er sich auch keine beantworten konnte, gleichviel — er fühlte zum ersten Mal sein Inneres erwärmt, hoffnungsreich angeregt. Ladislaus war ja doch ein Verwandter der Gräfin, er kam von ihr und kehrte wieder zu ihr zurück, er würde von ihr erzählen und ihr wieder Nachrichten heimbringen!

Hostiwin eilte aus seinem Zimmer hinaus dem Ankömmling bis an die Treppe entgegen und flog ihm dort mit Wärme in die Arme.

„Welche Ueberraschung!" rief er. „Ich bin bis zu dieser Stunde ohne jede Nachricht von Ihnen Allen!"

Er zog den Grafen in den kleinen Salon, in welchem er den Vormittag zu verbringen pflegte. Beide setzten sich neben einander auf das Sopha.

„Verzeihen Sie," antwortete Graf Ladislaus, als er Platz genommen hatte, „daß wir so lange stumm waren. Wir hatten um uns herum so viel zu thun, die Dinge drängten sich so gewaltsam, daß Niemand die Muße hatte, die Feder in die Hand zu nehmen. Das wichtigste Ereigniß, das ich Ihnen zu melden habe" — er warf einen Blick auf seinen Anzug — „Sie bemerkten wohl schon, daß ich schwarz angezogen komme —"

„Wirklich!" rief Hostiwin, dem es noch nicht aufgefallen war, indem sein Auge auf den Hut des Grafen fiel, „Ihr Hut hat einen Flor —"

„Mein Onkel ist todt," sprach Ladislaus.

„Seit wann?" fragte Hostiwin hastig.

„Seit acht Tagen," war die Antwort. „Am Morgen nach seinem Begräbnisse habe ich Wien verlassen."

„Wo starb er, wie?" fragte Hostiwin mit höchstem Interesse.

„Erinnern Sie sich jenes Abends?" hob Ladislaus an.

„Des letzten?" versetzte Hostiwin. „Er wird mir unvergeßlich bleiben!"

„Erst um die Zeit, als Sie Hohensprung verließen," begann Graf Ladislaus von Neuem, „kam der Bezirksarzt, der noch bei Ihrer Anwesenheit im alten Schlosse geholt worden war. Dieser, ein alter, erfahrener Mann, erklärte, daß der Zustand des Kranken sehr bedenklich sei und daß er nur den Rath geben könne, denselben nach Wien zu bringen. Einerseits wolle er nicht die Last so großer Verantwortlichkeit auf sich nehmen, zweitens fordere der Kranke eine so stete Ueberwachung von Seiten des Arztes, wie er, der meilenweit entfernt wohne, sie nicht versprechen könne. Dies leuchtete uns ein. Es drängte uns, die Resultate einer Consultation zu

erfahren und den Kranken den besten Händen zu übergeben. Von der völligen Geistesabwesenheit unseres Onkels waren wir leider überzeugt. Wie Sie ihn am Abend in seinem Zimmer sitzen sahen, so saß er auf derselben Stelle noch am andern Tage. Er beantwortete keine der laufenden Fragen, die man an ihn stellte, er sprach überhaupt nichts, als den monotonen Satz, den auch Sie gehört haben: „Ich bin verrathen." Zwei Tage später brachen wir Alle mit ihm nach Wien auf. Die Gräfin und zwei kräftige Bediente fuhren in dem Wagen, in welchem wir ihn transportirten. Er ließ sich Alles ohne Widerstand gefallen. Nur in einem Punkte hatte sein zerrütteter Geist wirklichen Scharfsinn behalten, und zwar in der Wahl der Gelegenheit und des Moments, einen Fluchtversuch zu machen. Natürlich wurde seine Absicht jedesmal frühzeitig entdeckt und vereitelt. In Wien wurden die Notabilitäten der Wissenschaft zusammenberufen und befragt. Ihre Prognose lautete äußerst ungünstig. Man drang darauf, den Grafen einer Irrenanstalt zu übergeben, und trotz alles Widerstrebens von Seiten der Gräfin, die fortwährend um ihren Gatten zu sein begehrte, wurde diese Maßnahme, die man als eine Heilbedingung ansah, zuletzt in Ausführung gebracht. Täglich besuchte ich und Sidonie den Kranken; die Gräfin bezog eine kleine Wohnung in seiner unmittelbaren Nähe. Der Graf siechte langsam hin. Er saß da mit lichtscheuen, glänzenden Augen; er erkannte uns nicht und kümmerte sich nicht um uns. Vor zwei Wochen etwa hielt uns der Director der Anstalt, als wir eben zur Thüre hinaustreten wollten, einen Augenblick an und bereitete uns auf die Eventualitäten vor, die binnen Kurzem in dem Zustande des Kranken eintreten könnten. Es hatte sich eine Lähmung der einen Körperhälfte eingestellt, Deliriren und Zittern, ein vollständiges Sinken der Kräfte — er bezeichnete diese Symptome als solche, welche den Uebergang zur Erlösung von allem Uebel, dem Tode, zu bilden schienen. Er hatte wahr gesprochen. Fünf Tage später war der Unglückliche todt. Man fand ihn am Boden, leichenstarr, in der Haltung, als hätte er sich in dem letzten Lebensmomente bemüht, sich unter dem niedrigen Sopha, das in seinem Zimmer stand, zu verbergen."

„Die Flucht und das Verſtecken," ſprach Hoſtiwin düſter, „war die Methode in ſeinem Wahnſinn. Haben Sie ſeitdem nichts über die räthſelhafte Flucht gehört, die uns ſo viel beſchäftigt hat?"

„Kein Wort," erwiderte Ladislaus. „Ich ſprach auch mit dem Director der Anſtalt darüber. Dieſer meinte, daß die Manie zu fliehen und ſich zu verſtecken bei Irrſinnigen nicht ſo ſelten ſei, als die Laien es glauben. Er kenne aus eigener Erfahrung manchen Fall, der an's Wunderbare ſtreife. Derartige Geiſteskranke führten zuweilen ihre Pläne mit einer Kühnheit, mit einem Scharfſinn und einer Schlauheit durch, die aller Vorausſetzungen ſpotte. Iſt ſomit der Hergang der Sache aller Beobachtung entrückt und kann auch durch das Reſultat der Handlung kein Schluß auf den Gang derſelben gezogen werden, ſo entſtehen ſolche Räthſel, wie wir ein Beiſpiel davon an der Flucht unſeres Onkels gehabt haben. So erhält oft die einfachſte Handlung den Dunſtkreis des Wunderbaren."

„Ich glaube," nahm Hoſtiwin das Wort, „daß Sie da über einen Punkt, der alle Erwägung und die genaueſte Unterſuchung verdient, allzuleicht hinweggehen. Acht Tage war Ihr Onkel verſchwunden. Wo kann er ſich aufgehalten haben? Wie hat er dem Froſte getrotzt? Wie iſt er den ſchneebedeckten Abgründen ausgewichen? Welche Speiſe hat ihn genährt? Wäre es Sommer geweſen, ſo ließe es ſich annehmen, er habe im Walde von Wurzeln oder Beeren gelebt. Es giebt wohl Krankheiten, in denen der Menſch acht Tage der Speiſe und des Trunks nicht bedarf, aber ohne ein Lager hat es noch Niemand im Schnee und Sturme ausgehalten. Auf den gebahnten Wegen, die von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus führen, hat den Grafen Niemand geſehen, und wäre er mit der Sicherheit eines Nachtwandlers über Klüfte und Abgründe, über den Schnee gegangen, wie lange kann die Menſchenkraft dieſe Wanderungen ertragen? Alle dieſe unendlichen Schwierigkeiten betrachtend, iſt man verſucht zu ſagen, er ſei acht Tage lang durch die Lüfte geritten! Und doch muß er irgendwo Unterkunft gefunden haben. Aber wo? Das iſt die Frage."

„Die Sache bleibt märchenhaft!“ rief Graf Ladislaus, indem er, wie von einem spätkommenden Gedanken überrascht, in die Brusttasche griff und etwas hervorzog.

„Vom Gespräche hingerissen,“ sprach er, Hostiwin einen Brief überreichend, „habe ich einen Auftrag der Gräfin einen Augenblick lang vernachlässigt.“

Hostiwin schlug das Herz hoch auf, als er mit dem Briefe einige Schritte gegen das Fenster zurücktrat, um ihn dort zu lesen.

Der Brief war sehr kurz, eine einfache Todesanzeige. Kein Wort, kein Buchstabe, der die Grenze der Formalität überschritt.

Hostiwin fühlte sich niedergeschlagen, er behielt den Brief noch immer in der Hand und bemühte sich, seine Fassung zu gewinnen.

„Sie hat an mich gedacht,“ flüsterte es in seinem Innern, „aber weniger als ein solcher Act von Höflichkeit war auch nicht möglich! Drängte es sie gar nicht, nur mit einem einzigen Federstriche einen Herzenslaut auszustoßen?“

Mitten in dieser Niedergeschlagenheit brach sich eine muthige Gedankenrichtung plötzlich Bahn.

„Unsinniger!“ sagte er zu sich. „Hätte sie gehandelt, wie deine Leidenschaft begehrt, du hättest deine Eigenliebe angenehm berührt gefühlt, doch im nächsten ruhigen Augenblicke allen feineren weiblichen Instinct vermißt und einen auf dem Sarge des Gatten geschriebenen Liebesbrief zerreißen müssen! Sie hat an dich gedacht und damit mehr gethan, als du noch gestern zu hoffen wagtest!“

In aufgeregter Stimmung steckte er den Brief ein und sagte zu Ladislaus in einem so freundlichen Tone, wie er ihn seit Wochen nicht gefunden:

„Doch, wie wußten Sie, daß ich mich hier aufhalte?“

„Wir haben angenommen, daß Sie nicht in Wien sind,“ gab Ladislaus zur Antwort, „denn sonst hätten Sie uns doch besucht, oder wir hätten auf irgend eine andere Weise Ihre Anwesenheit erfahren. Gestern kam ich nach Prag, und mein erster Weg war auf den Altstädter Ring zu Herrn von Wallmerode —“

„Den Sie nicht zu Hause gefunden!“ warf Hostiwin hin.

„Ich erfuhr aber,“ fuhr Ladislaus fort, „daß er sich vermuthlich auf Ihrem Schlosse aufhalte.“

„Ganz recht,“ erwiderte Hostiwin. „Er ist nicht weit von uns. Das Interesse an den Neuigkeiten, die Sie mitbringen, hatte mich einen Augenblick über ihn schweigen lassen. Kommen Sie! Er wird sehr überrascht sein!“

Beide begaben sich zu Wallmerode.

Zweites Kapitel.

Wallmerode.

Hostiwin hatte es dem Belieben seines Freundes anheimgestellt, sich eine Wohnung im Schlosse zu wählen.

Wallmerode hatte von diesem Antrage einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht. Ein mittelgroßer Salon, der ein kleines Cabinet zu einer und ein Schlafzimmer zur andern Seite hatte, war Alles, was er nöthig zu haben glaubte. Das Ameublement, von einer einfachen Eleganz, bot keinen besondern Anblick dar.

Dieses gewöhnliche Aussehen hatte sich aber seit Wallmerode's Einzug sehr verändert und hatte einen von den übrigen Räumen des Schlosses sehr abstechenden Charakter erhalten.

Als nämlich der Freiherr seine Reise nach Wien der Freundschaft zum Opfer brachte, hatte er keineswegs seine dringenden Angelegenheiten auf unbestimmte Zeit hinaus vertagt, sondern deren Betreibung den Umständen anbequemt.

In Prag angekommen, hatte er alle seine Möbel verkauft und nur die Bibliothek und die Kunstgegenstände behalten, denn von nun an war ihm Wien als das Mekka seiner Glückshoffnungen vor den Augen geblieben. Den Aufenthalt bei Hostiwin betrachtete er nur als eine lange Anhaltestation auf

seiner Reise in die Hauptstadt des Kaiserreichs. Er machte sich keine Täuschung darüber, daß ihn sein Freund nicht vor Ablauf vieler Wochen entlassen werde. Um daher nicht an seiner Lage, die keinen so langen Zeitverlust gestattete, zu sündigen, beschloß er, ein Schock Briefe an einflußreiche Personen nach allen Weltgegenden zu senden, mit der Bitte, ihm mittelbar oder unmittelbar einen Platz im Staatsdienste zu verschaffen.

Es war der einzige Weg, auf dem er jetzt seine Interessen verfolgen konnte, und er entledigte sich noch in Prag dieser Aufgabe mit aller Kunst, die seiner Stylistik und seiner Diplomatie zu Gebote stand. Konnte er sich auch von seinen Briefen nicht dieselbe Wirkung wie von seiner persönlichen Gegenwart versprechen, so war doch wenigstens etwas geschehen, was seine Erwartungen spannen und seine Hoffnungen nähren konnte. Es war doch mindestens eine Vorrede zu seiner persönlichen Bewerbung, eine Vorbereitung der Gemüther, die das Erstaunen herabstimmte, daß der ehemalige Spieler und Bonvivant eine Stelle beanspruchte — und zwar eine Stelle im Ministerium des Unterrichts! Erst nachdem dieses geschehen war, begab er sich auf das Schloß seines Freundes. Für die immerhin kurze Zeit seines Aufenthaltes hatte er den mühseligen Transport seiner Bücher und Bilder nicht nöthig, denn auch Hostiwin besaß eine Bibliothek, die noch weit werthvoller war als die seinige.

Wallmerode war aber ein Mann, der ohne diese Attribute der Gelehrsamkeit und des Cultus der Kunst nicht leben konnte. Er brauchte sie wie eine Dame ihren Fächer oder ein Dandy sein Lorgnon. Er hätte eher die Fenstervorhänge und die Portièren entbehren können, als diese Draperieen seiner wissenschaftlichen Charlatanerie. Wenn er daher nicht gleich Alles mitnahm, ließ er nach und nach beinahe Alles kommen.

Das kleine Cabinet war nun mit Büchern überfüllt, viele Folianten konnten nur, auf einander geschichtet, auf dem Boden einen Platz finden. Man kam bei diesem Anblick in die Stimmung, als solle man in den Laden eines Antiquars treten; da man aber wußte, daß ein Cavalier dort wohne,

so fühlte man sich zu dem Glauben unwiderstehlich verleitet, daß es in diesen Hallen mit dem Studium ungewöhnlich ernst gemeint sein müsse. Eine Modebibliothek hätte diese Wirkung ganz und gar verfehlt.

Erst mitten durch diese Folianten trat man in den eigentlichen Salon, was den empfangenen Eindruck erhöhte und ihn zugleich klarer machte.

Das Erste, was auffiel, waren Zeichnungen, welche die Tapeten der vier Wände fast vollständig bedeckten. Gegenüber dem Schreibpult hing ein Carton, das jüngste Gericht von Michel Angelo, rechts eine Scene aus der Ilias von Cornelius, links der Raub der Sabinerinnen, und auf der Seite, den Fenstern gegenüber, eine ungeheure Himmelskarte. Der kleine Raum, den die Möbel frei ließen, war von einem großen Globus und einer Menge physikalischer Instrumente überfüllt. Man war davon genirt, mochte man sich bewegen, wohin man wollte. Aber gerade diese Unbequemlichkeit mußte den Leuten die dringliche Unentbehrlichkeit aller Apparate laut verkündigen. Ein mächtiger Tubus, unweit vom Fenster aufgestellt, war gegen den östlichen Himmel gerichtet und zeigte, daß auch die Sterne auf ihrem heimlich nächtlichen Himmelsgange vor den Beobachtungen des Freiherrn keinen Augenblick sicher seien.

Hart an der Thüre, vor einem üppigen Divan, stand ein Tisch. Auf ihm lagen so viel Bücher und Manuscripte, als es nur die Tragkraft seiner Beine vertrug. Neben dem Tintenfasse prangte eine alterthümliche Sanduhr, die dem Freiherrn wohl nicht die Stunden angab, ihm aber symbolisch den hohen Werth der Zeit vor Augen zu halten hatte.

Das war der sogenannte Arbeitstisch des Charlatans. Vor diesem Tische, auf den üppigen Divan hingestreckt, pflegte er mehrere Stunden des Tages hin- und herzusinnen, wie er wieder zu Gelde kommen könne. Auf diesem Divan hatte er sich, die Ereignisse von Hohensprung recapitulirend, manche Stunde über Sidonie Kismeny geärgert, die ihm unter den erschwerendsten Umständen ihre Hand und ihr Vermögen verweigert hatte. Auf diesem Divan hatte er sich schon den lieblichsten Illusionen hingegeben, daß er eine Stelle im Unterrichtsministerium erhalten werde, wie er auch schon dort von

den martervollsten Ahnungen, daß er vergebens warte, von Zeit zu Zeit befallen worden war.

Vier Wochen waren ja beinahe verflossen, seitdem er seine Briefe in alle Welt hinausgesendet hatte. Bis zum heutigen Tage hatte er kein Resultat, das auch nur in einem Versprechen bestanden hätte, zu Gesicht bekommen.

Um dieselbe Zeit, als Graf Ladislaus bei Hostiwin eintrat, saß Wallmerode an seinem Arbeitstisch und stylisirte einen Brief an eine hohe Persönlichkeit, die ihm nützlich sein konnte und deren er sich erst in der vorigen Nacht erinnert hatte.

Der Brief wollte nicht recht von Statten gehen, denn der Freiherr befand sich in einer großen Unruhe, wie alle Morgen um diese Stunde. Um diese Zeit hatte nämlich ein Diener des Schlosses täglich die einlaufenden Briefe von der Post-expedition des nächsten Dorfes zu holen. Er konnte in jedem nächsten Augenblicke zurück sein. Wallmerode legte die Feder bei Seite und dachte:

„Kommt etwas oder abermals nichts? Gräßlich, gräßlich! Acht Tage will ich noch warten, dann muß ich Hostiwin Lebe-wohl sagen, er nehme es auf, wie er wolle. Ich habe manche wackere Protection, der ich mich nur zu zeigen brauche, um ihren Eifer, für mich zu wirken, zu verzehnfachen! Die Stelle muß kommen, — dann kommt Titel, Rang, Gehalt, wenn auch kein Reichthum! Aber auch auf Reichthum muß ich noch nicht verzichten! Es wird sich schon eine Erbin finden, die keine solchen Ansprüche macht wie die alberne Kismeny! Auch werde ich, wenn alle Stricke reißen, keine Ansprüche machen! Glänzende Schönheit, hinreißende Anmuth muß ich wie ein Spiritualist als Zufälligkeiten betrachten und den ganzen Zauber des Weibes in der Mitgift erblicken. Wie die Welt denkt, ist die Achtung nothwendig wie das tägliche Brod, die Liebe dagegen ein überflüssiger Luxus!"

Ein Klopfen an der Thüre riß ihn aus diesen Gedanken, Hostiwin trat mit Ladislaus ein.

Ueberrascht, erstaunt, sprang Wallmerode empor.

„**Obstupui steteruntque comae** —" rief der gelehrte Frei-herr mit hyperbolischer Ausmalung seiner Ueberraschung, die

Arme auseinanderbreitend. — „Ich erstarre, ich bringe vor Erstaunen kaum ein Wort heraus!“

Eine warme Bewillkommungsscene folgte, worauf alle Drei, so gut es die Ueberfüllung des Zimmers zuließ, Platz nahmen. Wie natürlich, nahm die Mittheilung vom Tode des Grafen Demetrius die vorderste Reihe im Gespräche ein. Ladislaus erzählte ungefähr dasselbe, was er vor einer Weile Hostiwin mitgetheilt hatte.

Nachdem man sich abermals in Suppositionen über die räthselhafte Flucht des Verstorbenen ergangen hatte, fragte Wallmerode:

„Wie geht es der Gräfin?“

„Sie scheint viel gelitten zu haben,“ gab Ladislaus zur Antwort, „und auch jetzt wird die Zeit der Ruhe noch so bald nicht für sie kommen. Die Uebernahme des Familienbesitzthums durch mich, die mit der Enterbung ihres Sohnes gleichbedeutend ist, kann auf ihr Gemüth nur peinlich wirken —“

„Und Sidonie?“ unterbrach Wallmerode, seinen heimlichen Aerger über die Frau unter einem zärtlichen Tone und einem freundlichen Lächeln verbergend.

„Meine Schwester,“ erwiderte Ladislaus, „vermehrt seit vierzehn Tagen meine Sorgen —“

„Wie so?“ fiel ihm Wallmerode neugierig in die Rede.

„Insofern,“ gab Ladislaus zur Antwort, „als plötzlich meine Gänge zu Gerichten und Advocaten verdoppelt werden. Es ist ihr nämlich von einem Seitenverwandten ihres verstorbenen Mannes eine bedeutende Erbschaft zugefallen —“

„Ei was!“ rief der Freiherr mit naiver Verwunderung.

„Obwohl ein rechtlich unantastbares Testament vorliegt,“ fuhr Ladislaus fort, „so hat doch ein Anverwandter, der sich übergangen glaubt, den sinnlosen Muth, einen Proceß zu führen. Der Ausgang wird für ihn traurig sein, dennoch belästigt er uns. Sidonie wird von der Erbschaft keinen Heller einbüßen.“

„Eine bedeutende Erbschaft?“ fragte Hostiwin.

„Viermalhunderttausend Gulden,“ war die Antwort.

Dem Freiherrn floh das Blut aus dem Gesichte. Sein Herz jammerte noch einmal um den Verlust der Frau von Kismeny.

„Ihnen, als zwei ergebenen Freunden unserer Familie," hob Ladislaus an, „kann ich es anvertrauen, daß der Todesfall die Verheirathung Sidoniens mit van Groote verschoben hat."

„Ich sah es schon lange kommen," meinte Hostiwin, während eine sprachlose Wuth aus Wallmerode's Augen hervorblitzte.

„Offen gesagt," sprach Ladislaus, „mir wäre es lieber gewesen, wenn es anders gekommen wäre —" er warf einen bedeutsamen Blick auf Wallmerode, der davor zitterte, daß jetzt die Rede auf seine Niederlage kommen werde. Ladislaus sprach aber weiter: „Baron," er meinte Wallmerode, „ich glaube ein tieferes Interesse für meine Schwester bei Ihnen bemerkt zu haben."

„Ich leugne es nicht," erwiderte der Angeredete, „Sidonie hat ganz und gar das mir homogene Naturell —"

„Warum," fuhr Ladislaus bedauernd fort, „haben Sie den Eigensinn des Gelehrten so weit getrieben? Ich weiß von einer Zeit, in welcher Sidonie Ihren Heirathsantrag mit Sehnsucht erwartete — warum ist da kein heißerer Augenblick gekommen, der Ihren ruhig klaren Kopf entzündet hätte?"

„Sie können Recht haben," gab Wallmerode zur Antwort, indem er sich grimmig in die Haare griff, während Hostiwin über die ehrlich gemeinten Worte des Grafen wie über eine Ironie heimlich lächelte.

„Es ist vorüber," sagte Wallmerode nach einer kleinen Pause. „Der Mann muß stets ein Ganzes sein und sich mit dem Geschehenen zufrieden geben. Es ist mir jetzt lieb, daß Sidonie an van Groote einen herzensguten, wenn auch nicht einen willensstarken, einen Recht liebenden, wenn auch etwas pedantischen Mann findet."

In dieses zweideutige Lob ergoß sich der Haß und die Mißgunst gegen den glücklichen Rivalen. Ein neuer Stachel, der Vorwurf über seine Ungeschicklichkeit, Sidonien gegenüber, war aus den Worten des Grafen in Wallmerode's ohnehin genug gemarterte Seele gefahren.

„Ist van Groote in Wien?" fragte Hostiwin.

„In diesem Augenblicke wohl noch," war die Antwort,

„doch wird er in den nächsten Tagen eine Reise im Auftrage der Wiener Akademie nach Florenz machen müssen."

„Ei, da wird er seinen Freund Petrowsky wiedersehen!" rief Hostiwin. „Was schreibt Petrowsky aus Florenz?"

„Der seltsame, bizarre Mensch!" sprach Ladislaus. „Kein Wort hat er von sich hören lassen! Van Groote hält dieses Schweigen für die Kündigung einer langjährigen Freundschaft, für einen vollständigen Bruch. Ein unbedeutender Wortwechsel, der kurz vor Petrowsky's Abreise stattgefunden, ist die ganze Ursache, allerdings eine so geringfügige Ursache, wie sie nur einem krankhaft gereizten Gemüthe genügen kann — und Petrowsky ist krank. Van Groote will ihm dennoch die Hand bieten."

„Van Groote," sprach Hostiwin, „legt im Laufe dieser Freundschaft, so weit ich beobachtet habe, ein Naturell an den Tag, das Männer eigentlich nicht besitzen und das sonst nur das Eigenthum edler Frauennaturen zu sein pflegt — ich meine den Stolz, der sich der Empfindung jedesmal opfert, und die weiche Energie des Gefühls, das immer nachgiebt, immer zurücktritt, um den theuern Gegenstand desto sicherer festzuhalten."

„Sehr schön, sehr schön von ihm!" bemerkte Wallmerode, dem in seiner wilden, zornigen und mißgünstigen Stimmung eine gänzliche Herabsetzung van Groote's wohlgethan hätte. „Es ist sehr schön, und wie Du richtig sagst: Männer, die eigentlichen Männer, besitzen diese Vorzüge nicht!"

Ein grimmiges Lächeln lagerte um seine Lippen, als er die letzten Worte mit schärfster Betonung sagte.

Hostiwin vermochte es nicht, bei diesem Ausfalle seinen Ernst aufrecht zu erhalten.

„Ich sprach früher," sagte Ladislaus, das Gespräch auf einen andern Punkt lenkend, „von der Uebernahme unserer Familienbesitzthümer, die der Gräfin so viel Kummer macht."

„Es war doch der heißeste Wunsch der Gräfin," fiel Wallmerode ein, „eines unrechtmäßigen Besitzes los zu werden. Sie hatte Himmel und Erde aufgeboten —! Weshalb Kummer?"

„Allerdings," bemerkte Hostiwin. „Die Gräfin sah die

Schlichtung der Sache als die Bedingung ihrer Ruhe und ihres künftigen Glückes an."

„Und doch!" versetzte Ladislaus, die Hand an die Stirne legend und eine Miene ziehend, wie wenn man eine Sache zusammenreimen muß, gegen welche sich der Verstand sträubt. „Umstände mag es machen," sagte Wallmerode, „Gänge verursachen, aber ich bin begierig zu hören, welche Schwierigkeiten auftauchen können, da nun vollends der Tod des Grafen den Weg geebnet hat —"

„Und doch!" versetzte Ladislaus mit noch stärkerer Betonung. „Sie sehen mich eben deshalb jetzt auf der Reise, von der Alles abhängt und die leicht erfolglos sein kann. Doch später davon. Es geht seltsam auf der Welt zu! Der Gang der menschlichen Dinge ist oft so verkehrt, so gegen das Ziel aller Absichten gerichtet, daß man oft die Frage aufwerfen möchte, ob nicht eine böse Macht bestehe, welche die Freuden der Menschen als Tragödien enden und die tiefsten Pläne und schwermüthigsten Gedanken als Possenspiele erscheinen läßt!"

„Nun?" fragte Hostiwin voll Spannung.

„Sie wissen, meine verehrten Freunde," hob Ladislaus an, „was das Pathos meines Onkels gewesen. Von Umständen mehr gedrängt, als verlockt, wollte er seinem Erstlinge einen unrechtmäßigen Besitz sichern. Bei seinem ehrenhaften Charakter war er sicher von dem Bewußtsein, ein Recht verletzt zu haben, ebenso schwer gepeinigt, als von der Furcht und Sorge, daß seine heimliche That an's Tageslicht gelangen könne. Dennoch war die Aufrechterhaltung dieser That eine fixe Idee bei ihm geworden. Als sich endlich die Gräfin nicht gegen ihn, sondern gegen sein Unrecht erhob, ging die fixe Idee einen Schritt weiter. Halbbewußtlos verließ er das Schloß, um Gott weiß wohin zu eilen und ein Versteck zu suchen, als wenn die Flucht seine Handlung hinter ihm auslöschen könne, da sie im Gegentheil der Gräfin und Tobias freies Feld ließ, um nun vor aller Welt die Schuld zu bekennen. Trotz des Wahnsinns, der ihm diese Flucht rieth und sie ihn ausführen hieß, verließ ein scharfsinniger Instinct meinen Onkel nicht. Sie haben mit

eigenen Augen den halb offenen Wandschrank in seinem Schlafzimmer gesehen, aus welchem er ein Kästchen auf seinen geheimnißvollen Weg mitgenommen hatte. In diesem Kästchen lagen alle Documente, die auf die Geburt der Gräfin Bezug hatten, aufbewahrt, und dieses Kästchen hat mein Onkel nicht wieder heimgebracht. Wer weiß, wo es liegt, ob er es vor seiner Flucht im Ofen vernichtet oder es auf seinem räthselhaften Gange zufällig oder absichtlich bei Seite geschleudert hat."

„Ei!" rief Hostiwin. „Und die Documente sind so ziemlich unersetzlich!"

„Sollte man," sagte Wallmerode, „bei so viel Zeugen, die diese Eröffnungen hatten, dieser Papiere wirklich bedürfen?"

„Es steht ärger, als Sie denken!" rief Ladislaus. „Ohne diese Papiere ist geradezu nichts zu beginnen. Ohne Beweisstücke bin ich vor dem Gericht ein habsüchtiger, proceßliebender Neffe, Tobias ein abgerichteter Zeuge oder ein alter Fasler und die Gräfin eine Mutter, die aus unbekannten, jedenfalls unreinen Gründen gegen ihr Kind handelt! Constantin ist in den Augen des Gesetzes Erbe und seine Mutter eine Freiin von Klettendorf. Das hat Urkunden und den factischen Besitz für sich, meine Protestationen dagegen sind haltlose, leere Worte!"

„Das kommt unverhofft!" rief Wallmerode. „Natürlich haben Sie die tüchtigsten Juristen consultirt?"

„Das können Sie sich denken," versetzte Ladislaus. „Es ist übrigens sehr natürlich, daß sich das Gesetz gegen mich kehrt, da ich nichts documentiren kann; im entgegengesetzten Falle wäre ja kein Besitzer seines Eigenthums sicher. Jedes Complott, auf eine glückliche Fabel basirt, könnte uns wegen Illegitimität aus Haus und Hof vertreiben."

„Sehr wahr," sprach Hostiwin. „Ich kenne einen analogen Fall in meiner nächsten Nähe."

„Da sehen Sie nun," rief Ladislaus, „das wunderbare Spiel des Schicksals, über welches ich früher sprach. Mein Onkel zittert Tag und Nacht vor Entdeckung seines Geheimnisses. Diese Furcht erdrückt in ihm jede Lebensfreude und greift allmählich seinen Verstand an. Es erscheint der ihm so

schreckliche Augenblick der Enthüllung — für ihn der jüngste Tag! Da läßt er Alles hinter sich im Stich und irrt im Schnee, am Rande der Abgründe und unter Lawinen, er verfällt in Wahnsinn und kommt um's Leben. Jetzt ist er todt und man frägt: Warum die Opfer, warum die Geständnisse der Gräfin, des Tobias und zum Theil Ihre Bestätigung, Hostiwin? Das Geheimniß liegt doch im Grabe mit dem Todten!"

„Jetzt begreift man," sagte Hostiwin, „die kummervolle Lage der Gräfin bei der Uebernahme der Güter!"

„Und wäre kein Document," meinte Wallmerode, „in der Geburtsstadt der Gräfin, in Plauenburg, aufzutreiben?"

„Schwerlich," griff Hostiwin dem Grafen mit der Antwort vor, „wenigstens nicht leicht. Der dortige Hof hält die Hand auf Allem, was diese Sache berührt, und daß von dort keine Aushülfe zu erwarten ist, darüber wird sich unser Freund, der Graf, selbst keine Illusion machen."

„Nicht die geringste," bestätigte Ladislaus. „Mein Anwalt hat sogar schon nach Plauenburg geschrieben, nicht an den Hof, von dem er sich nichts versprach, sondern an den dortigen Magistrat. Von dieser Seite wollte er sich erst Waffen holen, um dem Hofe an den Leib zu gehen. Das wurde so gemacht: Er schrieb, daß Antonie von Klettendorf nicht todt sei, sondern daß sie sich mit dem Grafen Milowitsch, dessen Gattin sie geworden, geflüchtet habe. Man bitte ihr Taufzeugniß, ihren Heimathschein, kurz alle auf sie Bezug habenden Urkunden nach ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte, Wien, zu senden."

„Sehr gut," bemerkte Hostiwin. „Diese verlangten Urkunden müssen doch die schwächste Seite ihrer Gegner bilden?"

„Man hat wohl nichts geschickt?" fragte Wallmerode.

„Alles!" rief Ladislaus, die Papiere sind in bester Ordnung und so vollständig, daß ich selbst an den Aussagen der Gräfin im ersten Augenblick irre wurde. Wie ausgiebig und vollgenügend diese Urkunden sind, können Sie daraus entnehmen, daß sie uns von dem Amte in Plauenburg mit dem Beifügen überschickt wurden, die todtgeglaubte Freiin Antonie von Klettendorf könne fortan auf das eingelaufene Lebenszeug-

niß hin den Nachlaß der verstorbenen Frau von Klettendorf beanspruchen."

„Das ist wirklich unerwartet!" rief Wallmerode.

„Und was denken Sie jetzt zu thun?" fragte Hostiwin.

„Graf Ladislaus läßt sein ihm zukommendes Erbe doch nicht fahren," fiel Wallmerode ein, „wenn es auch die Gräfin wünschte. Ich versuchte mein Glück in Plauenburg —"

„Auch unser Gedanke!" rief Ladislaus. „Sie finden mich auf dem Wege."

„Und Sie waren so freundlich," sagte Hostiwin, „auf einer immerhin drängenden Geschäftsreise den zeitraubenden Seitensprung zu machen, um uns wiederzusehen?"

„Diese Gelegenheit ließ ich nicht vorübergehen," antwortete Graf Ladislaus, „obwohl ich nebenbei bei Ihnen guten Rath auf den Weg mitnehmen wollte."

„Bei mir?" sagte Hostiwin verwundert.

„Sie waren der Freund des verstorbenen Fürsten," sprach Graf Ladislaus. „Offenbar wird es noch Leute am Plauenburger Hofe geben, die sich dessen erinnern. Sie werden mir vielleicht Jemanden bezeichnen können, der aus Freundschaft zu Ihnen mir mittelbar oder unmittelbar einen Dienst erweisen kann."

„Ich thäte es von Herzen gern," sagte Hostiwin, während sein Gesicht ein verstimmtes Nachdenken ausdrückte, „wenn mir Jemand dort so nahe stände, um Ihnen nützlich zu sein. Ich kenne aber dort Niemanden als den jetzigen Hofmarschall Herrn von Falkenau, mit dem ich mich übrigens fast überworfen habe. Doch wenn er auch mein Freund wäre, ja wenn ich mich mit ihm duzte, so ist er eine Creatur, die unser Interesse eher verräth als unterstützt."

„Das ist fatal!" erwiderte Graf Ladislaus.

„Sie müssen den Weg dennoch machen!" meinte Wallmerode. „Es schließen sich oft Quellen unversehens auf —"

„Gewiß," rief Hostiwin lebhaft, der Strahl einer Idee leuchtete aus seinen Augen. „Man muß es unbedingt versuchen —"

„Ich glaube das auch," sagte Ladislaus, „obwohl ich eingestehen muß, daß ich nicht die Persönlichkeit bin, die zu geheimen Missionen Talent besitzt."

„Ich will mich darin Ihnen nicht überlegen nennen," versetzte Hoftiwin, „aber es steht fest, daß Zwei mehr ausrichten würden als Einer."

„Wie meinen Sie das?" fragte Ladislaus.

„Ganz einfach," antwortete Hoftiwin. „Wenn ich etwa mitreiste —"

„Ein Opfer," rief Ladislaus mit freudiger und dankbarer Bewegung, „ein Opfer, um das ich Sie beschwöre, das ich nicht zu verlangen wagte."

„Das Opfer ist kleiner," gab Hoftiwin zur Antwort, „als Sie meinen."

Es war keine Bescheidenheit, die es ihn sagen ließ. Er war von dem hohen Sinne der Gräfin zu wohl überzeugt, um nicht gewiß zu sein, daß sie, von einen Drange nach Wahrheit beseelt, auf's Innigste wünsche, die Angelegenheit ihres Hauses auf die Basis des Rechts zurückgeführt zu sehen. Er sehnte sich darnach, der verehrten Frau seine Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, kundthun zu können, und wenn er überhaupt ihr und der gräflichen Familie zu jedem Dienste bereit war, so stand ihm auch sein Plan, den Plauenburger Hofgarten in seinem Parke nachzuahmen und sich in den Besitz von Adelheid's Monument zu setzen, vor Augen. Die Reise kam ihm höchst gelegen.

„Sie entzücken mich," rief Graf Ladislaus, „und werden den wärmsten Dank der Gräfin ernten. Sie war es, die mir, als sie mir den Brief an Sie übergab, auftrug, nach Ihrem Rath zu fragen."

„Dieses Vertrauen freut mich," erwiderte Hoftiwin, der als einen neuen mächtigen Antrieb zur Reise den leisen Wunsch der Gräfin fühlte.

„Und Wallmerode," sagte Ladislaus, „werden wir hier einsam zurücklassen?"

„Ich bin kein Hinderniß," rief der Freiherr, dem, wie sich von selbst versteht, der Reiseplan überaus willkommen kam. „Ich wäre ohnehin nicht lange mehr der Gesellschafter meines lieben Freundes geblieben."

„Wo eilst Du hin?" fragte Hoftiwin.

„Ich gehe nach Wien," gab Wallmerode zur Antwort.

„In dieſen letzten Tagen, die ich bei Dir verbrachte, habe ich meine Culturgeſchichte durchgeſehen und gefunden, daß ich noch manches Studium an den Urquellen nöthig habe. Nur die Wiener Bibliothek beſitzt die betreffenden Handſchriften —"

„Und wann wollteſt Du reiſen?" fragte Hoſtiwin.

„Wann?" rief Wallmerode. „Morgen, heute, gleich — Ihr Beide habt auch keine Zeit zu verlieren."

„Nun gut," ſprach Hoſtiwin, indem er ſich erhob. „Iſt es Ihnen recht, Graf, morgen zu reiſen?"

„Sie machen mich durch Ihren Eifer doppelt glücklich," gab Ladislaus zur Antwort.

„Dann reiſen wir morgen," ſagte Hoſtiwin.

In dieſem Augenblicke trat ein Bedienter ein. Er überbrachte dem Freiherrn von Wallmerode einen Brief, der von der Dorfpoſt geholt worden war. Ihn zierte ein großes prangendes Siegel.

Mit der Gier eines hungrigen Haifiſches ſchnappte der Freiherr, der ſich in ſeinen Hoffnungen heute abermals getäuſcht glaubte, nach dem Briefe, erbrach ihn mit zitternder Erwartung und fing ihn mit abgewendetem Geſichte zu leſen an, um die etwa in Folge des Inhalts aufſteigenden Emotionen nicht vor Zeugen kundzugeben.

Trotzdem verwandten die beiden Anweſenden keinen Blick von ihm. Er hatte unbewußt beim Empfange des Briefes eine ungewohnte Aufregung gezeigt, die ſich beim Durchleſen nur noch mächtiger ſteigerte.

Zu Ende gekommen, drehte ſich der Freiherr, den Brief in der Hand, mit einem ſo von Affect belebten Geſichte um, daß man zweifeln konnte, ob die Mienen Schrecken oder Triumph verriethen.

„Was giebt's?" fragte Hoſtiwin faſt unruhig.

„Eine ſeltſame Ueberraſchung!" rief Wallmerode, der plötzlich inne wurde, daß er ſich fortreißen ließ, und plötzlich ein affectirtes, gegen früher abſtechendes Phlegma annahm. „Da ſeht!" er reichte den Brief den Freunden hin. „Weiß nicht, wie ich dazu komme!" fügte er mit naiver Beſcheidenheit hinzu, als ihm Hoſtiwin das Blatt neugierig aus der

Hand nahm. „Du kannſt es, um Zeit zu erſparen, dem Grafen vorleſen," ſagte er gleich wieder darauf und rieb ſich bei Seite die Hände. „Ich habe nur zu bemerken, daß der Schreiber des Briefes eine in der Staatskanzlei allmächtige Perſönlichkeit iſt."

Hoſtiwin las:

„Lieber Baron!

„Eine hohe Regierung, die für den Aufſchwung des Geiſtes nach allen Richtungen hin Sorge trägt, hat in der letzten Zeit ihr beſonderes Augenmerk auf die Akademie der bildenden Künſte gewendet und den Entwurf eines Planes beſchloſſen, der dieſes Inſtitut auf einen den Anſprüchen unſerer Zeit würdigen Standpunkt heben ſoll. Als eine hohe Regierung ſich nach den Perſönlichkeiten umſah, die ihr bei der Ausarbeitung dieſes Reformplanes an die Hand gehen ſollten, iſt mein Auge ſogleich auf Sie, lieber Baron, gefallen. Durch Ihre Studien dazu trefflich vorbereitet, haben Sie ſich ſpäter auf claſſiſchem Boden mit ſeltener Ausdauer der Forſchung geweiht. Doch nicht Ihre Bildung allein beruft Sie auf das Feld der Kunſtgeſchichte; Sie ſind, lieber Baron, vor allen Anderen einer jener ſeltenen Männer, der mit großer Gelehrſamkeit und vollſtändiger Kenntniß der hier berührten Gebiete jugendliche Wärme des Gemüths und ſittlichen Ernſt verbindet, Eigenſchaften, die allein das Würdige ſchaffen. Lange genug, Herr Baron, haben Sie ſich der öffentlichen Thätigkeit entzogen und mit ſchöner Beſcheidenheit, gleich als hätten Sie noch immer zu lernen, nur an Ihrer weiteren Fortbildung gearbeitet. Eine Kraft, wie die Ihrige, darf ſich dem allgemeinen Wohl nicht entziehen, allzu große Beſcheidenheit wird da zum Verbrechen. Die hohe Regierung hat, als ich Ihren Namen bezeichnete, ſogleich beſchloſſen, Sie in den Kreis Jener zu ziehen, welche die Grundzüge des neuen Inſtitutes auszuarbeiten haben werden. Sobald dies Werk beendigt ſein wird, dürfte ſich für einen Mann Ihres beinahe encyklopädiſchen Wiſſens ein neues Gebiet der Thätigkeit eröffnen. Die Schule, die Inſtitute der öffentlichen Mildthätigkeit bedürfen, beinahe noch dringender, einer Reviſion. Auf allen

dieſen Feldern dürfte der Rath eines Mannes, der wie Sie unter dem Adel unſeres Landes den Ruhm der Gelehrſamkeit ſo glänzend vertritt, erſprießlich ſein. Ich fordere Sie auf, ſogleich nach Empfang dieſes Briefes in die Reſidenzſtadt zu eilen u. ſ. w."

Bei der Lectüre dieſer Zeilen bildete ſich ein ironiſches Lächeln auf den Lippen Wallmerode's und blieb mit wunderbarer Intenſität lange dort haften. Es war ein mephiſtopheliſches Lächeln, das dem Weltlauf, der Vorſehung und der Logik der Thatſachen Hohn ſprach. Er erhob ſich beinahe grandios — ſeine Gelehrſamkeit war durch eine hohe Sanction glorificirt.

„Ich gratulire!" riefen Hoſtiwin und Graf Ladislaus faſt gleichzeitig.

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen!" ſprach Wallmerode mit geſpielter Beſcheidenheit. „Wäre es nicht um das Mißtrauen in meine Kräfte —"

„Dieſes Mißtrauen wirft Dir ja eben dieſe erlauchte Perſönlichkeit als Deinen ärgſten Fehler vor!" rief Hoſtiwin lächelnd. „Sie hätte Recht, wenn Du Dich weigern wollteſt, Du wirſt dem Rufe folgen!"

„Er iſt ehrenvoll," ermunterte Graf Ladislaus, „man muß ſich wirklich freuen, einmal wieder das beſcheiden ſich zurückziehende Verdienſt belohnt zu ſehen."

Auf Wallmerode's Geſicht zeigte ſich wieder jenes frühere Lächeln.

„Es trifft ſich herrlich!" ſagte Hoſtiwin lebhaft. „Du haſt plötzlich einen dringenden Reiſezweck erhalten. Ich hoffe, wenn ich von Plauenburg zurückkomme, Dich als Hofrath oder Director der Akademie der ſchönen Künſte zu begrüßen."

„Wir wollen ſehen, was daraus wird," meinte Wallmerode. „Ich will mir bis zu meiner Ankunft in Wien Bedenkzeit laſſen. Du weißt ja, Alexander, daß es nicht meine Art iſt, etwas zu überſtürzen."

So viel Mäßigung und Beherrſchung ließ es ſich der Schalk koſten, um nicht vor Freude hoch aufſpringen zu müſſen.

Ismael trat mit der Meldung ein, daß ein Diner ſervirt ſei.

Alle Drei verließen das Studirzimmer des Gelehrten.

Tags darauf reiſte Hoſtiwin mit Ladislaus nach Plauenburg. Wallmerode galoppirte mit Extrapoſtpferden ſeinem Ziele entgegen. Seine Bruſt, die ſeit Jahren den Alpdruck einer böſen Lage empfunden hatte, athmete zum erſten Mal wieder frei.

Drittes Kapitel.

In Plauenburg.

Das Fürſtenthum, das im Laufe dieſer Erzählung den Namen Plauenburg trägt, lag weit hinausgerückt im nordweſtlichen Deutſchland. Um von Prag dahin zu gelangen, war eine langwierige Reiſe von Nöthen, die zur Winterszeit ihre beſchwerliche Seite hatte. Zur Zeit unſerer Erzählung herrſchte ja noch die Poſtkutſche auf deutſchem Boden faſt unumſchränkt. Eiſenbahnen kannte man nur auf einigen Strecken, ſie waren mehr Curioſität und Experiment, als das wohlthätige Gemeingut der Reiſenden, was ſie ſeitdem geworden, zu nennen. Der Morgen des fünften Tages war herangekommen, als unſere beiden Reiſenden, nur von dem treuen Ismael begleitet, ſich bei froſtigem, aber heiterem Wetter dem Ziele ihrer Reiſe näherten.

Hoſtiwin's Stimmung hatte ſich gelichtet. Je mehr er über den Zweck der Reiſe nachdachte, deſto mehr ſetzte ſich der Glaube in ihm feſt, daß ſie ein anderes Reſultat haben könne, als der Nachbar an ſeiner Seite und die Gräfin ſelbſt glaubten. Eine weit hinausblickende Hoffnung zeigte ihm dort

Lichtpunkte, wo des Grafen Demetrius düstere Phantasie einen tückischen Abgrund gesehen. Möglich, daß er sich täuschte — aber die Hoffnung war da. Es drängte ihn vorwärts, als sollte er in Plauenburg eine glückliche Entscheidung finden.

Es liegt in der bloßen Bewegung des Reisens etwas, was das Gemüth erheitert und befreit.

Graf Ladislaus ließ seit einiger Zeit nicht davon ab, zu fragen, in welchem Staate man sich abermals befinde. Er witzelte fortwährend darüber, daß er, freilich ohne dadurch incommodirt zu sein, ja fast ohne es zu merken, binnen eines Vormittags durch dreier Herren Länder gekommen sei.

Hostiwin, nur um nichts auf das Land seiner Vorliebe kommen zu lassen, entgegnete, weit über seine wahre Meinung hinaus: „Sie reden wie Alle. Fortwährend wird den Deutschen gesagt, daß sie keine Nation seien, weil sie in viele Staaten gespalten sind, und so grundfalsch und, meiner Ueberzeugung nach, so lächerlich dieser Ausspruch ist, er wird ohne viel Erwägung hingenommen und weiter nachgebetet. Vielleicht ist dieses Leben in Kleinstaaten nur eine andere Form des staatlichen Lebens, vielleicht gar eine höhere. Daß die Vereinigten Staaten Nordamerikas eben vereinigte Staaten und kein Gesammtstaat sind, daß die Schweiz aus Cantonen besteht, beklagt Niemand; die Klage über die deutsche Kleinstaaterei ist allgemein. Meine Ueberzeugung ist, daß Deutschland seiner Kleinstaaterei unendlich viel verdankt und daß die Menschen sich in der Mehrzahl dieser Länder weit besser befinden, als in den meisten großen. Ich lebe der Ansicht, daß höhere Regierungsformen sich überhaupt nur auf beschränkten Gebieten realisiren können, und glaube, daß diese kleinen Länder geradezu beneidenswerthe Existenzen sein werden, bis sich erst das allgemeine Band gefunden haben wird, das sie einigt."

„Fragen Sie doch," entgegnete Ladislaus, „was diesen Ländern die Erhaltung eines Hofstaats und einer Regierungsmaschine kostet, die mit ihrer Größe durchaus in keinem Einklang steht."

„Dies mag," sagte Hostiwin, „bei manchen Kleinstaaten

der Fall sein, andere wieder werden sehr wohlfeil regiert. Aber sehen Sie die Vortheile! Wenn wir forschen, woher es doch kommt, daß Erziehung und Bildung in Deutschland so verbreitet sind, wie wohl nirgends sonst; kommt es nicht daher, daß sich hier nicht Alles nach einem Centrum zieht, während die Peripherie erstarrt? Sehen Sie den Nutzen der Kleinstaaten! Wie soll ein kleiner Fürst es anfangen, ein Tyrann zu werden? Er ist genöthigt, mit seinem Volke auf humanem Standpunkt zu verkehren, denn er ist von ihm durch keinen Kreis von Bajonnetten getrennt. Ebenso wenig als eine Schule besser wird, wenn hundert Schüler zuwachsen, ebenso wenig wird ein Staat von einer halben Million besser regiert, wenn zwei Millionen hinzukommen. Vergleichen Sie die Provinz der Großstaaten mit den gesegneten Ländern, die wir durchreist haben — wo ist mehr Bildung und Wohlstand? Freilich, den Ruhm, in den Fragen des europäischen Gleichgewichts mitsprechen zu können, entbehren diese Staaten — doch wie theuer bezahlt man diesen Ruhm!"

Ladislaus blieb eine Weile still, dann sagte er: „Eine Stadt zeigt sich in der Tiefe — wir nähern uns dem Ziel. Ich glaube, wir kommen da in einen so netten kleinen Raubstaat hinein, als ich mir ihn zu Ihrer Widerlegung nur immer wünschen kann. Graswald's Erzählung hat uns mit dem Geiste, der dort herrscht, einigermaßen bekannt gemacht."

„Wir wollen sehen!"

Das kleine Plauenburg, das, von der Nachmittagssonne beschienen, in immer klareren Contouren hervortrat, war sehr freundlich gelegen. Gegen Süden lehnte es an einen breiten Waldhügel und war gegen die fruchtbaren, weithin auslaufenden Ebenen der anderen Seiten zu von uralten Anlagen eingeschlossen. Ein kleiner Fluß, die Plaue, theilte den Ort in zwei Hälften und zog sich dann in zahllosen Windungen die Ebene entlang.

Was die Stadt selbst betraf, so war ihr Charakter für Augen, die an Weltstädte gewöhnt, freilich seltsam einfach, eigenthümlich klösterlich. Die kleinen Häuser mit vorgebauten Erkern und schnörkelhaft verzierten Portalen, mit hohen Giebeldächern, welche zwei bis drei Reihen von Dach-

fenstern hatten, erinnerten an den altehrwürdigen Styl jener Reichsstädte, die sich aus der Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege ziemlich unversehrt erhalten haben.

Die Bewegung und das Leben im Innern war sehr gering, doch die Reinlichkeit, die Pflege des Straßenpflasters und der Anlagen, die überall herrschende Ordnung deutete auf die beständige Sorgfalt eines bescheidenen Wohlstandes und nahm den Ankommenden günstig ein.

In dem ganzen Conglomerat der Gebäude sah das alte, schwarz angerauchte, massive, durchaus nicht elegante aber wohlerhaltene Fürstenschloß auf seine übrige Umgebung wie ein Aristokrat auf lauter Plebejer herab. Ringsherum war nichts da, was sich mit ihm messen konnte; man sah es schon von Weitem ganze Straßen überblicken, die sich unter dem stolzen Blick gleichsam respectvoll duckten.

Hostiwin kannte das Städtchen aus seiner früheren Anwesenheit flüchtig, doch waren ihm die Eindrücke wieder neu und, wie sich denken läßt, belebter als je.

Vor einem zwei Stock hohen, ziemlich langen, schwarzen Hause auf dem mäßig großen Markte, der an drei Seiten Reihen von Verkaufsgewölben hatte und in dessen Mitte ein hoher steinerner Brunnen mit dem Bildniß eines beschildeten Ritters stand, hielten die Extrapostpferde an.

Der Postillon blies und vom Markte hallte es wieder.

Noch kam Niemand herbei, und doch hielt der Wagen vor dem ersten Hotel von Plauenburg, dem Gasthof zu den zwei Bären, welche sich auch in Gestalt von zwei Eckfteinen, von einem sehr primitiven Meißel gemetzt, bei der Einfahrt aufgestellt befanden.

Hostiwin blickte umher. Wie diese Sculpturarbeit schien auch alles Uebrige den Stempel des Patriarchalischen und Altmodischen zu tragen und in der Sicherheit seiner althergebrachten Existenz kaum zu ahnen, wie nahe diesem Zustand der Umsturz drohe, um in die moderne Lebensepoche überzugehen, wenn nur erst die Locomotive herangebraust kommen werde.

Abermals hatte der Postillon mit der Peitsche geschnalzt und die Reisenden waren bereits aus dem Wagen

gesprungen, ohne daß dies einen der Bewohner zu kümmern schien.

Kein eleganter Kellner mit kunstvoll getheiltem Haar und genial verschlungener Halsbinde kam herangetänzelt, die Ankommenden mit hofmännischer Feinheit willkommen zu heißen; erst nach langem Warten erschien jenes rauhe, nach den jetzigen Civilisationsbegriffen fast unmögliche Wesen, — der uralte, mittelalterliche Hausknecht, und begann, ohne viel Worte zu machen, die Koffer abzuladen.

In drei neben einander liegenden Zimmern der ersten Etage quartierte man die Gäste ein.

Hostiwin trat an's Fenster, das auf den Markt hinausging, an dessen linker Seite eine breite, jetzt entblätterte Allee geradeaus zum Schlosse führte. Die mächtige Façade desselben blickte herüber, auf dem Dache flatterte eine Fahne mit den Landesfarben im Winde und hatte die Anwesenheit des Fürsten in seiner Residenz zu bedeuten.

Träumerisch düster gefärbt lag dies Alles vor Hostiwin's Augen, denn er sah weniger das vor ihm Daliegende, den wirklichen Schauplatz, als die verhängnißvollen Begebenheiten, die auf ihm gespielt.

Dort seitwärts, vom Nebengäßchen aus, wie Hostiwin noch von seinem ersten Aufenthalt her wußte, ging der Weg zum Hause des alten Kaufmanns Arnheim hinunter, der jetzt schon so manches Jahr im Grabe lag. Dort in der Mitte der Allee, die vor ihm lag, mußte das Haus stehen, das Frau von Klettendorf bewohnt und worin Antonie ihre Kinderjahre verlebt hatte.

Ein Schwarm von Eindrücken flog an Hostiwin's Herz heran.

Sein Blick fiel wieder auf die im Winde wehende Fahne.

„Ladislaus," sagte er mit ergriffener Stimme, während der Genannte, der ein vollständiges Diner bestellt hatte, sich es hinter ihm bequem machte, „die Fahne weht! Doch sie flattert nicht, weil Er da ist. Er ist wohl auch da, doch er liegt vergessen in seiner Gruft. Ach, wenn er noch lebte, ich glaube, wie ich bin, mit diesem Reisestaube an meinen Kleidern, flög' ich in's Schloß, um ihm die Freundeshand zu drücken."

Er setzte sich neben Ladislaus, von dem er nur eine oberflächliche Antwort erhielt. Der Graf hatte nur seinen Zweck im Auge und ihm war der Schatz von Schmerzen nicht erschlossen, der für Hostiwin unter dem Boden Plauenburgs lagerte! Dieser sah ihn stumm an, als wenn er sagte:

„Du liebst hier nicht einen Todten, Du fühlst hier nicht die Spuren einer Lebendigen, die ich liebe und vielleicht nie in meine Arme fassen werde! Du verfolgst einen Geschäftszweck, der Dir, wenn Du ihn erreichst, wohl das Herz kalt läßt, doch aber die Welt öffnet — was suche ich hier? Streng genommen, nur Adelheid's erhabenen Leichenstein! Sonst ist Alles Nebensache!"

Nicht lange darauf wurden dampfende Schüsseln aufgetragen. Während des Essens sagte der Graf:

„Lieber Freund, es bleibt also bei der Verabredung, die wir auf unserem Wege getroffen haben. Ich will Ihren Rathschlägen folgen und Ihnen die Angelegenheit mit carte blanche auf so lange in die Hand geben, bis Sie mich aufzurufen für gut finden."

„Diese Anordnung ist ganz in Ihrem Interesse," erwiderte Hostiwin.

„Ich bin glücklich," sagte der Graf, „daß ich Sie bei mir habe. Was wäre ich ohne Sie? Ich sitze am Reiseziel und sehe jetzt erst recht, daß ich kaum etwas anzufangen wüßte. Die Stadt ist mir fremd, ich kenne kein Gesicht, in meiner ganzen Phantasie liegt kein Weg, den ich einschlagen könnte!"

„Doch versprechen Sie sich auch von meinen ersten Gängen keine großen Erfolge," versetzte Hostiwin. „Auch ich werde anfangs nur herumtappen und, wenn das Unglück will, am Ende nur da und dort mit beiden Händen angestoßen haben, ohne an's Tageslicht zu gelangen."

„Unsere Mission ist wahrlich nicht leicht!" meinte Ladislaus mißmuthig.

„Diese Meinung theile ich," sagte Hostiwin, „doch erlassen Sie mir vorerst die Auseinandersetzung meines Operationsplanes und händigen Sie mir die versprochenen Documente ein, die Sie bei sich haben."

„Sehr gern," erwiderte Ladislaus, indem er aufstand, nach

einer großen Brieftasche, die er in das Büreau verschlossen hatte, griff und sie öffnete. „Hier nehmen Sie das Blatt, das mir Tobias Graswald mitgegeben. Hier finden Sie alle Papiere aufgezeichnet, die mein Onkel auf seinem räthselhaften Gange mitgenommen und nicht wieder heimgebracht hat."

Hostiwin nahm das Blatt und durchlief es mit halber Stimme, wie folgt:

„Das Kästchen enthielt 15 Urkunden. Nämlich:

Zwei Briefe, die der Fürst auf die Meldung von Antoniens Geburt hin nach Freiburg geschrieben.

Das Taufzeugniß, vom Kaplan in Freiburg ausgestellt.

Vier Briefe, die Unterhandlungen der Frau von Klettendorf in Bezug auf die Aufnahme Antoniens an Kindesstatt enthaltend, von Frau von Klettendorf aus Paris nach Plauenburg an den Fürsten geschrieben.

Ein Danksagebrief von derselben für ein Geschenk, in welchem Frau von Klettendorf versichert, das Kind des Fürsten wie ihr eigenes pflegen zu wollen, nebst einem zartverhüllten Vorschlage, dessen Mutter vor der Welt vorzustellen.

Vier Briefe vom Fürsten aus Italien an Tobias gerichtet, die auf sein Vaterverhältniß zu Antonie das hellste Licht werfen.

Eine Cabinetsordre, die Antonie in den Adelstand erhebt, und

Die Schenkungsurkunde des Rittergutes Kestellen.

Beide an Tobias aus Italien mit dem Beifügen gesandt, Sorge zu tragen, daß die Actenstücke am kommenden Geburtstage Antoniens in Kraft treten mögen, falls es dem Fürsten nicht möglich wäre, bis dahin aus Italien zurückzukehren.

Endlich eine Abschrift des Testaments, auf der Villa Pedrocchi abgefaßt, in welchem Antonien das Rittergut Kestellen nochmals zugesichert ist, nebst einem Anhange, das die Adelserhebung und noch weitere Dotationen für die Fürstentochter enthält."

Hostiwin hatte zu Ende gelesen und rief bewegt:

„Er hatte das Herz eines Vaters! Welche Absichten hat ein rascher Tod vereitelt! Was nachträglich durch Klugheit

und Energie zu retten gewesen wäre, hat ein Wahnsinniger verschleudert oder vernichtet! Ist dieser Schatz von Documenten wirklich unwiederbringlich verloren? Ich glaube es fast und sehe von nun an die Schwierigkeiten unserer Mission noch klarer und heller! Wir sind ganz waffenlos und stehen einem hartnäckigen und unbeugsamen Gegner gegenüber! Es müßte uns ein seltsames Abenteurerglück lächeln, wenn wir nicht unverrichteter Sache heimkehren sollen."

„Deshalb hoffe ich fast nichts," erwiderte Ladislaus, „gar nichts, als unfruchtbare Erörterungen und unangenehme Wege!"

„Was hätte sich," rief Hostiwin mit tiefem Bedauern, „mit diesen Documenten durchsetzen lassen, ja mit der Hälfte derselben, sogar mit einem Viertel und Achtel! Von dem, was verloren gegangen, läßt sich nichts wieder ersetzen, als das Freiburger Taufzeugniß. Doch welchen Werth hat dieses? So gut wie gar keinen."

„Das sagte auch schon mein Advocat," erwiderte Ladislaus. „Das Taufzeugniß ist nur ein ergänzendes Beweisstück, wenn man im Besitze der übrigen Beweisstücke wäre, denn es lautet auf Antonie Arnheim und stellt ja gar nicht fest, ob die getaufte Antonie Arnheim dasselbe Wesen sei, das wir jetzt als Fräulein von Klettendorf und Gräfin Milowitsch sehen. Nun streitet gegen dasselbe die notorische Thatsache, daß Frau von Klettendorf ohne alle Anfechtung sechzehn Jahre lang als Mutter Antoniens gegolten und als solche noch jetzt in den Augen der Gerichte gilt. Sie sehen, ich bin mit Recht entmuthigt; was etwa unverhofft gelingen mag, werde ich nur Ihrem Scharfblicke und Ihren Bestrebungen verdanken."

„Verzagen wir nicht!" rief Hostiwin, „mir fällt noch ein Klugheitswink ein. Durch Ihre Correspondenzen mit dem hiesigen Amte ist der Name Milowitsch in frischem Andenken. Wir müssen Alles thun, um Ihren Namen nicht unnützerweise bekannt zu machen, was in einem so kleinen Orte doppelt nöthig ist. Das Wort Milowitsch würde den Zweck, den wir verfolgen, mit einem Schlage demaskiren und vereiteln, da ja zunächst unser Wirken geheimnißvoll bleiben muß."

Ladislaus nickte zustimmend und wollte darauf eingehend antworten, als Ismael eintrat.

„Herr," sagte er zu Hostiwin, „ich war auf der Post, um den Brief, den Du mir an Deine Leute nach Hause zu schreiben befahlst, abzugeben, da begegnete mir ganz unweit vom Postgebäude, denk' Dir, wer? — der Hofmarschall von Falkenau. Ehe ich ihn noch erkannte, kam er auf mich zu und sagte gleich in seiner unverschämten Weise: Nun, lieber Neger, bist Du da? wo kommst Du her, bist Du etwa Deinem Herrn entlaufen und suchst Du neuen Dienst?

„Ich bin mit meinem Herrn hier, gab ich zur Antwort und wollte meines Weges gehen. — Da hielt er mich an und fragte neugierig, was Du hier wolleſt?

„Ich wollte erst diese Neugierde zurechtweisen, hielt es aber für unklug, und doch weiß ich nicht, ob die Antwort recht war, die ich gegeben —"

„Nun," sagte Hostiwin gespannt. „Wie hast Du Dich aus der Schlinge gezogen?"

„Ich sagte," gab Ismael zur Antwort, „ich glaube, Du habeſt die Absicht, hier im Plauenburgischen für Dich oder einen Verwandten eine Besitzung zu kaufen."

„Sehr gut," rief Hostiwin lächelnd, „Du hast recht diplomatisch gehandelt. Bleibe dabei, wer Dich auch noch nach unseren Zwecken fragen mag."

„Sehr gut," rief der Graf dem Mohren nach, als dieser zur Thüre hinausging.

„Falkenau!" rief Hostiwin erklärend. „Der war es, der auf der Villa Pedrocchi nach dem Tode des Fürsten alle Papiere zusammenraffte! Wenn Sie gesehen hätten, welche Eile er hatte, abzureisen und nach Plauenburg zurückzukehren! Er hat seinem neuen Landesherrn Alles ausgeliefert! Daraus können Sie entnehmen, daß diese Hofcreatur uns nichts nützen, sondern blos uns verrathen kann. Uebrigens haben wir uns sehr frostig getrennt. Dessenungeachtet bin ich in die Lage gebracht, daß ich meinen Groll hinabwürgen und ihm einen Besuch machen sollte."

„So hoffen Sie doch etwas von ihm?"

„Von seinem guten Willen nicht," gab Hostiwin zur Ant-

wort. „Ich könnte höchstens von seiner Plauderhaftigkeit und Charakterschwäche etwas erwarten. Doch ist es noch Zeit, sich zu entschließen, ob man zu ihm geht, oder nicht."

Graf Ladislaus hatte inzwischen neue Papiere aus der Brieftasche herausgezogen und überreichte sie Hostiwin.

„Da empfangen Sie," sagte er, „alle Documente, die uns vom hiesigen Magistrat übermacht worden sind, und die, für sich betrachtet, keinem Zweifel Raum geben, daß die Gräfin die Tochter der Frau von Klettendorf ist."

„Diese schlaue Frau," rief Hostiwin, nachdem er die Papiere gemustert, „hatte doch eine kecke Energie! Sie hat mit einem Comödienspiel angefangen und zugleich mit weitblikkender und unerschrockener Habsucht diese Urkunden dem Plauenburger Amte unterschoben. Dieses Blatt allein," er zeigte auf ein Taufzeugniß, „schlägt jeden Proceß zu Boden. Ihm zu Folge ist die Gräfin auf der Pfarrei St. Sulpice in Paris getauft worden. Glauben Sie, daß es falsch sei?"

„Es wäre nicht unmöglich," meinte Ladislaus, „wenn es auch nicht zu beweisen wäre —"

„Ich halte es für echt," sagte Hostiwin.

„Für echt?" fragte Ladislaus verwundert. „So glauben Sie der Aussage des Tobias und den Worten des Fürsten nicht?"

„Trotzdem!" sagte Hostiwin.

„Antonie ist in Freiburg getauft," versetzte Graf Ladislaus. „Woraus kann Ihnen also die Echtheit dieses Taufzeugnisses erhellen?"

„Aus einem Umstande," gab Hostiwin zur Antwort, „weil hier nämlich die Gräfin um acht Wochen jünger erscheint, als sie in der That ist. Sie war sieben Wochen alt, als sie der Frau von Klettendorf übergeben wurde. Acht Wochen war sie alt, als sie nach Paris kam, und da ist es eine der ersten Handlungen ihrer Pflegemutter gewesen, das Kind auf ihren Namen — noch einmal taufen zu lassen!"

„Sie werden nicht Unrecht haben!" rief Ladislaus lebhaft.

„Wäre das Taufzeugniß," fuhr Hostiwin in seiner Beweisführung fort, „unecht, wäre es gefälscht, warum dann diese Differenz im Alter des Kindes? Warum ein plumper, chronologischer Fehler, der unter Umständen das ganze Lügen-

gebäude unterhöhlen könnte? Wenn gefälscht worden wäre, so war es für den Fälscher dieselbe Mühe, die richtige Zahl und den rechten Monat hinzuzusetzen. Diese Differenz aber beweist mir auf's Evidenteste, daß Frau von Klettendorf, die sicher die Geburtsstunde des Kindes genau wußte, bei ihrer Ankunft in Paris der Kirche St. Sulpice die Taufe und in Folge derselben ein unanfechtbares Taufzeugniß abgelistet hat."

„Sie sehen scharf," rief Ladislaus, „und ich bin ganz Ihrer Meinung. Aber sie entmuthigt mich. So geschickt und so vermessen wird alles Uebrige sein. Der Plauenburger Magistrat handelt sonach in gutem Glauben und ist ein betrogener Betrüger."

„Unbestritten ist das so," sagte Hostiwin. „Unsere Situation ist also diese: bei einem Processe ist Alles gegen uns, wir können nur auf dem Wege der Diplomatie zu dem gehofften Resultate oder zum mindesten in den Besitz eines oder des andern Beweisstückes kommen, das uns hinterher vor den Gerichten zum Sieg verhelfen kann."

Er legte die Papiere zusammen, nahm sie zu sich und stand auf.

„Ich bin müde," sagte Ladislaus, „und muß eine Zeitlang ausruhen."

„In mir ist Alles Bewegung," versetzte Hostiwin. „Vielleicht eine krampfartige Bewegung. Ich muß Luft schöpfen und will bei dieser Gelegenheit das Terrain der Stadt recognosciren."

Er ging aus, aber es war bereits spät. Der Abend dämmerte. Auf dem Markte verschloß man die Verkaufsgewölbe, hin und her in den Fenstern erwachten die Lichter, das Theatergebäude, dem Schlosse gegenüber gelegen, erhellte sich. Die Equipage des Fürsten, Kutscher und Lakaien mit dreieckigen Hüten, fuhr vorbei. Ueberzeugt, daß heute nichts mehr zu thun sei, kehrte Hostiwin in's Hotel zu den zwei Bären zurück.

Viertes Kapitel.

Eine Begegnung.

Hostiwin und Graf Ladislaus hatten, von der Reise ermüdet, ziemlich lange geschlafen. Elf Uhr hatte von dem gegenüberstehenden Thurme geschlagen, als Beide mit ihrem Frühstück zu Ende gekommen waren.

Nicht lange darauf war Hostiwin ausgegangen und hatte, den Marktplatz umgehend, eine Seitengasse eingeschlagen. Als er diese passirt hatte, befand er sich dem Gitterthor des fürstlichen Parkes gegenüber.

Er erkannte den Park beinahe nicht wieder. Er hatte durch die umfassendsten Veränderungen seinen früheren düster-poetischen Charakter verloren und einen gedankenlos zierlichen, wiewohl eleganten Stempel erhalten.

Der Teich, in dessen Mitte die Trauerinsel hervorragte, war gefroren und unter der gleichförmigen Schneedecke, die den ganzen Garten überzog, unsichtbar geworden. Das Eiland darauf nahm sich nicht wie eine Insel, sondern wie ein mit Bäumen bepflanzter Hügel aus. Das Monument, ehemals der prangendste Gipfelpunkt der Scenerie, war, wie Petrowsky ganz richtig gesagt hatte, wirklich verschwunden. Abgesehen von der Impietät gegen Vorfahren und der Nichtheilighaltung eines schmerzlichen Andenkens, hatte die Umgestaltung die seltene Poesie dieser geweihten Stätte mit gewaltsamer Hand vertilgt.

So traurig und entrüstet, wie wenn seine eigene Schöpfung verstümmelt worden wäre, ging Hostiwin die Mauer entlang, bis er an die Treibhäuser kam. Dort trat er ein.

Ein Mann kam ihm entgegen. Es war der Obergärtner.

„Ich bin aufmerksam gemacht worden," redete ihn Hostiwin an, „das schöne Monument in Augenschein zu nehmen, das sich im fürstlichen Parke befinden soll."

„Es steht seit lange nicht mehr dort," war die kurze Antwort des Obergärtners, der den Fremden dabei vom Kopfe bis zum Fuße musterte.

„Ich besinne mich," sprach Hostiwin und that, als wenn er sich besonnen hätte. „Ganz recht — es ist so lange her, daß ich es gehört habe. Richtig! Das Monument soll eine neue Bestimmung erhalten haben und vorläufig in den Räumen der fürstlichen Gärtnerei untergebracht worden sein."

„Ganz recht," erwiderte der Obergärtner ruhig, fast kalt; „doch seit einem halben Jahre ist es meiner Aufsicht entzogen und fortgeschafft worden."

„Wohin?" fragte Hostiwin auf das Höflichste, von der Eröffnung bestürzt.

„Der Herr Cabinetsdirector," antwortete der Obergärtner, „hat den Befehl gegeben, und es hätte mir übel angestanden, nach dem Weiteren zu fragen."

„So ist das Monument," rief Hostiwin, das tiefste Bedauern kaum verhehlend, „aus Plauenburg fortgekommen?"

„Ich vermuthe es," war die Antwort, „doch weiß ich es nicht bestimmt."

„Schade, schade!" rief Hostiwin in einem Tone, als ob er nur den Genuß eines Kunstwerks bedauerte. „Es ist also keine Hoffnung, es zu sehen?"

„Ich habe es schon gesagt," meinte der Obergärtner und machte Miene, seiner Wege zu gehen.

Hostiwin grüßte und entfernte sich.

„Ich habe seit einigen Jahren gar kein Glück mehr!" sagte er zu sich, indem er auf's Gerathewohl in die Stadt zurückschlenderte. „Diese Hoffnung ist also auch schnell aus meinem Herzen entwurzelt worden! Das Monument ist hin — kaum wird sich noch das Modell davon finden lassen! Ich darf es nicht hoffen! Ich habe kein Glück mehr!"

Unter diesen Gedanken kam er an dem fürstlichen Schlosse vorüber; kalt und streng blickten ihn die schwarzen Mauern an, und die fast an allen Fenstern herabgelassenen Rouleaux vermehrten den Eindruck der Verlassenheit und Ungastlichkeit. Freilich mochte bei dieser Wahrnehmung Vieles auf Rechnung der Stimmung zu setzen sein, die den Betrachtenden

beherrschte und die dem Besitzer des Schlosses beinahe feindselig war.

Von diesen Gedanken geführt, bemerkte Hostiwin die Allee linker Hand nicht, wo das Wohnhaus der verstorbenen Frau von Klettendorf lag, das er in Augenschein zu nehmen beschlossen hatte.

Er lenkte seine Schritte in gerader Linie mit dem Schlosse einem offenen Platze zu, welchen kleine, aber geschmackvolle Häuser, mit Gärten umgeben, rings umschlossen. Es war das Aristokratenviertel von Plauenburg, der „Cavalierplatz" genannt, den Hostiwin schon einmal betreten hatte, und der so ziemlich das zierlichste und eleganteste Stück der kleinen Residenz bildete.

Als Hostiwin in der Mitte des Platzes dem unstreitig schönsten der Häuser auf ungefähr zehn Schritte nahe kam, öffnete sich in demselben Augenblicke die Thür und ein Herr trat heraus. Hostiwin erkannte auf den ersten Blick den Hofmarschall von Falkenau. Er hatte sich in seinem äußeren Ansehen gar nicht verändert.

Auch Hostiwin wurde von Falkenau, allen Anzeichen nach, gleich erkannt, denn der Hofmarschall änderte plötzlich die Richtung seines Weges und schritt, indem er Hostiwin zu seiner Linken ließ, der entgegengesetzten Seite mit einer so vornehmen Steifheit zu, daß man gleich merkte, welche Mühe er sich gebe, eine alte Bekanntschaft zu ignoriren.

„Nun," dachte Hostiwin, an dessen Ruhe der Vorfall nichts geändert hatte, „mit uns Beiden ist es gründlich aus! Geh Deinen Weg, ich werde den meinigen ohne Dich finden. Auch gönne ich Dir ohne alle Empfindlichkeit die Einbildung, der Du Dich leicht hingeben kannst, daß ich mich Deinem Hause genähert, um Dir meine Aufwartung zu machen."

Dieser an sich kleine Zwischenfall war aber doch geeignet, Hostiwin zu allerhand Reflexionen zu veranlassen, die der Sache, die er im Namen der Gräfin verfocht, nicht günstig sein konnten. Er vermochte sich nicht zu verhehlen, daß das oberflächlichste Entgegenkommen und die hohlste Freundschaft von Seiten Falkenau's ihn gar leicht in die hohe Gesellschaft Plauenburgs hätte einführen können, wo eine oder die andere

Bekanntschaft ihm vielleicht Spuren verrathen hätte, um den gesuchten Endzweck zu finden, oder doch demselben näher zu kommen. Statt eines unbewußten Helfershelfers fand er nun einen Gegner vor sich. Es war leicht, rathlos zu werden. Erinnerte er sich der consequenten Härte, die der regierende Fürst gegen die Gräfin, gegen Frau von Klettendorf, ja sogar gegen den alten Tobias geübt, so mußte er sich gestehen, daß er vor einer unnahbaren Festung ohne Belagerungsgeschütz stehe und diese nun mit leeren Händen angreifen sollte. Die kurze Unterhaltung, die er vorhin mit dem Obergärtner gehabt, brachte ihn, abgesehen von der Erfolglosigkeit seiner Absicht in Bezug auf das Monument, auf den ihn immer tiefer und tiefer verstimmenden Gedanken, daß der höchste Wille im Lande, der Wille des Fürsten, auf seine Umgebung einen Druck übe, der sich bis auf die entferntesten Gestalten fühlbar mache. Das mußte zur natürlichen Folge haben, daß Hostiwin in allen Kreisen, in welchen er sich bei seinen Nachforschungen unter anderen Verhältnissen Resultate hätte versprechen können, entweder auf ein feindliches Schweigen oder eine unüberwindliche Zurückhaltung stoßen werde.

Mit diesen Gedanken ganz beschäftigt, schlenderte er durch die Anlagen hin und her und war, ohne zu wissen wie, bis an den entgegengesetzten Stadttheil gekommen. Da beschloß er, seinen Weg nach dem Gasthof zu richten. Durch unbekannte Gäßchen hin und her irrend, kam er auf den Markt, wo die „zwei Bären" lagen.

Da — als ob es das Schicksal darauf abgesehen, Beide zusammenzuführen — kam der Hofmarschall von Falkenau wieder zum Vorschein, hatte aber diesmal eine Dame am Arme, die, so viel Hostiwin flüchtig bemerken konnte, ihrem steif hinweggehenden Begleiter einen auffallenden Ruck gab, der in der Absicht gegeben schien, auf den Fremden aufmerksam zu machen.

Hostiwin aber hatte dem Paare sogleich den Rücken gewendet und ging seines Weges.

Da rief es plötzlich hinter ihm laut, aber unsicher: „Baron, Baron!" Es war Falkenau's Stimme.

Hostiwin drehte sich gelassen um und sah noch zur rechten

Zeit, daß das Paar auf ihn zugehe und Falkenau von seiner Dame vorwärts gedrängt wurde.

Da erst sah er Falkenau Freude des Wiedersehens affectiren und seine Schritte beschleunigen, während sich seine Dame von ihm losmachte und auf Hostiwin mit solcher Lebendigkeit und einer so naiven Wärme zusprang, wie wenn ihr Bräutigam vor ihr stände.

Hostiwin, anfangs über die unerwartete und unbegreifliche Wendung der Dinge auf's Höchste erstaunt, erkannte erst jetzt die Dame, ohne deshalb seine Verwunderung los zu werden, und rief, über die kindliche Lebendigkeit des Empfanges erfreut, mit freundlich erhobener Stimme:

„Was seh' ich! Sie hier — Signora Monteggia!"

„Seit zwei Jahren," sprang Falkenau mit aller Geschmeidigkeit, die bei ihm die Wärme ersetzte, ein, „meine Frau!"

Hostiwin verneigte sich und wollte reden, wurde aber von den zahllosen, ungestümen Fragen der ehemaligen Tänzerin übertönt.

„Was machen Sie hier? Wo wohnen Sie? Wie lange bleiben Sie?" fragte sie in einem Athem. „Sind Sie noch so traurig und damenscheu, wie damals in Pisa? Wann besuchen Sie uns?"

„Baron," nahm Falkenau eifrig das Wort, um nicht im Punkte der Gastfreundschaft hinter seiner Frau zurück zu bleiben, „ich würde Sie zwingen, gleich mitzugehen und zu Mittag unser Gast zu sein, wenn wir nicht leider eingeladen wären. Sie müssen uns aber versprechen, heut Abend etwa um sieben Uhr, wo ich von meinen Hofpflichten frei werde, eine Tasse Thee bei uns zu nehmen."

„Es wird mir eine Ehre sein," gab Hostiwin zur Antwort, ebenso verwundert über den Gegenschlag als im stillen Herzen erfreut.

„Sind Sie nicht recht überrascht," fiel Angela ein, „mich, die Römerin, hier in Plauenburg, so nahe dem Nordpol zu sehen?"

„Ueberaus," sagte Hostiwin, „und zwar auf das Lieblichste!"

„Auch ich freue mich," versetzte die Frau, deren schönes, ausdrucksvolles Gesicht noch immer das ganze ehemalige

Intereſſe einflößte, wenngleich ein ernſter Zug über die lachende Lieblichkeit der Züge dahinzuſtreichen begann. „Ich wollte, es käme alle Tage ein Bekannter nach Plauenburg — ich habe ſo viele! Leider ſind Alle ſo weit von hier! Es kommt Keiner! Wiſſen Sie, Baron, daß Sie mir noch eine Viſite ſchuldig ſind? Ich ſollte Ihnen zürnen, doch ich thue es nicht. Ich habe Sie zum letzten Mal in Piſa geſehen und mir iſt es, als wären Sie mein Landsmann! Kommen Sie Abends! Sie müſſen meinem Manne recht zuſetzen, daß er nach Italien überſiedle —"

„Meine Frau," fügte Falkenau mit dünkelhaftem Lachen erklärend und erläuternd hinzu, „will nicht einſehen, daß ich noch nicht in dem Alter ſtehe, in welchem man ſich zur Ruhe ſetzt."

„In welchem man ſich zur Ruhe ſetzt!" rief die ehemalige Tänzerin mit einem Anfluge von Hohn. „Hier ſitzt man in der Ruhe — Du und ich! Aber in Italien ſollte es losgehen! Da ſollte das Leben bei uns anfangen!"

„Die gnädige Frau," ſagte Hoſtiwin, während Falkenau das Geſicht ärgerlich zuſammenkniff, „iſt von ihrer triumphreichen Laufbahn an ein ſo bewegungsvolles Leben gewöhnt, daß ihr allerdings deutſche Art und Sitte eintönig vorkommen darf."

„Nicht wahr, Sie geben mir Recht!" rief Frau von Falkenau. „Wir wollen heute meinen Mann gemeinſchaftlich mürbe machen!"

„Lieber Baron," ſagte Falkenau, um das Geſpräch von dem Thema abzulenken, „ſeit wann ſind Sie hier?"

„Seit geſtern," war die Antwort.

„Und welches Glück," rief der Hofmarſchall, „daß ich der Erſte bin, dem Sie in die Hände fallen!"

„Das Glück iſt gegenſeitig," ſagte Hoſtiwin ein wenig trocken, da die allzu friſche Erinnerung an die ſteife Begegnung auf dem Cavalierplatze eine vollkommene Ausſöhnung noch nicht zuließ.

„Wie lange werden Sie bleiben?" fragte Frau von Falkenau ungeſtüm.

„Ich habe die Abſicht," gab Hoſtiwin zur Antwort, „ein

Gut im Plauenburgiſchen zu kaufen. Mein Aufenthalt hängt von dem Kaufabſchluſſe ab."

„Charmant, charmant!" rief die ehemalige Tänzerin mit allen Attitüden der Exaltation, als wollte ſie mit ihren glühenden Augen und ihrem bewegten Geſichte ein ganzes Theater entzücken.

„Lieber Baron," empfahl ſich Falkenau, Hoſtiwin die Hand drückend, „alſo au revoir auf heute Abend —"

„Und kaufen Sie ja das Gut," rief die Tänzerin noch im Abgehen, „damit wir uns als Nachbarn um ſo häufiger ſehen!"

„Seltſam, ſeltſam!" ſagte Hoſtiwin nach Hauſe gehend zu ſich, „wie ſich das auf der Welt verſchlingt und wie ſich das Fernſte findet! Angela Monteggia Falkenau's Frau! Unglaublich, wenn man das nicht mit eigenen Augen ſähe! Die luſtige, flotte Tänzerin und der erſte Cavalier eines ſtrengen, prüden Hofes ein Paar! Die Deutſchen ſind nicht umſonſt ihrer Gründlichkeit wegen berühmt! Jedermann, der die Wirthſchaft bei der Monteggia in Piſa geſehen, hätte geglaubt, Herr von Falkenau pflückt einige Freunden und brauſt davon; aber das wäre oberflächlich, das wäre der Anfang als Ende, er liebt ſie nicht blos, er heirathet ſie noch dazu! Doch freue dich, Hoſtiwin, daß es ſo gekommen! Der Tänzerin wirſt du es zu verdanken haben, wenn du bei deiner Miſſion einen Erfolg haſt! Durch ſie, die warme Italienerin, biſt du in die unnahbare Feſtung hineingeſchmuggelt worden!"

In der entgegengeſetzteſten Stimmung, hoffnungsreich und belebt kam er zu Hauſe an und erzählte Ladislaus alle Begebenheiten ſeines Spazierganges, die für dieſen ein ebenſo hohes Intereſſe als für ihn ſelbſt hatten.

Fünftes Kapitel.

Ein Abend beim Hofmarſchall von Falkenau.

Hoſtiwin und Ladislaus fanden es für gut, daß ſich Letzterer den Bemerkungen der Leute ſoviel als möglich entziehe, da, wie ſchon erwähnt, der Name Milowitſch leicht auf die geheime Miſſion Beider hinweiſen konnte. Dieſe Vorſicht und die Einſicht von ihrer Nothwendigkeit ging ſo weit, daß ſie ſogar allen Ernſtes gemeinſchaftlich berathſchlagten, ob nicht Ladislaus ſofort Plauenburg verlaſſen ſolle, damit Hoſtiwin allein weitere Schritte thue. Ladislaus ſollte ſich an einem benachbarten Orte aufhalten, um, falls es nöthig werden ſollte, ſofort herbeigerufen werden zu können. Dieſer gemeinſchaftlich erwogene Vorſchlag war keineswegs verworfen, ſondern nur bis zum andern Morgen vertagt worden, wo Hoſtiwin im Stande ſein würde, zu beurtheilen, ob er durch Falkenau mittelbar oder unmittelbar auf rein diplomatiſchem Wege zum Ziele gelangen könne. Schlüge dieſe Hoffnung fehl, ſo mußten ſich Beide geſtehen, daß auf offenem Wege gerichtlicher Forderung nichts auszurichten ſei und faſt nichts als die Abreiſe übrig bleibe.

Wäre es auf Ladislaus allein angekommen, ſo wäre er vermuthlich ohne Weiteres gleich nach Wien zurückgereiſt, da er ſich hier ohne jeden Anhalt und jede Verbindung ſah. Er hatte ſich wohl ſchon bei der Abreiſe von Wien geſtanden, daß er keine Macht habe, ſein Werk durchzuſetzen; dennoch trat ihm die Ueberzeugung von ſeiner Machtloſigkeit erſt ſonnenklar vor die Augen, als er an Ort und Stelle in Plauenburg war. Seine Hoffnung wurde nur von Hoſtiwin genährt und wuchs allerdings von dem Augenblicke an, in welchem dieſer von ſeiner Begegnung mit Falkenau und deſſen Frau erzählte.

Hoſtiwin beſaß in Folge des Zuſammenkommens mit dem

Ehepaare noch gar keine Aussicht auf ein Resultat, viel weniger eine Bürgschaft des Erfolges. Das Zusammentreffen konnte sich als ganz werthlos herausstellen. Dennoch wurde er durch diese Annäherung Falkenau's aus seiner Niedergeschlagenheit herausgerissen und, wenn man es streng nimmt, in eine heitere Laune versetzt. Plötzlich sah er Alles in einem andern Lichte. Was vermag nicht eine gehobene Stimmung, und um wie viel schwächer ist der gebeugte Geist, als er es wirklich ist! Der Muth greift nach dem Monde, und die Melancholie steht vor einem Graben wie vor einem Abgrunde!

Hostiwin fühlte wieder, wie schon damals auf der Reise, mit einem Male eine Zuversicht, die wohl grundlos, aber doch freudig und kräftig war, er fühlte jene seltsame freundliche Ahnungsmacht an ihn heranschweben, die eigentlich irrationell ist, aber den Muth hebt, den Geist weckt und ihn zur Ausdauer überredet. Ihm war, als wenn ihm eine geheime Stimme zuflüsterte: „Mittelst Falkenau wirst Du der Gräfin einen großen Dienst leisten!"

Was er sich dagegen vernünftigerweise einwenden mochte, diese Hoffnung war nicht zu verscheuchen, dieser Geisterzuruf nicht zum Schweigen zu bringen. Es hatte kaum die sechste Stunde geschlagen, als er schon zu Falkenau aufbrach, wiewohl dieser ihn erst um Sieben erwartete, da er bis dahin an seine Hofpflichten gebunden war. Aber gerade dieser Umstand bestimmte Hostiwin, früher zu kommen. Er wollte mit der ehemaligen Prima Ballerina einige Worte ungestört plaudern. Er glaubte, daß aus ihrem harmlosen Munde gar leicht einzelne Streiflichter auf die hiesigen Verhältnisse fallen dürften. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß die Monteggia gern Anekdoten erzähle und, individuell genommen, mit der diplomatischen Kunst des Schweigens und des Redens, ohne etwas zu sagen, nicht begabt sei.

Hostiwin betrat Falkenau's geschmackvolles, villaartig gebautes Haus. Ein Bedienter in Livree führte ihn die teppichbedeckte Treppe hinauf und ließ ihn in einem Zimmer der ersten Etage einen Augenblick warten, um den Besuch seiner Herrschaft zu melden.

Leicht und anmuthig wie eine Fee flog Angela Monteggia

nach wenigen Secunden herein und bewillkommte mit einem kindlichen Ausbruch der Freude ihren Gast.

Nie an Prüderie gewöhnt, faßte sie seinen Arm und führte ihn unter muthwilligen Sprüngen in das anstoßende Gesellschaftszimmer.

Das Zimmer zeichnete eine reiche Eleganz aus, und auch die Kunst hatte an den großen, mit Goldrahmen eingefaßten Oelgemälden, die alle Wände bedeckten, ihre Altäre.

Angela nahm neben Hostiwin auf dem Sopha Platz.

Die ehemalige Ballerina, jetzt erst siebenundzwanzig Jahre alt, war wirklich noch immer sehr schön. Sie schien Hostiwin unverändert dieselbe, wie er sie vor vier Jahren in Pisa gesehen hatte.

Ihr Anzug, aus feinen, durchsichtigen Stoffen, hob die natürliche Anmuth ihrer Formen, indem er sie unter einem zarten Schleier zeigte. Die Wahl erinnerte an ihr ehemaliges Metier, Sirenen und Luftgeister darzustellen, und wich nur insofern davon ab, als es zu der Stellung einer Hausfrau in einem gewissen sittlichen Verhältnisse stand. Angela hatte die südliche Buntheit greller Farben beibehalten, die ehemaligen Freiheiten des Schnittes aber als nicht mehr zeitgemäß abgethan.

„Wie herrlich," rief sie auf Italienisch, „daß Sie die angesagte Stunde nicht abgewartet haben!"

„Meine Ungeduld ließ es mich nicht länger in meinen vier Wänden aushalten."

„Waren Sie, seitdem wir uns zuletzt gesehen, wieder in Italien?"

„Ja wohl," gab Hostiwin zur Antwort. „Doch ich sah und hörte nichts mehr von den Personen, deren Bekanntschaft ich in Pisa gemacht. Was wissen Sie von Signora Alibrandi?"

„Die ist auch der Heirathswuth erlegen, wie ich," sprach Angela schalkhaft. „Sie hat einen Impressario geheirathet, mit dem sie jetzt den Orient bereist."

„Vor Allem," rief Hostiwin lebhaft, „sollte ich fragen, was Ihr alter Bewunderer macht, jener Proteus, alt und jung binnen einer Stunde, jener liebenswürdige graue Spaßvogel —"

„Der Marcheſe von Val Madonna?“ ergänzte Angela. „Dieſes Bracelet iſt von ihm.“ Sie zeigte die Rechte, an der ſie ein koſtbares Armband trug.

„Sie halten das Geſchenk in Ehren,“ meinte Hoſtiwin, es betrachtend.

„Es war ſein Hochzeitsgeſchenk,“ erwiderte Angela, „und erinnert mich an ſeinen letzten Beſuch in Rom.“

„Haben Sie in Rom geheirathet?“

„Ja,“ gab Angela zur Antwort. „Es ſind ſeitdem zwei Jahre und einige Monate darüber.“

„Das wird für den Guten ein arger Schlag geweſen ſein!“ ſcherzte Hoſtiwin.

„Keineswegs, keineswegs!“ entgegnete Angela lächelnd. „Der Marcheſe hatte reſignirt und war längſt weiter geflattert. Er intereſſirte ſich damals für einen Theaterſtern, der eben im Aufgehen begriffen war.“

„Der Name des Sternes?“ fragte Hoſtiwin voll Spannung.

„Die Bonora,“ gab Angela zur Antwort.

„Marietta Bonora!“ rief Hoſtiwin mit Verwunderung. „Die Piſanerin!“

„Sie kennen das Mädchen?“

„Freilich kenne ich es,“ ſagte Hoſtiwin. „Was wiſſen Sie von ihr? Es intereſſirt mich!“

„Ich ſelbſt habe ſie nie geſehen,“ erwiderte Angela, „was ich ſage, weiß ich vom Hörenſagen. Das Mädchen ſoll jung und ſehr ſchön geweſen ſein, die Leute ſagten, der Marcheſe habe ihre muſikaliſche Begabung entdeckt.“

„Hat er ſich nicht getäuſcht?“ fragte Hoſtiwin faſt ängſtlich, mit kaum verhehltem Intereſſe.

„Getäuſcht?“ ſagte Angela, „das Mädchen iſt ſeit ihrem erſten Auftreten der Abgott des Publikums geweſen. Wenn es wahr iſt, daß er ſie der Bühne zugeführt habe, ſo hat er ihr Glück gemacht.“

„Das freut mich unendlich, unendlich!“ rief Hoſtiwin, „um des Mädchens willen, um ihrer Eltern willen!“

„In ſchalkhaften Geſangspartieen,“ ſagte Angela, „ſoll ſie nie ihres Gleichen gehabt haben.“

„Das stimmt, das stimmt zu dem Bilde, das ich von ihr habe," sagte Hostiwin. „Gottlob, Eine ist nicht unglücklich, für deren Zukunft mir oft bange war, wenn ich mich ihrer erinnerte! Ich betrachtete sie als ein sicheres Opfer der Theaterliebe!"

„Sonst weiß ich Ihnen nur über sie zu sagen," meinte Angela, „daß sie sehr übermüthig und tollköpfig war und hundert Schelmenstreiche ausführte, die der Stadt zu reden gaben. Sie ritt, schoß Pistolen, ging in Männerkleidern aus — was weiß ich! Uebrigens glaube ich gehört zu haben, daß sie ordentlich war und unter dem Schutze ihres Vaters lebte. Bei meiner Abreise mit Falkenau elektrisirte sie als Rosine im Barbier das Publikum endlos."

„Hat Ihnen der Marchese nie geschrieben?" fragte Hostiwin.

„Nicht ein einziges Mal," gab Angela zur Antwort. „Er ist ein eigenthümlicher Mensch! Ein ganzes Blatt voll Ziffern merkt er sich zehn Jahre lang, aber eine Dame vergißt er in zwei Minuten, wenn er sie nicht mehr sieht!"

„Ganz recht," versetzte Hostiwin. „Ganz meine Beobachtung! Ist sein Geschäft bedeutend?"

„Enorm," sagte Angela, „er wird immer reicher, trotz seiner für einen Geschäftsmann seltenen Freigebigkeit!"

„Nach Ihren Reden von heute Mittag zu schließen," sagte Hostiwin, „scheinen Sie an einem argen Heimweh zu leiden."

„Kein Wunder!" meinte Angela mit plötzlich trauriger Miene. „Plauenburg ist so todt. Ich wußte nicht, was ich that, als ich heirathete! Ich war der Verhältnisse, denen ich entgegenging, vollkommen unkundig. Ich hatte eine Neigung für Falkenau —"

„Ich sah es in Pisa mit eigenen Augen," bemerkte Hostiwin.

„Dort wurde noch nichts beschlossen," erzählte Angela. „Ich glaubte, nach Falkenau's Abreise vergessen zu sein. Doch sieh da, ein Jahr später erscheint er in Rom, ist leidenschaftlicher als je — hält um meine Hand an — ich bedenke mich — und gebe sie! Es war so schwer, ihn zurückzuweisen! Er liebte mich maßlos, liebt mich noch immer mit Leidenschaft,

wie man es bei ſeinem gemeſſenen, formellen Weſen kaum vorausſetzen ſollte. Ich brachte ein großes Opfer, indem ich ein Leben voll Feſte aufgab, doch auch ſein Entſchluß koſtete ein ebenſo großes Opfer, das ich aber zu ſpät erſt erkannt, um es zurückzuweiſen, denn es konnte uns Beiden nur Schaden bringen."

„Sie ſind nicht glücklich?" fragte Hoſtiwin.

Angela blieb eine Weile ſinnend und ſagte dann: „Nein, ich bin nicht glücklich. Ich wäre es aber und zwar ſehr leicht, wenn Falkenau dazu zu bringen wäre, ſich in Italien anzuſiedeln."

„Und er weigert ſich bei ſeiner Leidenſchaft?" fragte Hoſtiwin.

„Was wollen Sie?" gab Angela mit einem höhniſchen Zuge um den Mund zur Antwort. „Er kann ohne ſeinen dummen Hofmarſchallſtab nicht leben!"

„Wirklich?" ſagte Hoſtiwin, verwundert lächelnd.

„Das Leben hat für ihn keinen andern Ernſt," ſprach Angela weiter, „als das Wichtigthun mit ſeinem Hofdienſte. Es iſt jämmerlich — aber es iſt ſo. Ich ließe es mir, da ich ſein Weib bin, gefallen, wenn nur meine Stellung in Plauenburg weniger bemitleidenswerth wäre. Aber denken Sie nur," rief ſie mit ſteigender Hitze, indeß die Augen blitzten und die Wangen aufflammten, „ich, die Gattin des erſten Hofmannes, habe die Schwelle des Schloſſes nie betreten, der ganze Adel ignorirt mich, ich bin in die Acht erklärt, weil ich bürgerlich bin und durch meinen Tanz ganz Italien von mir ſprechen gemacht habe. Halten Sie es für unbillig, daß ich mich fortſehne?"

„Ich ſtimme Ihnen im Gegentheil bei," erwiderte Hoſtiwin, den die muntere Angela dauerte. Es war, als ſähe er die Fee, die Willis, den ſchönen Luftgeiſt in ſchmählichen Ketten gefangen.

„Hören Sie nur, wie weit das geht," ſprach Angela weiter. „Die rechte Seite des Balcons im hieſigen Theater gehört dem Adel — glauben Sie, daß man Bedenken erhob, mir dort einen Sitz zu geben? — Natürlich habe ich darauf hin das Haus nie betreten. Ich liebe den Tanz — glauben

Sie, daß ich zu den Bällen, die der Hof giebt, eingeladen werde?"

„Das ist empfindlich für ein Wesen wie Sie," sagte Hostiwin.

„Doppelt empfindlich und demüthigend für mich," fuhr Angela fort, „da ich ehemals Grafen und Prinzen, Ducas und Marcheses im Vorzimmer warten ließ, während ich meine Toilette machte, ohne mich deshalb zu übereilen!"

Sie seufzte.

„Der Fürst scheint ein strenger Herr zu sein, nicht wahr?" sagte Hostiwin.

„Ein abscheulicher Mensch! Launenhaft, finster, hart!" rief Angela, lebhaft auffahrend. „Ich hasse ihn furchtbar. Ich vergesse nie seine schneidenden Witze über meine Person." Sie sah bei diesen Worten auf ihre Uhr. „Sieben auf den Schlag," sagte sie. „Mein Mann wird gleich erscheinen. Ich bitte Sie, bitte Sie inständig, ihm recht zuzureden, nach Italien auszuwandern."

„Wie gern ich es thäte," meinte Hostiwin, „so fehlt mir doch jedes Recht dazu, da ich Ihrem Herrn Gemahl zu fern stehe."

„Thun Sie es indirect," verlangte Angela hartnäckig.

„Ich gehorche Ihnen," gab Hostiwin zur Antwort.

Angela hatte geklingelt, ein Bedienter brachte den Thee.

„Mein Mann ist sehr gut, sehr willig," sprach Angela, als der Bediente sich wieder entfernt hatte, „doch auch sehr schwach und lenksam, bei ihm hilft das Zureden unendlich!"

„Sie haben ihn wohl genau studirt?" bemerkte Hostiwin.

„Mein Gott, was hätte ich denn sonst den ganzen Tag über zu thun und wo hätte ich die Augen?" sagte Angela darauf. „Thun Sie, wie ich gesagt, reden Sie zu, ich werde Ihnen unendlich dankbar sein, wenn es zu einem Resultate beitrüge. Dieser Dank ist übrigens nicht einmal schwer zu verdienen, denn ich muß Ihnen gestehen, daß der gegenwärtige Augenblick äußerst günstig ist. Unter uns gesprochen, seine Stellung bei Hofe ist sehr wackelig —"

„Wirklich?" sagte Hostiwin überrascht, indem er im Stillen

blitzschnell combinirte, inwiefern dieser Stand der Dinge der Sache der Gräfin nützlich werden könne.

„Sein Nachfolger ist, man kann sagen, schon designirt," sprach Angela, „zwar nicht amtlich, aber Falkenau hat täglich die Pein, ihn, seinen Ersatzmann, vor den Augen zu haben."

„Und Sie verzweifeln?" fragte Hostiwin. „Wenn Falkenau den Hof verläßt, was kann er dann anfangen? Das thun, was Sie wünschen."

„Was wir, ich oder Sie, in diesem Falle anfingen," versetzte Angela, „das weiß ich. Wir würden mit aller Eile einem Hofe den Rücken kehren, der langjährige Dienste mit Fußtritten lohnt. Doch Falkenau ist im Stande, vor seinem Fürsten in Sack und Asche zu trauern und zu warten, ob nicht der Sonnenstrahl der Gunst doch wieder auf ihn herabfalle — ein Wahn, der freilich Niemanden befällt, der sich nicht eigensinnig die Augen zuhält. Der Fürst hat Alles, was zur Umgebung seines Vorgängers gehörte, von sich entfernt. Mein Mann allein ist geblieben und glaubt, seine persönlichen Vorzüge hätten diesen Triumph bewirkt. Mein Gott! — man muß diese Welt kennen — er ist ein Mittel, ein Werkzeug, das man nicht wegwerfen konnte. Nun, wie es heute, wie es jetzt steht, kann man es thun, und er ist auch schon so gut wie weggeworfen."

Hostiwin's ganze Aufmerksamkeit zuckte noch schärfer hervor. Die letzten Worte Angela's, jedem Uneingeweihten dunkel, glaubte er auf Falkenau's Mitwissenschaft des Hofgeheimnisses, dessen Kern die Gräfin war, unzweifelhaft beziehen zu müssen. Die schmeichelnden Ahnungen, die er mitgebracht hatte, wuchsen zu der immer klarer werdenden Aussicht auf irgend einen Erfolg empor.

„Ihr Herr Gemahl kommt nicht," sagte er, nach der Uhr sehend, eigentlich aus Sorge, daß Falkenau erscheinen und den Zug der Mittheilungen abschneiden könnte.

„Sehr seltsam!" gab Angela zur Antwort. „Uebrigens — Sie langweilen sich doch nicht bei mir?"

„Im Gegentheil," erwiderte Hostiwin. „Ich werde jeden Eintretenden einer störenden Unterbrechung anklagen."

Angela lächelte und nahm gleich wieder eine nachdenkende

Miene an. Sie dachte darüber nach, wie weit sie in ihrer Mittheilungslust gehen dürfe, ohne die Grenzen eines erlaubten Vertrauens zu überschreiten. Sie hatte einen solchen Drang, ihr volles Herz auszuschütten, sie fühlte ein solches Zutrauen zu dem Manne, den sie in der Zeit ihres Glücks und ihrer Triumphe gekannt, und war so glücklich, mit ihm in ihrer Muttersprache schwatzen zu können!

„Mein Mann," sagte sie plötzlich, „trennt sich vom Hofe so schwer, als gälte es, sich vom Leben zu trennen. Nicht wahr, das ist recht seltsam! Plauenburg ist doch nur ein Nest, und dieser Hof — — Was thut man nicht zuweilen um des Lebens willen? Etwas ganz Erniedrigendes. Nun, so halte ich ihn für fähig, um seine Stellung zu retten, etwas recht Abscheuliches, wovon ich ihn stets zurückgehalten, zu begehen. Er wagt es nicht — aus Furcht vor mir — dennoch, in einem unbesonnenen Augenblicke kann es gethan sein! Das Mittel ist sicher, aber gefährlich — Falkenau ist nichts weniger als ein Mann der verwegenen Handlungen, aber auch Leute wie er werden aus Nothwehr kühn. Nun, so lange ich da bin, soll es nicht dazu kommen."

„Sie reden in Räthseln," sagte Hostiwin, „wer soll daraus klug werden?"

„Es handelt sich," erwiderte Angela rasch, „um Papiere, die der Hof unendlich theuer erkaufen würde."

„Papiere?" sagte Hostiwin, die Wirkung, die dieses Wort auf ihn ausübte, unterdrückend. „Sie nannten dieses Mittel gefährlich, aber sicher. Ich sehe nur die Gefahr, nicht die Sicherheit. Wenn Falkenau durch gewisse Papiere sich in seiner Stellung erhalten, befestigen soll, so muß er sie doch dafür abliefern. Was aber dann? Wird er sich dann behaupten, wenn er nichts mehr in der Hand hat? Ist er jetzt schon unbequem, so wird er ja um des Zwanges willen, den er seinem Gebieter angethan, dreimal unbequemer werden und sich dessen Zorn aufladen. Möglich, daß ein Intriguant dabei besser fährt. Ihr Mann wird aus dem Regen in die Traufe kommen."

„Von dieser Seite habe ich es nicht betrachtet," rief Angela. „Das verstehe ich nicht. Ich war dagegen, weil es ab-

scheulich ist, etwas, was man nicht freiwillig giebt, durch Zwangsmaßregeln erpressen zu wollen, und weil es mich empört. Ich werde schon darum ewig dagegen sein."

„Das macht Ihrem Herzen Ehre!" bemerkte Hostiwin.

„Schon einmal," fuhr Angela fort, „habe ich ihn von dem Gedanken abgebracht — es sind zwei Jahre her, zu einer Zeit, da er seine Stellung der Mißheirath wegen, wie man, wenig schmeichelhaft, mein Bündniß mit ihm nennt, verlieren sollte. Wir haben damals einen harten Kampf gehabt. Ich sagte ihm geradezu, daß ich ihn verabscheuen würde, wenn er sich's beikommen ließe, mit dem Blute der Unschuld zu speculiren."

Diese Aeußerung erhob Hostiwin's Vermuthung, daß es sich um die Gräfin handle, fast zur Gewißheit. Er sagte scheinbar unbefangen, um sich noch besser zu unterrichten: „Haben denn die Papiere keinen rechtmäßigen Eigenthümer!"

„Erst seit wenigen Wochen haben sie einen," antwortete Angela darauf. „Es ist aber eine so dunkle Geschichte, daß ich selbst das Wahre nicht durchblicke."

„Dann wäre es Pflicht," sagte Hostiwin, „der Person die Papiere zu senden, die ihr vielleicht unentbehrlich sind."

„Es liegt in meinem Plane," versetzte Angela, „diese Papiere los zu werden, wie Sie wissen. Sie fesseln ja meinen Mann an das langweilige Plauenburg. Und darauf gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich den nächstkommenden Verdruß meines Mannes mit dem Hofe zur Rücksendung benutzen werde!"

„Wäre Falkenau nicht zu bestimmen," meinte Hostiwin, „das aus Gerechtigkeitsgefühl zu thun, statt aus Verdruß und Rache?"

„Das läuft auf dasselbe hinaus," bemerkte Angela leichtfertig, indem sie Hostiwin eine zweite Tasse Thee reichte. Nach der letzten Frage war über den Gegenstand kaum ein Zweifel mehr, zum mindesten empfand ihn Hostiwin nicht mehr.

Er lenkte von dem Gespräche vorsätzlich ab, um Angela's unbefangene Plauderlust, die nicht das Mindeste verrathen zu haben glaubte, und vielleicht auch für jeden andern Zuhörer nichts verrathen hätte, durch eine auffallende Neugier nicht

unnöthigerweise einzuschüchtern. Hoch erfreut über die wichtige Enthüllung begann er im Stillen einen Plan für sein weiteres Vorgehen zu entwerfen, während er anscheinend über die gleichgültigsten Dinge hin und her schwatzte. Die bloße Kenntniß von der Existenz der Papiere war unfruchtbar, und es galt einen bleibenden Gewinn daraus zu ziehen. Auch mußte noch festgestellt werden, von wem die Papiere kämen und wie Falkenau in deren Besitz gelangt sei; Hostiwin vermuthete nach einer der letzten Aeußerungen Angela's, daß sie von Frau von Klettendorf herrührten.

Da trat der Hofmarschall ein, in schwarzem Frack, weißer Halsbinde, das Ordensband im Knopfloch. Er entschuldigte sich über sein langes Ausbleiben mit den wichtigsten Hofgeschäften. Eine starke Mißstimmung war in seinen Mienen zu lesen, als er sich niedersetzte und das Lampenlicht hell auf sein Gesicht fiel. In der letzten Zeit war er immer so verstimmt, wenn er vom Hofe kam. Angela glaubte zu bemerken, daß ihr Mann verdrießlicher als je aussehe, und warf einen bedeutungsvollen Blick auf ihn, indem sie sagte:

„Deine eigene Schuld! Du willst es nicht anders haben!"

„Du irrst, mein Kind!" antwortete Falkenau. „Ich hatte mit der Revision von Rechnungen über Hals und Kopf zu thun."

Es war nicht wahr. Er hatte heute handgreiflich gesehen, wie er dem Fürsten immer gleichgültiger und bald überflüssig werde.

Das Gespräch nahm einen äußerlich heitern, harmlosen Lauf.

Falkenau und Hostiwin waren präoccupirt, nur Angela lachte von Herzen.

Dieser leichte Ton dauerte fort, bis Hostiwin, mit seinem Plane fertig, eine Frage hinwarf, die wie eine Bombe dem Hofmarschall vor die Füße fiel.

„Haben Sie," sagte er, „Frau von Klettendorf und deren angebliche Tochter gekannt?"

Auch Angela war betroffen, aber blos darum, weil der Zufall zu der Sache, von der sie früher Hostiwin erzählt hatte, die Namen herbeibrachte.

„Ich kannte Beide sehr genau," gab Falkenau zur Antwort. „Die Mutter — sie ist seit zwei Jahren todt — war, wie man später entdeckte, eine Intriguantin, von der Tochter kann ich nur sagen, daß sie bildschön war."

„Ich habe das Portrait des Fräuleins gesehen," nahm Angela das Wort, „lebensgroß, in Oel gemalt von einer Meisterhand. Von diesem Augenblicke an hatte sie alle meine Sympathieen. Damals galt sie für todt. Nicht wahr," und Angela wandte sich an ihren Mann, Du weißt, „daß ich schon damals, wie im Grunde viele Leute, nicht an ihren Tod glaubte?"

„Es ist wahr," erwiderte Falkenau nothgedrungen.

„Wie hast Du mir widersprochen!" sprach Angela. „Seit vier Wochen ist meine Behauptung eine wohlbekannte Thatsache."

„Das ist es eben, was mich auf die Frage bringt," sagte Hostiwin. „Um die Zeit herum, als ich meine Heimath verließ, war das Fräulein, gegenwärtig verwittwete Gräfin von Milowitsch, Gegenstand des Gespräches in allen höheren Kreisen Oesterreichs. Ich wäre begierig, etwas Positives an Ort und Stelle über die Sache zu hören."

„Die Sache ist sehr einfach," sprach Falkenau. „Die verstorbene Klettendorf und ein alter Hofdiener Namens Graswald haben ein Complot geschmiedet, um sich auf Kosten des Hofes zu bereichern."

„Zugegeben," sagte Hostiwin. „Doch da bleibt das jetzige Auftreten der Gräfin unerklärt. Welche gewinnsüchtige Absicht kann sie haben, sich für die natürliche Tochter des verstorbenen Fürsten auszugeben? Sie gewinnt im günstigsten Falle eine geringe Dotation und giebt für sich und ihren Sohn eine Erbschaft auf, die gewiß sämmtlichen Staatsdomainen dieses Fürstenthums gleichkommt, wenn sie sie nicht überbietet."

„Sie handelt aus Bethörung," gab Falkenau zur Antwort.

„Die Leute verkennen nicht selten ihren Vortheil. Man weiß übrigens, daß sich der berüchtigte Graswald in ihrer Nähe aufhält, und da zeigt es sich, woher der Wind kommt."

„Es sollte mich unendlich freuen," rief Angela, in die Hände klatschend, „wenn die Gräfin ihre Behauptung beweisen könnte. Da würde unser Fürst einen bösen Tag haben!"

Falkenau warf seiner Frau einen mißbilligenden Blick zu und sagte:

„Es wird nicht so kommen. In diesem Augenblicke wird die Gräfin ernüchtert sein. Sie soll sich vor Kurzem an den hiesigen Magistrat gewandt haben, um ihre Papiere zu fordern, vermuthlich im Glauben, daß diese nur unvollständig oder anfechtbar ausgestellt werden können. Das Amt hat selbstständig gehandelt, der Hof erfuhr es erst nachträglich."

„Bei uns erzählt man," nahm Hostiwin das Wort, im Tone um so geschmeidiger, je schärfer die Gegenreden lauteten, „die Gräfin wolle in dem Processe, den sie eingeleitet haben soll, den Beweis führen, erstlich: daß Frau von Klettendorf dem verstorbenen Fürsten den Zwang angethan habe, dessen Tochter vor der Welt für die eigene auszugeben, zweitens: daß der Fürst kurz vor seinem Tode diese Machinationen durch seine Verfügungen über den Haufen geworfen habe, daß aber seine väterlichen Absichten in ihrem ganzen Umfange von einer mächtigen Hofpartei gewaltsam und hinterlistig vereitelt worden seien."

„Sollte das wahr sein?" rief Angela, ihren Mann fest anblickend, voll aufsteigenden Verdachts und mit Entrüstung.

„Hm!" murmelte Falkenau, wie Einer, der sich geschlagen fühlt, sein Schweigen aber für die einzige Antwort ausgiebt, die eine große Abgeschmacktheit verdient. Im Stillen freute er sich, daß ihm der Besuch Stoff gebe, morgen bei Hofe einen alarmirenden Bericht zu erstatten, und daß in Folge dessen die Auslieferung der Papiere, von denen Angela gesprochen, im Werthe steige.

„Es scheint," fügte er, nicht ohne merkliches Mißtrauen hinzu, „daß Sie für die Klägerin auffallend Partei nehmen?"

„Es ist das Interesse," gab Hostiwin zur Antwort, „das uns das kämpfende Recht einflößt, denn ich weiß aus des Fürsten eigenem Munde, daß die Gräfin seine Tochter ist."

„Ist es möglich! Das wissen Sie!" rief Angela höchst überrascht und eine gewisse Freude nicht verhehlend, während ihr Mann mit gerunzelter Stirn ziemlich scharf entgegnete:

„Es giebt Leute, die wieder das Gegentheil wissen wollen — beide Ansichten geben vor dem Gerichte keinen Ausschlag."

„Sie irren, Herr Baron," ergriff Hostiwin das Wort, „wenn Sie glauben, daß meine Zeugenschaft irgendwie beansprucht werde, oder daß man ihr ein Gewicht zutraue — das Recht der Gräfin ist durch den Besitz unumstößlicher Documente gewahrt. Unter denselben sollen sich alle Verfügungen ihres Vaters, auf der Villa Pedrocchi von ihm selbst geschrieben, befinden —"

„Unmöglich!" rief Falkenau mit Hitze. Er hatte bisher nicht geglaubt, daß die Freundschaft Hostiwin's und des Fürsten die Grenzen einer oberflächlichen Reisebekanntschaft überschritten habe.

„Doch, doch," sagte Hostiwin lächelnd. „Ich habe kurz vor meiner Abreise Jemanden gesprochen, der der Familie sehr nahe steht. Da erfuhr ich auch, daß die Gräfin Schritte macht, gewisse Correspondenzen zu erlangen, die eine ziemlich hochgestellte Person in Plauenburg mit seltsamer Eigenmächtigkeit zurückhält."

„Wer könnte das sein?" fragte Falkenau, auf's Höchste betroffen, da er nicht zweifeln konnte, daß er selbst gemeint sei. Auch Angela gerieth in Unruhe, und beide Ehegatten correspondirten auffallend mit Blicken. Bei aller Unruhe wog aber bei Angela eine gewisse Freude vor; sie hoffte, daß nun ihr Mann, aus Furcht vor der Reclamation, in keinem Falle den beabsichtigten Gebrauch von den Papieren machen werde.

„Es ist mir nicht gesagt worden," gab Hostiwin zur Antwort, „wer sich die Eigenmächtigkeit erlaube, Papiere, die ihm nicht angehören, zu behalten. Sie, bei Ihrer Kenntniß des Orts und der Personen, könnten eher rathen —"

„Wohl wahr," sagte Falkenau, „aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß in Plauenburg keine solche hochgestellte Persönlichkeit existirt. Es wird eine Erfindung sein."

„Für eine Erfindung kann ich es nicht halten," erwiderte Hostiwin, „da diese Papiere nur einen Familienwerth haben und als Beweismittel überflüssig sind. Wenn ich gewisse Andeutungen meines Gewährsmannes richtig zusammenstelle, so würde ich auf meine eigene Gefahr hin behaupten, daß die Correspondenzen von Frau von Klettendorf berühren."

„Ich will mich eigens erkundigen," rief Falkenau in äußerster Verlegenheit.

„Sie ist todt!" sagte Hostiwin.

„Ich meine, bei ihren Bekannten," versetzte Falkenau.

„Wenn meine Vermuthung richtig ist," fuhr Hostiwin fort, „so war Frau von Klettendorf so vorsichtig, andere Personen schriftlich von ihren Schritten in Kenntniß zu setzen. Sie sehen, dem unloyalen Vertrauensmann ist kein Ausweg offen gelassen."

„Und warum reclamirt die Gräfin ihre Rechte erst heute?" sagte Falkenau, seine Bestürzung kaum bemeisternd.

„Das ist mir unbekannt," erwiderte Hostiwin, „doch ich denke, es ist wohl so: Als sie noch ein schutzloses Mädchen war, ist man auf das Gewaltsamste gegen sie vorgegangen. Man behandelte den Mann, der Beweise ihrer Ansprüche vorlegte, als einen Fälscher oder Dieb und brachte ihn in Haft; es war leicht, ihr den ärgsten Streich zu spielen. Da wartete sie wohl, bis sie von starken Verfechtern umgeben war. Das scheint sie jetzt zu sein."

Der Hofmarschall schwieg einen Augenblick lang und überblickte den trostlosen Stand seiner Partei, der Macht der sich erhebenden Anklage gegenüber. Im Gefühl, abgesehen von dem unrechtmäßigen Besitz der Papiere, in den unreinen Handel verwickelt zu sein, wurde er so reuig und muthlos, daß er den Kopf zu verlieren anfing. Für Trotz war sein Gemüth zu schwach und weich.

Hostiwin hatte erreicht, was zu erreichen war, und ließ seinen Triumph mit keiner Miene merken.

„Uns hat dieses Thema," sagte er, „seltsam fortgerissen; erst jetzt bemerken wir, daß wir gewissermaßen bereits am andern Ufer des Gespräches stehen."

Man plauderte noch eine Zeitlang über allerhand Dinge, dann entfernte sich Hostiwin. Er hatte vorher noch das Versprechen geben müssen, morgen zu Tische zu kommen.

Kaum hatte er sich entfernt und kaum war die Thüre des Hauses auf dem Cavalierplatze verschlossen worden, als ein kurzes, aber aufgeregtes Nachspiel zwischen beiden Gatten begann.

Wunsch habe, dasselbe, es koste, was es wolle, zu erstehen, das Steinbild selbst oder, falls dies nicht möglich, das Modell davon. Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie mir sagen wollten, wo sich die Statue befindet oder auf welchem Wege ich dazu käme, mir das Modell zu verschaffen."

„Wo die Statue hingekommen," rief der Wirth, „das weiß der Himmel! Der Mengsen — der Bildhauer, der sie verfertigt, ist todt — ein braver, tüchtiger Mann! Sie sind nicht der erste Herr, der an seinen Arbeiten ein Gefallen gefunden! Mein Gott, wo sind die Zeiten hin, wo der Mengsen allabendlich bei uns seine zwei Schoppen trinken kam! Ein kleiner, unansehnlicher Mann, still, beinahe furchtsam zu nennen, aber wenn er einmal zu reden anfing, da stehe ich Ihnen gut dafür, daß es eine Freude war, ihn anzuhören! Hatte dann so 'was Begeistertes! Gott hab' ihn selig. Er starb gerade zu rechter Zeit, als ihm das Brod auszugehen anfing. Der verstorbene Fürst hatte ihm nämlich einen guten Jahrgehalt gezahlt, als aber der jetzige Herr daran kam, da wurde dem Mengsen kurzweg gesagt, daß es mit dem Gnadengeld aus sei. Hatte kaum die Augen zugedrückt, als es auch schon über die Statue so unbarmherzig herging, wie eine Weile zuvor über den Verfertiger derselben. Gott hab' ihn selig."

„Hat der Mann keine Familie hinterlassen?" fragte Hostiwin.

„Kinder sind nicht da, dann wäre aber auch das Elend übervoll. Ich weiß ohnehin nicht, wie die Wittwe lebt. Sie hat keine Verwandten hier, Niemand, der sich ihrer annimmt. Ich glaube, sie ist seit dem Tode des Mengsen gar nicht aus dem Hause gekommen, sie schämt sich, den Leuten ihre traurige Lage zu zeigen. Denn Sie müssen wissen, daß sie aus einer gar ansehnlichen Familie stammt. Wahrhaftig, ich kann Ihnen nicht einmal sagen, wo sie wohnt."

„Ich wäre recht begierig, es zu wissen," meinte Hostiwin.

„Philipp," rief der Wirth den mittelalterlichen Hausknecht, der eben quer über den Hof ging.

Der Hausknecht kam langsam heran.

früher zu Tische, damit ich Ihnen meine Freude aussprechen kann. Sollte Ihnen Falkenau noch keinen Besuch gemacht haben, so zürnen Sie nicht, sondern bemitleiden Sie ihn vielmehr. — Er hat einen bösen Tag, aber es ist zu seinem Besten. A. F."

„Hostiwin's ganze frühere Unruhe war nach Lesung dieser Zeilen in Nichts zerronnen. Seine Befürchtungen waren ein Traum und seine Hoffnung entfaltete von Neuem die Flügel.

Er ging hinab, der Wirth begegnete ihm in der Hausflur.

„Herr Wirth," redete Hostiwin ihn an, „Plauenburg hat ja eine seiner Zierden eingebüßt, seitdem ich das letzte Mal da war. Das schöne Monument im Schloßgarten ist verschwunden."

„Das ist eine eigene Geschichte," gab der Wirth zur Antwort. „Man redet allerlei darüber. Der Kukuk weiß, was daran Wahres ist. Gewiß ist nur, daß es seit langer Zeit fortgeschafft ist. Der Fürst soll gesagt haben, er wolle nicht aus seinen Fenstern auf einen Kirchhof herunterſehen. Da geb' ich ihm Recht. Das ist nicht aller Leute Sache, auf traurige Monumente zu blicken. Doch wenn es im Schloßgarten im Wege stand, so weiß man nicht, warum es nicht anderswo aufgestellt worden. Platz war dafür da, so klein ist Plauenburg nicht — aber das ist eine eigene Geschichte!"

„Inwiefern?" fragte Hostiwin, der irgend eine Auskunft zu erhalten hoffte.

„Da könnte man drei Stunden lang erzählen," meinte der Wirth, „wenn man sich nicht ein Blatt vor den Mund nehmen müßte. Es war doch eine ganz andere Sache unter dem seligen Fürsten! Die Zeiten sind vorüber. Geht hier wie in Feindesland zu! Schleichen Spione, Beobachter! Kein Mensch darf mucksen, und so muß auch ich Fünf gerade sein lassen. Doch die Wirthschaft empört einen braven Deutschen!"

Er rückte die Hauskappe und biß die Zähne zusammen.

„Ich muß Ihnen offen gestehen," nahm Hostiwin das Wort, „weshalb ich eigentl[illegible] gekommen bin. Ich habe mich bei [illegible] dieser Stadt für das erw[illegible]

Wunsch habe, dasselbe, es koste, was es wolle, zu erstehen, das Steinbild selbst oder, falls dies nicht möglich, das Modell davon. Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie mir sagen wollten, wo sich die Statue befindet oder auf welchem Wege ich dazu käme, mir das Modell zu verschaffen."

„Wo die Statue hingekommen," rief der Wirth, „das weiß der Himmel! Der Mengsen — der Bildhauer, der sie verfertigt, ist todt — ein braver, tüchtiger Mann! Sie sind nicht der erste Herr, der an seinen Arbeiten ein Gefallen gefunden! Mein Gott, wo sind die Zeiten hin, wo der Mengsen allabendlich bei uns seine zwei Schoppen trinken kam! Ein kleiner, unansehnlicher Mann, still, beinahe furchtsam zu nennen, aber wenn er einmal zu reden anfing, da stehe ich Ihnen gut dafür, daß es eine Freude war, ihn anzuhören! Hatte dann so 'was Begeistertes! Gott hab' ihn selig. Er starb gerade zu rechter Zeit, als ihm das Brod auszugehen anfing. Der verstorbene Fürst hatte ihm nämlich einen guten Jahrgehalt gezahlt, als aber der jetzige Herr daran kam, da wurde dem Mengsen kurzweg gesagt, daß es mit dem Gnadengeld aus sei. Hatte kaum die Augen zugedrückt, als es auch schon über die Statue so unbarmherzig herging, wie eine Weile zuvor über den Verfertiger derselben. Gott hab' ihn selig."

„Hat der Mann keine Familie hinterlassen?" sagte Hostiwin.

„Kinder sind nicht da, dann wäre aber auch [illegible] übervoll. Ich weiß ohnehin nicht, wie die [illegible] hat keine Verwandten hier, Niemand, der sich [illegible] Ich glaube, sie ist seit dem Tode des Mengsen [illegible] dem Hause gekommen, sie schämt sich, der [illegible] rige Lage zu zeigen. Denn Sie müssen wissen, [illegible] [illegible]hnlichen Familie stammt. [illegible]

[illegible] sagen, wo sie [illegible]

[illegible]gierig, es zu wissen [illegible]

[illegible] Wirth der [illegible]

[illegible]n Hof [illegible]

[illegible]m langen [illegible]

„Weißt Du nicht, wo die Mengſen wohnt?“

„Wohl weiß ich es,“ gab der Hausknecht mit phlegmatiſcher Beſtimmtheit zur Antwort.

„Nun, dann kann Sie Philipp hinführen,“ ſprach der Wirth.

„Es genügt,“ verſetzte Hoſtiwin, „wenn er mir nur eine genaue Beſchreibung giebt.“

„Sie werden ſich ganz leicht zurechtfinden,“ ſagte der Hausknecht. „Sie wiſſen, wo das Waſſerthor iſt?“

„Durch das Waſſerthor bin ich hereingekommen,“ ſagte Hoſtiwin.

„Wenn Sie das kennen,“ fuhr Philipp fort, „ſo ſind Sie ſo gut wie dort. Rechts vom Waſſerthor gehen Sie die Plaue immer entlang, bis Sie zur Färberei kommen, wo die Tücher am Haus herunterhängen. Gerade das nächſte Haus iſt's, wo die Mengſen wohnt.“

Eines andern Wegweiſers als dieſer Worte bedurfte Hoſtiwin nicht, um ſich auf den Weg zu machen. Er durchſchritt die freundlichen, von einem gewiſſen Wohlſtand zeugenden Häuſerreihen mehrerer Straßen, bis er ſich dem Waſſerthore näherte, deſſen baufällige, verkommene Umgebung das Quartier der Armuth ankündigte.

Dieſer Anblick erneuerte den Eindruck, den die Andeutungen über Frau Mengſen auf Hoſtiwin hervorgebracht, mit peinlicher Lebendigkeit, und dieſer Eindruck ſteigerte ſich noch, als er, aus dem Waſſerthor herausgetreten, den Weg rechter Hand an dem Flüßchen einſchlug. Hier, am äußerſten Ende, gleichſam aus der Stadt hinausgeſtoßen, liefen an beiden Seiten des Waſſers zwei Häuſerreihen hin, deren hüttenähnliches, aller Symmetrie hohnſprechendes Ausſehen das im Bunde mit Unordnung und Lüderlichkeit fortgeſchrittene Elend verrieth. Ein paar vermorſchte hölzerne Brücken gingen über das Waſſer, längs der Geländer ſpielten und lärmten Rudel zerlumpter, armer, krank ausſehender Kinder.

Hoſtiwin ging an der Färberei vorüber und ſtand vor der Thüre des Nachbarhauſes, das ihm bezeichnet worden war. Das ſchmutzige Ausſehen des Innern, die lichtloſe morſche Holztreppe luden wahrlich nicht ein, weiter zu gehen; es koſtete einen Entſchluß, nicht wieder umzukehren.

Als Hostiwin die Schwelle überschritten hatte und sich umsah, in welche Thür er treten solle, um sich die Wohnung der Frau Mengsen angeben zu lassen, trat ein altes, vergilbtes Weibsbild aus dem Hofe heran und gab die gewünschte Auskunft. Die Wittwe des Bildhauers wohnte im zweiten Stock, gegen den Hof hinaus.

Fast ängstlich stieg Hostiwin die morschen Stufen hinauf, die unter dem Tritte wankten, und gelangte endlich, umhertappend in den dunkeln Räumen, an die bezeichnete Zimmerthüre.

Eine matte Frauenstimme sagte „Herein!" nachdem er geklopft hatte.

Er trat ein und die ärmlichste der Wirthschaften stand vor seinen Augen. Es war nichts da, als ein Bett, ein elender Küchentisch, zwei Stühle und eine Truhe. Die kahlen Wände athmeten eine mörderische Feuchtigkeit aus.

„Bin ich hier bei Frau Mengsen?" fragte Hostiwin die Bewohnerin, eine ärmlich gekleidete Frau, die am Fenster saß und nähte. Sie mochte vierzig Jahre zählen, eine zierliche, aber abgemagerte Gestalt, deren feine und interessante Gesichtszüge weder das Alter noch die Noth ganz zu verwischen vermocht hatten.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" gab die Angeredete zur Antwort, während Ton und Miene zu verstehen gaben, daß sie die sei, nach der er frage.

„Ich bin der Freiherr von Hostiwin," sagte der Genannte, während Frau Mengsen sich verbeugte und gleich darauf einen der beiden Stühle vorschob, um Platz anzubieten. Sie that es so schüchtern, so gedrückt, als wenn sie zweifle, ob sie ihrem Gast eine Ehre anthue oder ihn erniedrige.

Hostiwin fühlte diesen Conflict heraus, und all' dieses unverschuldete Elend, mit klar durchschimmernder Bildung gepaart, erweckte in ihm eine Wehmuth, die mit einer gewissen Gêne zusammenhing. Er setzte sich und sprach, ohne äußerlich seine Befangenheit zu verrathen:

„Ich bin ein großer Bewunderer des Monuments, welches Ihr Mann für den verstorbenen Fürsten geschaffen. Meine Bewunderung und Liebe für dieses Kunstwerk ist so groß,

daß ich es für meinen Schloßgarten in Böhmen copiren lassen möchte —"

„Mein Mann ist todt!" fiel Frau Mengsen in die Rede, indem es über ihr Gesicht dahinzuckte, als wenn das gespendete Lob die Trauer um den Verlust neu geweckt hätte.

„Ich weiß es, leider!" versetzte Hostiwin. „Von meinem schon ausgesprochenen Wunsche getrieben, bin ich nach Plauenburg gekommen, um möglicherweise ein Modell der Statue abnehmen und ausführen zu lassen. Zu meinem größten Schreck ist das herrliche Kunstwerk durch eine unerklärliche Barbarei unsichtbar geworden. Da ich mich nun nicht darein ergeben kann, meiner Idee zu entsagen, was ist natürlicher, als daß ich zu Ihnen, verehrte Frau, meine Zuflucht nehme und bei Ihnen anfrage, ob Sie mir zu rathen wissen?"

Eine freudige Genugthuung leuchtete aus den Augen der Frau, die Furchen des Kummers und der Sorge auf ihrem bleichen Gesichte glätteten sich flüchtig unter dem erwärmenden Hauche des Wohlwollens und der Achtungsbezeigung, die ihr so unerwartet wieder ein Mann von Auszeichnung spendete, nachdem der Fluch der Armuth sie seit Jahren bei aller Welt derselben verlustig erklärt.

„Mein Herr, sagte sie mit belebter Stimme, „ich bin glücklich, Ihnen selbst dienen zu können. Der ganze Schatz, über den ich verfüge, sind einige Reste der Kunstthätigkeit meines Mannes. Ich verwahre sie in dieser Truhe und bin überglücklich, Ihnen das vollständige Modell der Statue, von der Sie sprechen, anbieten zu können."

Sie eilte einen Schlüssel zu holen, um die Truhe zu öffnen, während Hostiwin in den freudigsten Ausrufen dankte.

Frau Mengsen hatte indessen den alten Schrein geöffnet und hob mit vorsichtiger Hand eine Statuette hervor, die sie auf den Tisch stellte. Es war ein Modell in Terra cotta, in halber Größe des Originals, wohl erhalten und von schönster, sorgfältigster Ausführung.

„Herrlich, herrlich!" rief Hostiwin, das Werk betrachtend. „Da ist es! Es ist wieder vor meinen Augen! Doch wie theuer, wie unschätzbar es mir ist, so kann ich es doch nicht von Ihnen als ein großmüthiges Geschenk hinnehmen."

„Mein Herr!“ entgegnete Frau Mengsen, indem ihr blasses Gesicht sich leicht röthete und ihre Augen sich verfinsterten, während ihre Blicke flüchtig über die Stube hinfuhren, als mache sie dem elenden Aussehen ihrer Wohnung den Vorwurf, es sei Schuld, daß ihr die Zumuthung gemacht worden, einen fast werthlosen Kunstgegenstand, der nur durch die Erinnerung geheiligt war, zu verkaufen.

Ueberrascht von dieser Zartheit, oder richtiger gesagt von dieser Empfindlichkeit der Armuth, sagte Hostiwin:

„Es thäte mir leid, wenn mein Plan an dem Eigensinn Ihrer Großmuth scheitern sollte —“

„Es ist eine Erinnerung,“ versetzte Frau Mengsen, „für jeden Zweiten beinahe ohne den geringsten Werth; aber durch den Gebrauch, den Sie von ihr machen wollen, gehört sie Ihnen. So wird die Erinnerung an meinen Mann wenigstens in einem Erdenwinkel fortleben, wenn dieser zerbrechliche Thon längst schon in Staub zerfallen. Ich bitte Sie —“

„Sie besitzen,“ gab Hostiwin lächelnd, aber tiefgerührt zur Antwort, „jene hohe, unverbesserliche Großmuth, die den Künstlern und ihren Angehörigen so verderblich ist. Nehmen Sie an, diese Statuette sei von Silber und ich suchte sie, wie ich diese bei Ihnen suchte, bei der Wittwe eines Goldarbeiters. Ich frage, ob diese sich bedenken würde, einen Preis zu stellen, wenn sie sie wegzugeben Lust hätte.“

„In diesem Falle,“ gab Frau Mengsen zur Antwort, „giebt es freilich einen unbestreitbaren, allgemein gültigen Maßstab des Werthes — in dem meinigen ist derselbe ganz zweifelhaft.“

„Ich erstaune,“ sagte Hostiwin lebhaft. „Für mich besteht dieser Zweifel nicht. Die langen Studien des Künstlers, die ein solches Kunstwerk möglich machen, sind ein angelegtes Capital, dessen Summe sich durch den Besitz des Genius von selbst erhöht. Hat Ihr verstorbener Mann nicht einen Jahrgehalt von dem verstorbenen Fürsten angenommen und als den Dank seines Verdienstes betrachtet, bis er desselben von der knickerischen Gleichgültigkeit des jetzigen Regenten beraubt wurde?“

„Das war der Fürst —“ meinte Frau Mengsen kleinlaut,

während der neuberührte Gegenstand, die Quelle ihres ganzen Elends, mit traurigem Echo in ihrer Brust wiederhallte.

„Der Fürst, der Fürst!“ rief Hostiwin mit einem Anfluge von Stolz. „Jedermann ist Fürst, der den Sinn besitzt, die Kunst zu lieben, und die Macht, ihr zu dienen. Den Sinn besitze ich ohne Zweifel und die Macht auch.“

Frau Mengsen war so verwirrt, daß sie um eine Antwort verlegen war, um die Großmuth des Fremden zu bekämpfen, dessen weitgehende Absicht sich nicht schwer errathen ließ, und wenn auch entschlossen, sie zurückzuweisen, so fühlte sie sich zugleich auf seltsame, ungewohnte Art erhoben, eine so edle Sinnesart in dem Augenblicke anzutreffen, da ihr der unmittelbare Aufruf um Hülfe, wohin sie ihn auch gerichtet, keine Hülfe gebracht hätte.

„Gut,“ sagte Hostiwin, der diese inneren Vorgänge der Unglücklichen genau errieth, „ich nehme das Modell und werde es darauf ankommen lassen, ob Sie mir erlauben werden, nach meinen Mitteln und meinem Gefühl von Verpflichtung zu handeln.“

Er nahm das Modell, während die Frau, wie um einer Entgegnung auszuweichen, schnell an die Truhe trat und in einem Haufen von Papieren herumwühlte. Nach einer Weile überreichte sie Hostiwin einige Blätter und sagte:

„Das gehört dazu, es sind einige Zeichnungen.“

Dankend und auf's Neue erfreut nahm sie Hostiwin, während Frau Mengsen die übrigen Papiere in aller Eile nothdürftig ordnete, um die Truhe wieder zuzuschließen. Da fiel ein Blatt Papier, ohne daß sie es merkte, aus dem Stoß, den sie auf dem Arme hatte, herab und flatterte bis in die Mitte der Stube.

„Ein Blatt Papier ist heruntergefallen,“ sagte Hostiwin und bückte sich, um es der Frau zu reichen. Doch in dem Augenblick, als er es in die Hand nahm, rief er mit lautem Erstaunen:

„Petrowsky!“

Die Unterschrift des Schreibens war ihm durch ihre großen lateinischen, wild dahinjagenden Lettern unwillkürlich aufgefallen.

„Sie kennen Herrn Petrowsky?“ fragte Frau Mengsen mit lebhaftem Interesse, indem Hostiwin näher trat, das Blatt halb gefaltet in der Hand haltend.

„Ja wohl kenne ich ihn,“ erwiderte Hostiwin. „Ein selten begabter Mensch!“

„Nicht wahr?“ rief Frau Mengsen. „Ebenso talentvoll als gut. Wie geht es ihm?“

„Wie es ihm geht?“ versetzte Hostiwin nachdenklich, als die Frau mit großer Lebhaftigkeit das Wort wieder ergriff.

„Doch was frage ich,“ sagte sie, „wie es Petrowsky geht? Gut, vortrefflich gewiß! Er ist ja ein wahres Sonntagskind!“

„Ein Sonntagskind?“ rief Hostiwin mit Erstaunen über die der Wahrheit entgegengesetzteste aller Ansichten.

„Ich habe ihn freilich,“ sagte Frau Mengsen, „seit dem Tode meines Mannes nicht wieder gesehen. Ich will nicht hoffen —“

„Leider ist nicht viel zu hoffen,“ gab Hostiwin zur Antwort. „Um es Ihnen kurz zu sagen, Petrowsky ist in physischer und geistiger Beziehung nicht mehr als eine Ruine.“

„Gerechter Gott!“ rief Frau Mengsen mit solcher Theilnahme, wie wenn sie die Mutter des unglücklichen Malers wäre. „Wo lebt er denn?“

„Er ist jetzt in Italien,“ antwortete Hostiwin, „mehr seiner Gesundheit, als der Kunst wegen, wie ich glaube.“

„Wie ist das gekommen?“ rief Frau Mengsen, die Hände zusammenschlagend. „Ich sehe ihn noch vor mir so frisch, so stark, so heiter, so übermüthig, so lebensfroh! Es ist kaum zu fassen! Solch ein trauriger Umschwung in weniger als vier Jahren?“

„Ich sehe, welchen Antheil Sie an dem Unglücklichen nehmen,“ sagte Hostiwin. „Ich selbst bin von Herzen sein Freund. Es berührt mich ebenso schmerzlich, Ihnen diese Nachricht zu geben, als es Ihnen peinlich ist, sie zu hören. Der Mann ist hoffnungslos krank und am Bettelstab.“

Frau Mengsen bedeckte das Gesicht, als sie das hörte, setzte sich und blieb eine Weile in dieser Stellung. „Da lesen Sie selbst,“ sagte sie, indem sie Hostiwin das Blatt reichte.

„Sehen Sie selbst, wie er war. Urtheilen Sie! Es ist sein letzter Brief an meinen Mann!"

Hostiwin öffnete das Blatt und las, leise murmelnd:

„Paris, im April.

„Freund!

„Die Notiz in Deinem Briefe, daß Dir der Fürst den Jahrgehalt entzogen, erfüllt mich mit Entrüstung, aber nicht der Verlust einer Lumperei, der Dich in momentane Verlegenheit stürzt, reizt meinen Zorn, sondern die Gewaltthat. Fürsten haben für die Kunst noch nie etwas gethan, als Unheilvolles; das Publikum ist der wahre, prunklose und uneigennützige Mäcen! An diesen Ehrenmann wollen wir uns halten — Du wie ich! Der Jahrgehalt hat Dich in Plauenburg verschimmeln lassen — da, beiliegend Reisegeld. Verlasse das Nest sofort. Das Verdienst bricht sich schnell Bahn, wir leben in einem Jahrhundert der Intelligenzen. Das Verkommen des Genies ist heutzutage eine Unmöglichkeit! Sieh mich an. Kaum bin ich hier — kaum habe ich einige Bilder gemalt, und mein Name erhebt sich schon. Es werden mir auch — Dank dem Jahrhundert! — Mittel zu Theil, das Leben zu fassen und zu genießen. Uebrigens komme ich im nächsten Monat nach Plauenburg. Wenn ich als Egoist rede, so wünsche ich Dich noch dort zu umarmen, wenn aber Dein wahrer Freund aus mir spricht, so hoffe ich Dich in jener Zaunkönig-Residenz nicht mehr zu finden. Du wirst hoffentlich inzwischen nach München, Berlin, Wien ausgewandert sein. Was ich in Plauenburg will? Von gewissen Dingen darf man erst nachher reden, nicht vorher. Kennst Du Van Dyk's Geschichte im Palast Brignole zu Genua? — Gleichviel! So kühn will ich sein wie er, und bitte die Götter nur um mehr Glück. Ich umarme Dich. Um des Jahrgehaltes willen lasse Dir kein graues Haar wachsen. Künstler sind Brüder, welche Mutter uns auch geboren! Alle Musen sind Schwestern.

Petrowsky."

Hostiwin rief, während das Auge noch auf dem Briefe ruhte:

„Welche Zuversicht! Welcher Jugendmuth! Welches Glück-

vertrauen! Welch edler, hoher Sinn! Frau Mengsen, das ist jetzt Alles, Alles dahin!"

„Wie kam das?" fragte die Wittwe. „Welches Unglück hat ihn so zu Boden gerissen?"

„Vermuthlich," gab Hostiwin zur Antwort, „eine lange Reihe bitterer Täuschungen und jedenfalls eine unglückliche Liebe."

„Wen hat er geliebt?" fragte Frau Mengsen.

„Das möchte ich von Ihnen hören," sagte Hostiwin. „Ich kenne seine Lebensgeschichte nur aus Andeutungen."

„Ich weiß nichts!" sagte Frau Mengsen, in dumpfes Nachdenken versinkend.

„Hier — an dieser Stelle des Briefes," nahm Hostiwin wieder das Wort, „wo er von Van Dyk spricht, ist eine geheimnißvolle Anspielung darauf. Welche Dame in Plauenburg konnte das sein? Rathen Sie!"

Er that die letzte Frage mit sehr unsicherer Stimme.

„Ich kann nur Vermuthungen anstellen," gab Frau Mengsen zur Antwort. „Vermuthungen, die wenig helfen. Er malte wohl vor fünf Jahren das Fräulein von — "

„Es ist gut," fiel Hostiwin schnell ein, indem er die Farbe wechselte. Er wußte den Zunamen, der folgen mußte, doch er konnte ihn kaum laut hören. Eine bis in eine weite Vergangenheit zurückkehrende Rivalität hatte ihn überrascht, indeß Frau Mengsen nur eine heftige Ungeduld, die ihr das Wort abschnitt, zu vernehmen geglaubt hatte.

„Täuscht mich nicht Alles," sagte sie, „so geht aus den Verfolgungen gegen Petrowsky, die von einer hohen Person ausgingen, hervor, daß er dem Fräulein nicht gleichgültig gewesen —"

„Nicht?" stieß Hostiwin hervor und fügte mit schnell wieder hergestellter Fassung hinzu: „Es ist gleich vier Uhr, Frau Mengsen. Eine Einladung hindert mich, länger bei Ihnen zu verweilen. Erlaubt es meine Zeit, so werden Sie mich noch sehen. Sollte ich früher abreisen, so werden Sie binnen Kurzem von mir hören. Mein Diener holt das Modell und die Zeichnungen. Leben Sie wohl — Leben Sie wohl!"

Er ging die Treppe hinab, von Frau Mengsen bis an die Hausthüre gefolgt.

Lange blieb die Frau dort stehen und blickte dem so unerwartet gekommenen Gaste nach, bis er das Ende der traurigen Gasse hinab war und im Eingange des Wasserthores verschwand. Eine befreiende, kräftigende Bewegung des Gemüths hatte sich ihrer bemächtigt, als sie in ihre ärmliche Wohnung wieder zurückgekehrt war. Neues Vertrauen, neuer Glaube an die Menschen befestigte sich in ihrem Herzen und ließ die Gleichgültigkeit, die sie so lange erfahren, die Verachtung, die ihr von Allen jahrelang zu Theil geworden war, mit einem Male vergessen, weil ein Einziger gütig und der Nächste seines Nächsten gewesen!

So illusionsfähig ist der Mensch, ein Geschöpf, das ein Wahn, ein Hoffnungsstrahl, ein Gedanke beglücken und aus einer See von Qualen emporheben und befreien kann!

Siebentes Kapitel.

Gefallene Größe.

Hostiwin hatte nur im Hotel zu den zwei Bären den kurzen Befehl gegeben, das Modell und die Zeichnungen im Hause der Wittwe Mengsen abzuholen, und war zu Falkenau geeilt. Er mußte, welche Mühe es ihm auch kostete, die Bewegung, die in seiner Brust durch den Brief Petrowsky's und die unerwartete Enthüllung hervorgerufen worden war, zurückdrängen und, als wäre nichts geschehen, für seine Zwecke zu wirken suchen.

Angela hatte den Gast über den Cavalierplatz herankommen sehen und war ihm freudig bis in's Vorhaus entgegengesprungen.

„Ich bin glücklich," sagte sie, ihn an der Hand nehmend

und in das Zimmer führend, „meine Wünsche gehen in Erfüllung.“

Hostiwin trat in den Salon. Dort saß Falkenau, von Aufregungen erschöpft, über einen Stuhl gelehnt, wie von einem großen Unglück heimgesucht. Als Hostiwin mit Angela eintrat, erhob er sich langsam. Seine Haltung hatte etwas sehr Pathetisches und Feierliches, eine nervöse Anspannung verrieth sich in jeder Bewegung, jeder Miene und durch jeden Blick. Er reichte Hostiwin die Hand, ohne ein Wort hervorzubringen, doch in diesem Verstummen lag eine gewisse Beredsamkeit, die wohl die Ursache des Schmerzes verschwieg, aber dessen Tiefe und weite Grenzen mit einiger Ostentation verkündigte.

Hostiwin glaubte das stattgefundene Ereigniß errathen zu können, dennoch wurde er irre, da der sogar pathologisch afficirte Zustand des Hofmarschalls ihm in keinem Verhältnisse zu der angenommenen Ursache zu stehen schien.

„Welche Katastrophe hat stattgefunden?“ fragte er mit Unruhe, während seine Blicke abwechselnd auf Angela und deren Gatten fielen.

„Das ist das rechte Wort. Eine Katastrophe hat stattgefunden,“ sagte der Hofmarschall düster. „Alles, was die Geschichte von Undank der Höfe aufbewahrt hat, wird durch meine Erfahrungen überboten! Ein ganzes System von Zurücksetzungen habe ich bis zum heutigen Tage mit männlicher Würde und der Loyalität eines Dieners ertragen, aber vor wenig Stunden habe ich auch gezeigt, welche Grenzen die Willkür eines Fürsten hat. Ich habe —“ fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu — „meine sämmtlichen Aemter und Würden in die Hände meines ehemaligen Herrn niedergelegt und werde dem Schauplatz so vieler unerhörter Demüthigungen für immer den Rücken kehren.“

Die Besorgniß, die Hostiwin noch vor einem Augenblicke gehegt, hatte gleich bei den ersten Worten des Hofmarschalls ihren Ernst zu verlieren begonnen, als immer klarer und klarer hervortrat, welch kleiner Geist hier den Servilismus idealisire, durch den er über sich vermocht, sich jahrelang mit Füßen treten zu lassen. Es zeigte sich ferner, als welches

blutige Opfer dieſer kleine Geiſt die Wiedererlangung ſeiner Freiheit betrachte, während Reue und Unzufriedenheit mitten aus der eitlen Selbſtbeſchauung ſeiner That hervorſchimmerten.

Falkenau war, wie er daſtand, eine burleske Figur in einem tragiſchen Gemälde.

„Hm!“ rief Angela lebhaft und geringſchätzig. „Wir heizen mit dem Marſchallsſtab! Welche Schmerzen um den Plunder! Laß uns erſt in Rom oder Florenz wohnen — in der Elite der Geſellſchaft werden wir die armen Barone und die unbedeutenden Excellenzen von Plauenburg gar wenig vermiſſen. Was meinen Sie?“

Sie wandte ſich mit dieſer Frage an Hoſtiwin, aus deſſen Seele ſie geſprochen, indem ſie mit dem Vorrecht der Gattin über die Kataſtrophe das ſagte, was er ohne Verletzung der Höflichkeit nicht laut werden laſſen durfte.

Während dem lag Falkenau mit geſenktem Haupt und gekreuzten Armen auf dem Sopha und ſchien das Gewicht ſeiner Entſagung dermaßen zu fühlen, daß man hätte meinen ſollen, er habe eine Weile zuvor das Reich Karl des Großen oder Napoleon's abgetreten.

„Affairen ſolcher Art,“ meinte Hoſtiwin, ſein ſcharfes, wenn auch wahres Urtheil mit unendlicher Milde einkleidend, „muß man von ihrem eigenen Standpunkte aus beurtheilen. Der Rücktritt wird nicht blos dadurch ſchwer, daß man eine mit unſerem ganzen Sein und Denken verwachſene Stellung aufgiebt, ſondern auch deshalb, weil man aus dem ſichern und trauten Geleiſe aller Lebensgewohnheiten heraustritt. Ich bin, wie Sie, gnädige Frau, überzeugt, daß ſich Ihr Herr Gemahl in dem glänzenden, rauſchenden Leben von Rom oder Florenz in kürzeſter Friſt einbürgern wird, da jene Städte ſeinen geſellſchaftlichen Talenten eine Nahrung zu bieten haben, wie man ſie in einer kleinen norddeutſchen Reſidenz freilich nicht findet.“

„Meinem Manne bleibt nichts übrig, als das!“ verſetzte Angela mit ebenſo viel Schärfe als Triumph. „Er tritt wohl freiwillig ab, aber mir will ſcheinen, daß man es darauf abgeſehen, daß er abtrete. Doch — wie dem ſei — er iſt frei, ſein eigener Herr, wir gehen nach Italien!“

Sie pirouettirte im Zimmer umher.

Falkenau war inzwischen aufgestanden. Die Perspective, die ihm Hostiwin eröffnet, daß sein brillanter Geist in den Salons von Rom Effect machen dürfte, hatte ihn einigermaßen aufgerichtet.

Die Eitelkeit ist ja der wichtigste Hebel kleinlicher Naturen, und Hostiwin hatte ihn mit Vorbedacht angesetzt!

„Nichts mehr davon!" sagte er mit erkünstelter Fassung. „Es ist überstanden, es ist abgethan. Ich bin frei und werde von nun an einzig für meine geliebte Angela leben."

Er umschlang seine Frau, trat aber gleich wieder an Hostiwin und sagte mit frisch überhandnehmender Aufregung, die Zähne zusammengekniffen, die Rechte drohend auf- und niederbewegend:

„Wenn ich von hier gegangen sein werde, wird man sehen, wen man verloren! Doch nichts mehr davon, sie mögen selbst sehen, wie sie fertig werden. Das aber vertraue ich Ihnen an, daß ich von hier nicht, ohne eine Rache genommen zu haben, meinen Rückzug antrete. Ich werde ein Unrecht, das ich durch die Pflichten meiner Stellung auf mich geladen, nach Kräften wieder gut zu machen suchen. Sie erinnern sich, daß wir gestern von den Briefen der Frau von Klettendorf sprachen. Durch einen Zufall bin ich in Kenntniß gesetzt, wer sich im Besitz derselben befindet. Die Person kann sich gar nicht weigern, wenn ich dieselben zurückfordere, und habe ich sie, so werden sie in der nächsten Stunde der gräflichen Familie Milowitsch zugesendet."

„Vortrefflich!" rief Angela. „Es ist Deine Pflicht — habe ich nicht immer —"

Sie hielt inne, da sie rechtzeitig bemerkte, daß sie sich zu verplaudern begann.

„Es macht Ihrem Rechtsgefühl ebenso viel Ehre," sagte Hostiwin hoch erfreut, „als Ihren Widersachern verdienten Verdruß."

„Sie haben Recht," rief Falkenau. „Die werden sich bäumen, wenn sie den Strich durch ihre Rechnung sehen."

Hostiwin fiel es schwer, seine Bewegung zu unterdrücken. Die Briefe versprachen so viel! „Ich werde," versetzte er,

„in den nächsten Tagen Gelegenheit haben, eins der Mitglieder der Familie zu treffen. Ich will sogleich auf die Ankunft der wichtigen Einsendung, die natürlich von einer mysteriösen Hand herrührt, aufmerksam machen."

„Ich ermächtige Sie dazu!" rief Falkenau. „Es ist auch meine Absicht, bei meinem Werke unsichtbar im Hintergrunde zu bleiben."

In diesem Augenblicke forderte der Kammerdiener zur Tafel auf. Man verfügte sich in das nebenanstoßende Zimmer, wo ein kleiner Tisch für Drei gedeckt war.

Das Gespräch während des Diners war heiter, schlüpfte aber nur allzuoft auf Falkenau's Abdankungsgeschichte. Hostiwin ließ es sich gefallen. Der Sturz des Hofmannes hatte ja die Folge, daß die Papiere in die Hände der Gräfin kommen würden. Die Einen versprachen nach Böhmen zu kommen, der Andere versprach, Rom zu besuchen. Man trank zuletzt in Champagner auf ein fröhliches Wiedersehen.

So hatte Hostiwin Alles erreicht, was er in Plauenburg zu erreichen gekommen war. Er durfte mit Bestimmtheit erwarten, daß die Documente, in allernächster Zeit der Gräfin, deren Adresse er zurückließ, zugeschickt werden würden, und was seinen persönlichen Zweck betraf, so hatte er, wenn nicht die Statue selbst, doch ein Modell von ihr erhalten. Er machte gegen das Ende der Tafel die erste Anspielung auf seine demnächst zu erfolgende Abreise.

Tags darauf verabschiedete man sich auf das Freundlichste.

Abends verließ Hostiwin Plauenburg durch dasselbe Thor, durch das er hereingekommen. Er warf noch einen Blick in die Gasse, wo die Wittwe des Künstlers wohnte, sah die Fenster der Schloßfront, die hoch über die Stadt ragte, im Abendsonnenstrahl erglänzen, die Fahnenstange blinken, die zweifarbige Fahne wallen. Lange noch ruhte sein Blick auf der kleinen freundlichen Stadt, von den Baummassen des Parks umschlossen, bis eine Wendung der Straße plötzlich das ganze Bild den Augen entzog. In derselben Nacht hatte Hostiwin auch Ladislaus abgeholt. Er reiste mit diesem bis Prag.

Als sie dort angekommen, drang Ladislaus in ihn, daß er mit ihm nach Wien reise. Er widerstand diesem Andrängen,

denn er hielt es noch für zu früh, die Gräfin wiederzusehen, und wollte seinen Gefühlen einige Ruhe und Abklärung gönnen. Er kehrte auf sein Schloß zurück, versprach jedoch, in kurzer Zeit einen Besuch in Wien zu machen.

Achtes Kapitel.

Auf der Donau.

Der Freiherr von Wallmerode hatte sich, in Wien angekommen, bei den Ministern der schmeichelhaftesten Aufnahme zu erfreuen gehabt.

Schon an einem der folgenden Tage wohnte er einer Sitzung bei, in welcher die Entwurfsarbeiten für die neue Akademie der bildenden Künste berathen wurden.

Er war seltsam bewegt und im Anfang der Debatten durch fernliegende Erinnerungen zerstreut, als er nach einem so langen Zeitraume wieder an einen grünen Tisch zu sitzen kam. An grünen Tischen, auf denen freilich keine Tintenfässer standen, keine Actenstöße lagen, hatte er ja so viele kostbare Zeit und so viel baares Geld vergeudet! Diese Gedanken, welche seine gegenwärtige Stellung compromittirten, mußte er mit Gewalt verscheuchen, ehe er seinen ganzen Ernst und sein ganzes Feuer an den Debatten entwickeln konnte, dann aber sprach und stritt er mit einer beinahe priesterlichen Kunstweihe, und das um die Wette mit Collegen, welche vielleicht insgesammt ebenso ernste Fachmänner wie er selbst waren.

Doch schon in der ersten Zeit erkannte der Freiherr, als er die Verhältnisse überblickt hatte, daß die augenblicklich vortheilhafte Stellung doch nur eine provisorische Natur habe und ihm auf die Länge eine höchstens respectable, keineswegs aber eine genug einträgliche Existenz bereiten könne. Diesem

Bedürfnisse hätte die ihm äußerst günstige Gesinnung des Ministers leicht entsprochen, wenn nicht die Täuschung so ziemlich allgemein gewesen wäre, daß Wallmerode ein reicher Cavalier sei, der der Kunst lebe und durch seine Betheiligung an den Sitzungen das Opfer einer durch sich selbst belohnten Begeisterung bringe. Da aber nun einmal selbst die äußerste Noth den Freiherrn nicht vermocht hätte, die Decke von seiner Lage abzuwerfen, und da andererseits die Aspiration auf eine feste Stelle sein Lebensziel geworden war, so blieb nur ein Weg offen, der, durch einen diplomatischen Irrgang zum Zwecke zu gelangen.

Sobald diese Kenntniß erlangt, dieser Standpunkt ergriffen war, ging Wallmerode unverzüglich an's Werk, und so treffen wir den alten Charlatan in einer neuen Metamorphose. Das Studium römischer Alterthumsforschung, der Kunstgeschichte, der todten Sprachen ist in den Hintergrund gedrängt durch ein neues Streben, das ihn ganz erfüllt. Er hat sich dem Lebendigen zugekehrt, und wir begegnen ihm jetzt als einem Philanthropen, der für Reform der Gefängnisse, Besserung entlassener Sträflinge und religiös-sittliche Hebung der Schulen schwärmt. Sein Gönner hat auch davon bereits Notiz genommen und den Freiherrn auf eine Commissionsreise in dem angedeuteten Sinne geschickt.

Auf diesem Felde erst noch dilettantirend, war Wallmerode bereits in Prag gewesen und hatte dort die Gefängnisse besucht. Wie groß war sein Erstaunen, als er in dem bekannten Hause auf dem Karlsplatze in einer der Zellen seinen alten Bekannten Altschul fand! Dieser war kaum von seiner Reise nach Hohensprung heimgekehrt, froh, sein Geld durch Hostiwin erhalten zu haben, als ihm ein Proceß wegen Wucher anhängig gemacht wurde. Nachdem der alte Fuchs sein Metier zwanzig Jahre vorwurfsfrei oder vielmehr straffrei geübt, war er doch auf unzweideutiger That ertappt und demgemäß behandelt worden.

Der Freiherr, vom Verwalter des Gefängnisses begleitet, mußte seine ganze Verstellungskraft zusammennehmen, um bei dem Anblick des Sträflings seine Würde zu bewahren. So innig war seine Freude, den Mann, durch den er so viel

gelitten, jetzt büßen zu sehen! Altschul war in düsterer Ergebung stehen geblieben, ohne es merken zu lassen, daß er mit dem Freiherrn bekannt sei. Der Tact des Geschäftsmannes hatte ihn nicht verlassen, trotzdem er von Wallmerode in phrasenreicher Rede hören mußte, wie abscheulich das Gewerbe, das er betrieben.

Nachdem Wallmerode seine neuen Berufsgeschäfte in Prag zu Ende gebracht hatte, reiste er nach Linz, wo neue Arbeiten seiner harrten, und wir finden ihn auf dem Dampfboote, auf der Rückkehr nach Wien. Ein heiterer, warmer, windstiller Apriltag begünstigte die Fahrt. So mächtig wirkte bereits die Sonne, unterstützt von einem lieblichen Südwinde, daß gegen zehn Uhr Morgens einer der zahlreichen Passagiere nach dem andern aus dem Raume der Kajüte auf das Verdeck gelockt wurde.

Wallmerode war einer der Ersten. Eine lange Weile saß er hinten an der Stufe, auf welcher der Steuermann seinen Platz hat, und überließ seine Gedanken ganz dem Ernste seiner Lage. Da fiel ihm das Bild Altschul's im Gefängniß ein.

„Sieht man so etwas," dachte er, „wie ich eben gesehen, dann möchte man sagen, der Weltlauf ist gerecht. Doch nein! Wünsche dir nicht, er sei gerecht, wie würde es sonst mit dir selbst aussehen, Wallmerode? Die Welt ist ein Schachbret, eine Schachpartie das Leben, und Der gewinnt, der der Klügste und Bedächtigste ist. Doch jeder Vergleich hinkt! Es bekommen ja die meisten Menschen schon beim Beginn des Spieles nicht genug Figuren. Ich hatte von Anfang an nur wenig Bauern und habe von diesen den besten Theil eingebüßt. Wenig Grundbesitz, sehr wenig, und noch dazu verschuldet! Nun, meine festen Thürme bleiben mir — die Gunst des Ministers und vielleicht finde ich noch eine Königin — eine Königin meines Herzens! Ich spiele ruhig, klug, und jetzt bangt mir vor dem Ausgange nicht mehr!"

So sprach einer der zahllosen Casuisten, die das Leben ausbildet, indem es bei einem dringenden Falle zuerst ein vorübergehendes Abweichen vom Princip nothwendig macht, nach und nach die Forderung, eine Ausnahme zu machen

wiederholt, bis endlich der Grundsatz flüssig wird und verdampft ist. Dieser Hergang der Sache ist durch die Werbung um Frau von Kismeny veranschaulicht.

Eine zerrüttete Lage war die Triebfeder zur Heirath mit einer allerdings schönen und liebenswürdigen Frau. Es scheiterte zwar der Plan, aber die Idee, die ihm zu Grunde lag, reifte still und immer energischer weiter. Der Freiherr ist jetzt auf den Punkt gekommen, die Schönheit auf jedes Minimum herabzusetzen, und behält nur den Vermögenspunkt im Auge. Es handelt sich nur darum, ob er diese oder jene Baronesse mit seiner Hand beglücken werde.

Inzwischen hatte sich auf dem ersten Platze des Verdecks die ganze mitreisende Damenwelt entfaltet. Ein Theil saß längs der Bordbänke, der andere hatte sich Tabourets zurecht gerückt. Die Zahl der Damen war heute ungewöhnlich groß; sie hatten alle Sessel besetzt, bis auf wenige, die einige alte Herren, die sich längst über Galanterie hinausgesetzt, hartnäckig behaupteten.

Wallmerode verließ seinen Hinterplatz und postirte sich unweit des Kessels den Damen gegenüber, um der lieblichen Gefahr Aug' in Auge zu schauen. Das schöne Geschlecht war in allen Nüancen von der kaum entfalteten Jungfrau zur vorgerückten Schönheit und von dieser bis zur gereiften Matrone vertreten.

Der Freiherr, der sehr stattlich und interessant aussah, besonders wenn der Hut das sich lichtende Haar bedeckte, bemerkte, daß seine scharfen Beobachtungen im andern Lager Aufmerksamkeit erregten. Seine Haltung mußte wohl eine herausfordernde Absicht verrathen, da sonst ohne dieselbe selbst die Anwesenheit Apollo's nur eine mittelmäßige Sensation erregt hätte. Der feine weibliche Instinct mochte einen Heirathscandidaten wittern.

Manche der Schönen zeigten die gelungenste Unbefangenheit einer arglosen Neugierde, andere suchten sich durch eine grenzenlose Gleichgültigkeit interessant zu machen, und wieder andere erwiderten theils aus Jugendlust, theils aus Raffinement die feurigen und beredsamen Blicke, die ihnen zugesandt wurden. Nur einige — es war der allerkleinste Theil, der

entweder seine Götter hatte oder dessen Geschmack nicht getroffen sein mochte — blieben aufrichtig kalt und bemühten sich, es auch dann und wann zu zeigen, aber Alle, wie sie da saßen, waren in Bewegung. Eine Gesellschaft von Frauen kann, wenn sie es auch wollte, ebenso wenig ruhig und in sich beschäftigt sein, wie ein Bienenkorb. Eine einzige Dame, die allerdings nur in Hinsicht der Jahre, nicht aber der Schönheit mit ihren Mitschwestern rivalisiren konnte, machte eine Ausnahme. Sie saß nahe am Geländer des Schiffes, auf einem Tabouret, dem Wasser so zugewendet, daß nur von Zeit zu Zeit eine Hälfte des Gesichts sichtbar wurde. Ihr Anzug war ein höchst einfaches, ja unansehnliches Reisecostüm, auf ihren Knieen lag eine große Landkarte und ein Notizbuch, in welches sie mit einem unermüdlichen Bleistift etwas notirte oder zeichnete.

Für den Freiherrn war sie bisher gar nicht auf der Welt gewesen, er mußte sie nur um des Contrasts willen bemerkt haben.

Dem immer auf Dampfschiffen herrschenden Luftzuge war es vorbehalten, eine Annäherung zwischen dem Baron und der in ihr Notizbuch vertieften Dame zu Wege zu bringen. Er löste plötzlich den blauen, flatternden Schleier an ihrem Hute und trug ihn nach der entgegengesetzten Seite. Mit einem raschen Griff bemächtigte sich der Freiherr seiner und überbrachte ihn, zierlich grüßend, der Eigenthümerin, die ihres Verlustes noch gar nicht gewahr geworden war.

Die Dame sah wie gestört zu dem Manne empor, der so hart an sie herantrat, und griff, als sie den Schleier in seiner Hand bemerkte, schnell an den Hut, worauf sie nach ihrem Eigenthume langte, indem sie sich in gutem Deutsch, das aber einen fremdländischen Accent verrieth, auf's Verbindlichste bedankte.

Damit wäre die Sache abgethan gewesen, denn die Dame besaß auf den ersten Anblick kaum etwas, was anziehen konnte. Sie war mittelgroß und schmächtig gebaut, ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt. Sie hatte eine schmale geschwungene Nase, die eigentlich schön, aber leider zu lang war; zwei dunkle große Augen, deren Ausdruck aber Müdigkeit und

Zerstreutheit war; ihr rabenschwarzes Haar beschattete eine kluge, schöne Stirn, ihr Teint war südlich, aber welk. Das Gesammturtheil über das Gesicht mußte ungünstig ausfallen, dessen ungeachtet fand es der Freiherr für gut, ein Gespräch anzuknüpfen. Er hatte nur die Absicht, mit den übrigen Damen auf eine neue Art zu cokettiren.

„So vertieft waren Sie, mein Fräulein," begann er, „daß Sie Ihren Verlust gar nicht merkten. Sie arbeiteten an Ihrem Notizbuch gleich einem jugendlichen weiblichen Archimedes."

Die Dame lächelte und sagte: „Ich suche eben auf der Landkarte den Namen des malerischen Städtchens, das vor uns liegt. Können Sie mir es vielleicht nennen?"

„Es ist Grein, mein Fräulein. Das Schloß, das Sie dort sehen, ist Eigenthum des Herzogs von Sachsen-Coburg. Wir nähern uns allmählich dem interessantesten Theil unserer Reise — dem Strudel."

Die Dame schrieb eine neue Notiz in das Buch, das auf ihren Knieen lag.

„Sie sind so unermüdlich fleißig," begann Wallmerode wieder, „daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, wenn man Sie in Ihrer Thätigkeit unterbricht."

„Ei, mein Herr," gab sie mit einer überraschenden Lebhaftigkeit zur Antwort, „man muß Zeit und Lust benutzen, wenn man Reise-Eindrücke treu niederschreiben will."

„Eine herrliche Gewohnheit," meinte Wallmerode, „besonders bei Damen. Das Niederschreiben des Erlebten bewahrt es nicht blos dem Papiere, sondern prägt es noch einmal dem Gedächtnisse ein."

„Man fühlt auch Vieles," fügte die Dame hinzu, „was man verträumt und verliert; wird es aufgezeichnet, so steht es da und kommt zum Leben, noch nach Jahren. Ein paar Linien bringen uns ein ganzes Bild zur lebhaften Erinnerung, ein notirtes Wort führt uns oft eine ganze Conversation in's Gedächtniß."

Der Freiherr mußte sich eingestehen, daß die Unbekannte, der wohl die Schönheit fehlte, doch — nach den wenigen Worten zu schließen — nicht Mangel an Verstand leide. Er

sah sie zum ersten Mal aufmerksam an. Trotz ihres unscheinbaren Reiseanzuges hatte sie einen schweren goldenen Stift, am oberen Ende mit einem Rubin verziert, in der Hand, der auch einer Fürstentochter hätte gehören können. Sie spielte mit ihm.

„Ist das Alles, was sie hat?" fragte sich Wallmerode, „oder nur ein Symptom der Opulenz?"

Von der Beantwortung dieser Frage hing bei ihm unendlich viel ab.

Man führte das Gespräch weiter. Die Umgebung, die immer großartiger wurde, lud zur Mittheilung ein. Das Schiff näherte sich dem Strudel. In der Mitte des eingedämmten Stromes erschien jener mächtige Felsblock, der die Trümmer der alten Burg Werfenstein trägt; neben dem Wartthurm, von der höchsten Spitze der Insel, blickte ein Kreuz entgegen. Abermals ein zerstörtes Raubnest auf einem Felseneiland und düstere Waldhöhen sind da, als wollten sie, immer näher zusammenrückend, das Schiff von der Welt absperren — die Landschaft athmet schwer in drückender Einsamkeit — lautlos und unheimlich über unendliche Tiefen zieht das Wasser dahin — erschrocken und bange starren die Felsen und Tannen das Schiff an, daß es so rasch hindurchzusegeln wage.

„Es ist ein Zauber über dieser Gegend, den die Seele beängstigend ahnt, wenn sie auch deren Geschichte nicht kennt," sprach Wallmerode, als der Dampfer weiter gezogen war. „Vor wenig Jahren noch forderte diese Stelle alljährlich ihr Opfer. Hundert Kähne sind an diesen Felsen gestrandet, und wer in den Abgrund hineinblicken könnte, würde ihn mit Gebeinen bestreut finden."

„Sind wir wirklich vorbei?" fragte die Dame.

„Ganz vorbei. Sie sehen, wie die Landschaft sich lichtet. Selbst der Himmel scheint heller und freundlicher geworden."

Die Dame, die von ihrem Sitze aufgestanden war, griff wieder nach ihrem Notizbuch und schlug es auf. Sie wußte nicht, daß sie ihren Stift hineingelegt hatte. Er rutschte herunter und fiel auf den Boden — noch einmal blitzte der Rubin in der Sonne — Wallmerode bückte sich blitzesschnell — doch

im Nu war der Stift durch das Netz geſchlüpft und lag einen Augenblick ſpäter in der Tiefe der Donau.

Wallmerode fühlte, als er ſich wieder aufrichtete, einen großen Schreck auf ſeinem Geſichte gemalt und ſah ſein Gegenüber an, wie es die Sache aufnehmen werde. Es war bei dem Verluſte ruhig geblieben und ſagte: „Es wird ſich ein anderer finden.“

Wallmerode konnte nicht umhin, dieſe Ruhe grandios zu finden. „So erhaben iſt nur der Reiche!“ ſagte er zu ſich und fuhr fort, ſich mit der Unbekannten zu unterhalten, die ihrerſeits an dem verbindlichen und geiſtreichen Herrn das größte Intereſſe zu nehmen ſchien.

Es dauerte nicht lange, und die Vorausſetzungen Wallmerode's, daß die Dame reich ſein müſſe, hatten ſich zur evidenteſten Gewißheit erhoben. Sie ſprach von „ihren Pferden“, von „ihrer Villa“, von Bällen, die ihre Eltern gaben. Wo dieſe zu Hauſe ſeien, konnte Wallmerode aus dem Dialekt der Dame noch immer nicht errathen. Doch das that nichts. Der Umſtand, daß ſie reich war, und das Intereſſe, das ſie ihm zeigte, ließen in ihm den noch dämmernden Gedanken aufſteigen, daß dieſe Unbekannte am Ende wohl das Ideal des Weibes ſein könne, das er in der ganzen Welt ſuchte.

Mitten in dem immer mehr ſich erwärmenden Geſpräche trat eine Kammerfrau heran und rief ihre Herrin ab. Dieſe grüßte und verſchwand in der Kajüte.

Wallmerode blieb lange auf der Stelle, denn er rechnete auf die Rückkehr der Dame. Sie kam nicht. Faſt eine Stunde verſtrich — ſie kam noch immer nicht zum Vorſchein. Er begann eine gewiſſe Enttäuſchung zu fühlen und ſagte ſich entmuthigt, daß er vielleicht wieder, wie ſo oft ſchon, ſeine Wünſche der Realität unterſchoben habe.

So kam elf Uhr heran. Der friſche Luftzug auf dem Dampfer gab Wallmerode Appetit. Er winkte den Kellner herbei und beſtellte ein ſubſtantielles Frühſtück, ein Cotelett und eine Flaſche Burgunder. Hernach ging er wieder ſinnend auf dem Verdeck hin und her. Seine Gedanken waren wieder in Wien.

„Vor Allem,“ dachte er, „muß ich in meiner neuen

Stellung bemüht sein, jede Spur Voltairianischer Gesinnung, die noch an mir haftet, gründlich auszumerzen. Wenn meine Aeußerungen in politischer Hinsicht auch immer unsträflich waren, in Hinsicht auf Religion entschlüpft mir noch zuweilen eine unbedachtsame Aeußerung. So wirkt das Josephinische Erziehungssystem noch immer in uns nach! Bis in die letzte Zeit hinein hatte ein solches Wort auch nichts Anstößiges — doch allmählich wird es anders — man spürt dem christlichen Princip in der Gesellschaft nach — man wird fromm. Ich werde fortan regelmäßig in die Kirche gehen müssen. Das Citiren heidnischer Autoren gebe ich entschieden auf. Wie, wenn ich Citate aus den Kirchenvätern, Tertullian, Origines, Gregor von Nazianz substituirte? Die Sache verdient Erwägung. Man findet sich leicht darein. Vielleicht werde ich sogar Secretär eines frommen Vereins."

Er schwieg und begann im Geiste eine Liste der Personen zu entwerfen, denen er seine Aufwartung machen müsse. Es waren Generale, Hofräthe, Kirchenfürsten darunter, aber auch subordinirte Geschöpfe, Geschäftsleute ohne nachweisbare Geschäfte, Agenten, zweifelhafte Existenzen. Wallmerode dachte nach, wie er Alle nutzen könne, und war ganz in sich versunken, als er unweit keinen der unwichtigsten unter seinen Gönnern, den Domherrn von Platzer, erblickte. Er mußte vor Melk eingestiegen sein. Die Gelegenheit, sich diesem einflußreichen Manne zu nähern, war trefflich, und er eilte ihm entgegen.

Der Domherr gehörte zu jenen geistlichen Herren, die damals noch florirten, die die Jagdflinte lieber handhabten, als das Brevier. Er war jovial, aufgeweckt und, nach seinem Purpurgesicht zu schließen, kein Verächter von Trank und Speise. Er war so gütig, die Einladung zu einem gemeinsamen Frühstück anzunehmen, und Wallmerode rief dem Kellner zu, zwei Gedecke zu bringen.

Die Beiden gingen dann in freundschaftlichem Gespräche auf und nieder. Wallmerode dachte bei sich:

„Der Mann scheint ein Bonvivant — doch schadet es keineswegs, wenn ich ihm meine religiöse Durchdrungenheit

zeige. Ihm, dem Manne der Kirche, kann es nur Freude machen, und mir ist's eine Uebung."

Sein Wille war gut, aber der Zufall wollte unsern Freund lange nicht begünstigen. Die Fragen des Domherrn waren so weltlicher Natur, daß man bei ihrer Beantwortung eine religiöse Auffassung nur an den Haaren hätte herbeiziehen können. Der Domherr sprach von Melk, seinen wunderbaren Kellern, welche einst Napoleon mehrere Tage nacheinander fünfzigtausend Maß Wein liefern konnten, und von den neuen Gemälden, die das Kloster bestellt. Plötzlich fragte er:

„Was wissen Sie von van Groote?"

„Von van Groote?" erwiderte Wallmerode. „Nun, der schwimmt in Glück. Er wird in wenig Monaten Frau von Kismeny heirathen."

„Ein ausgezeichneter Maler," meinte Platzer. „Welches Leben, welche Glut in seinen Bildern!"

Wallmerode sah endlich die lang erwartete Gelegenheit, loszulegen. „Ein talentvoller Maler jedenfalls," sagte er schnell. „Um so mehr ist zu bedauern, daß dieser hochbegabte Mann eine falsche Richtung eingeschlagen hat und nicht dazu zu bringen ist, sie aufzugeben."

„Und die wäre?" fragte der Domherr.

„Der Kreis, in dem er seine Stoffe wählt, ist und bleibt ein niederer," gab Wallmerode zur Antwort. „Schöne Frauen, sogar Scenen aus der Welt des Heidenthums sind seine Lieblinge. An die höchsten Vorwürfe der Kunst, die Darstellungen aus der christlichen Welt, will er nicht gehen. Das scheint mir beklagenswerth. Ich ersuchte ihn dringend, für meine Hauskapelle..."

„Sie haben eine Hauskapelle?" fragte der Domherr verwundert.

„Allerdings," erwiderte Wallmerode rasch, „auf meinem Gute bei Chrudim. Sie ist bisher freilich erst im Bau begriffen — der Gegenstand aber ist mir so dringend nöthig, meinem Gemüthe so nothwendig, daß ich die Ausführung des Ganzen, das nach meinen Plänen gebaut wird, recht betreiben will, damit ich — wenn ich von den Berufsgeschäften, die mich in diesem Augenblicke noch in Wien zurückhalten, wieder

in mein Tusculum zurückkehre, Alles beisammen finde, was mein Herz begehrt."

„Ein solcher Geist ist selten in dieser Zeit!" sagte der Domherr, ohne daß es schien, daß er den Mangel besonders tief empfinde.

„Mir bringt er sich mit den Jahren immer mächtiger auf," sprach Wallmerode. „Die Beruhigung, die eine strenge Erfüllung der kirchlichen Pflichten in der Seele zurückläßt, ist ein Gut, das ich nicht mehr entbehren kann. Dabei hat mein Aufenthalt in der heiligen Roma —".

In diesem Augenblicke fiel es Wallmerode ein, daß der Tag ein Freitag war. Was würde der Mann der Kirche von seiner strengen Pflichterfüllung halten, da er Fleisch zum Frühstück bestellt? Er suchte einen Vorwand, um in die Küche zu eilen und andere Vorkehrungen zu treffen, aber schon erschien der Kellner mit der dampfenden Platte und stellte sie auf das bereits gedeckte Tischchen. Der Freiherr war schnell gefaßt.

„Was bringen Sie uns da?" fragte er empört.

„Zwei Cotelets, wie Sie bestellt haben," sagte der Garçon.

„Cotelets?" rief Wallmerode. „Was haben Sie für Ohren? Omelettes! Omelettes hatte ich bestellt. Wissen Sie denn nicht, was wir heute für einen Tag haben?"

Erst verdutzt, betroffen, besann sich der Kellner, lächelte dann halb verächtlich, halb gutmüthig und wollte mit seiner Schüssel zurückeilen. Der Domherr aber ergriff ihn beim Arm und hieß ihn bleiben.

„Wir sind auf der Reise," sagte er milde, „und überdies sehen diese Cotelets wirklich schmackhaft aus. Lieber Baron, wir wollen dem guten Burschen keine Verlegenheit und keinen Verdruß bei seinem Kochе bereiten und das verzehren, was er uns gegeben hat. 'S ist ja auch eine Gottesgabe."

„Ihre Stimme ist hier entscheidend!" sprach Wallmerode voll Fleischgelüste. „Unser Frühstück ist freilich so mäßig, daß wir wohl zu Manchem mit jenem großen Theologen sagen können: Nostrae compotationes sunt modestiores vestris jejuniis. Uebrigens sagt selbst Luther: Das Fasten dient wohl dazu, den alten Adam zu zähmen, — und ohne gerade

allzu ängstlich daran zu haften, habe ich es doch stets nur als einen frommen Gebrauch in Acht gehabt."

Während Wallmerode sich so von dem Strome seiner Gelehrsamkeit hinreißen ließ, wurde er seit einer Weile von einem ältlichen Herrn fixirt. Derselbe trug einen Strohhut, mit schwarzem Wachstaft nach Matrosenart überzogen, von welchem ein Band lustig herabflatterte, und war in einen Plaid von auffallenden Farben malerisch drapirt. Obwohl den Sechzigen nahe, sah er jugendlich frisch aus. Das krause Haar, schon sehr ergraut, milderte durch seine ungewöhnliche Fülle den Eindruck des Alters.

„Herr von Wallmerode!" rief er plötzlich mit einem freudigen Ungestüm.

„Marchese von Val Madonna!" rief der Freiherr, nicht weniger erstaunt, den Genannten vor sich zu sehen.

Beide schüttelten einander die Hände lange und innig, lachten einander an und schüttelten die Hände auf's Neue. Der Marchese ergriff zuerst das Wort.

„Nur an Ihrer Stimme hab' ich Sie erkannt," rief er, „nur an Ihrer Stimme! Offen, wie ich immer bin, muß ich Ihnen sagen: Sie haben gealtert!"

„Unverschämter!" dachte Wallmerode.

„Es sind doch erst vier Jahre her, daß wir uns zuletzt gesehen — vier Jahre — gar keine Zeit — es war in Pisa — damals Abends, als Signora Alibrandi Sie so sans façon —"

„Erlauben Sie, daß ich Sie dem Domherrn von Platzer vorstelle," — fiel Wallmerode ein, um dem Redseligen das Thema abzuschneiden.

Der Marchese verbeugte sich und fragte:

„Wohin reisen Sie jetzt?"

„Nach Wien," gab Wallmerode zur Antwort.

„Ein herrlicher Zufall!"

„In diesem Augenblicke bemerkte der Freiherr, daß seine Unbekannte auf ihren früheren Platz zurückgekehrt war, und wurde unruhig, während der Marchese fortfuhr:

„Wenn Sie nach Wien gehen, bleiben wir zusammen. Ich hoffe, Sie sind noch ein Lebemann. Ich wenigstens bin

es noch. O wenn ich Ihnen," sprach er zum Domherrn gewendet fort, „erzählen dürfte, welche Romane dieser Gelehrte in unserer heiligen Stadt erlebt — aber ich weiß nicht, ob ich vor einem Manne der Kirche so wenig erbauliche Geschichten erzählen darf —"

Diesen Angriff, in Gegenwart eines Mannes geführt, dessen Hochachtung er durchaus erobern wollte, war Wallmerode nicht so ruhig hinzunehmen entschlossen, wie vorhin die Anspielung auf sein Alter. Er erwiderte mit großer Ernsthaftigkeit:

„Ich accomodire mich gern den Personen, mit denen ich eben verkehre, und so mag ich denn während meines Aufenthaltes in Rom manches Histörchen, dessen ich mich jetzt nicht mehr entsinne, Ihnen, lieber Marchese, erzählt haben, weil ich wußte, daß Sie dergleichen freut. Ich war damals jünger und leichtsinniger, als heute, und mag manche Erfindung Ihrer Leichtgläubigkeit aufgetischt haben. Ich bedauere, wenn diese Ephemeren meiner Laune sich Ihrem Gedächtniß so eingeprägt haben —"

Der Marchese liebte den Streit nie, am wenigsten mochte er ihn jetzt, bei einem Wiedersehen. Uebrigens hatte er seine Reminiscenzen in der harmlosesten der Absichten hingeplaudert. Er sagte:

„Bin ich leichtgläubig? Desto besser! Ich will Sie nach Ihrer Erklärung für einen Mann halten, der an Sittenreinheit uns Allen, diesen Hochwürdigen Herrn miteingeschlossen, als Vorbild dienen kann."

Der Domherr, der weniger zelotisch gesinnt war, als Wallmerode vermuthet hatte, lachte auf das Herzlichste und ließ die Beiden, an einen Herrn, der ihn ansprach, sich wendend, allein.

Nichtsdestoweniger gab es keinen Menschen auf diesem Erdenrunde, mit dem zusammenzutreffen Wallmerode ungelegener war, als der Marchese. Der alte frivole Spaßvogel und der tugendhafte Tartüffe waren zwei unvereinbare Gegensätze. Der Freiherr hatte nach dem ersten Debüt des Marchese gesehen, daß dieser unverbesserlich sei und ihn bei nächster Gelegenheit wieder compromittiren werde.

Sein kurzer Aufenthalt in Pisa, wo er vom Marchese bei der Alibrandi überrascht worden war, stand ihm vor Augen, und er mußte sich gefaßt machen, daß auch andere wenig erbauliche Scenen in Gegenwart des Domherrn auf's Tapet gebracht würden.

Die Antipathie, die er fühlte, verhehlte er aber unter dem Schein der besten Laune, während er, in's Gespräch immer weiter und weiter gerissen, nach der Dame drüben wie ein ungeduldiger Liebhaber hinüberschielte.

Der Marchese, der ein geübtes Auge für dergleichen Manöver besaß, hatte es bemerkt, ohne es zu zeigen, und fuhr in seiner Redseligkeit zu sprechen fort. Wie getheilt auch Wallmerode's Aufmerksamkeit war, so konnte ihm dennoch nicht entgehen, wie erstaunenswerth der Umfang der Verbindungen sein mußte, die der Marchese in aller Welt unterhielt. Der Marchese von Val Madonna, in welchem wohl Niemand, trotz seiner lächerlichen Seiten, den Mann von Verstand verkannt hat, war, wie es schien, seit den letzten Jahren und vermuthlich durch dieselben eine finanzielle Sommität geworden. Mancher Heros der Wiener Diplomatie war mit ihm befreundet, und es ging aus Allem hervor, daß er nach der Kaiserstadt reise, um sich dort an einer großen Anleihe zu betheiligen.

Auch Wallmerode mußte auf geschehene Nachfrage mittheilen, daß er aus seiner Privatstellung heraustreten und einen Staatsdienst annehmen werde. In einem bescheiden thuenden Styl wußte er dem Marchese den schmeichelhaften Hergang auf das Effectvollste auszumalen und sich alle möglichen Staatswürden in Aussicht zu stellen, während seine Augen immer wieder zu der Unbekannten hinüberflogen, die dann und wann flüchtig, auf eine traulich sichere Weise, die zu ihrem früheren Wesen nicht recht zu passen schien, herüberblickte.

Einen dieser Momente erfaßte der Marchese, um von dem bisherigen ernsten Gespräche auf das heitere Gebiet, auf dem er so gern sich bewegte, hinüberzuspringen.

„Freund," sagte er, „Sie merken nicht auf. Doch die malerische Burg dort, in welcher der englische König so lange

schmachtete, bis sein Sänger ihn befreite, ist's nicht, was Sie so beschäftigt. Ihre Augen scheinen seit einiger Zeit eine feurige Kanonade in's Lager der Damen hinüber zu senden! Ganz recht! Ganz wie ich! Sie sind noch immer der Alte, was Sie auch einwenden mögen!"

„Ich leugne es nicht," erwiderte Wallmerode, freundlich schmunzelnd und zugleich ärgerlich, ertappt zu sein; „doch irren Sie, wenn Sie annehmen, daß mein Interesse für eine der Damen drüben jenem Strohfeuer gleiche, das man an einem heitern Jugendtage anzündet und gleich darauf ausgehen läßt. Ich bin nicht mehr jung, insofern nicht jung, als ich die Ausschreitungen der Jugend kaum mehr kenne. Eine richtige männliche Einsicht in's Leben hat mich das Glück in der freiwilligen Beschränkung erkennen lassen. Ich —"

„Kurz und gut, Sie haben die Absicht zu heirathen!"

„Ich habe Ihnen das Wort in den Mund gelegt," versetzte Wallmerode.

„Wohlan, wohlan!" rief der Marchese. „Zehn — fünf Jahre später werden Sie zu den Ausschreitungen der Jugend wieder zurückkehren. Ich kenne das, ich kenne das! Doch welche der schönen Damen beschäftigt Sie so? Bei Gott, die Holden schauen Alle herüber. Beneidenswerther, sie blicken auf Sie!"

„Es ist nichts als ein Spiel der Phantasie," sprach Wallmerode, „eine Reisebekanntschaft! Der Eindruck aber, den ich erhalten, ist kein alltäglicher. Sehen Sie hin — dort auf dem Tabouret sitzt sie —"

„Aha!" rief der Marchese hinübersehend, „sehr schön — die im rosa Schleier!"

„Gott behüte!" rief Wallmerode ärgerlich, „die Dritte rechts —"

„A la bonne heure!" meinte der Marchese. „Noch schöner! Herrlicher Geschmack! Das ist wohl eine kleine Schwester, mit der sie spricht?"

„Lieber Gott!" rief Wallmerode ungeduldig. „Sie sehen Alles, nur nicht das Rechte. Die dort — mit der Mappe auf dem Schooß — die sittsame, echt weibliche Gestalt!"

„Die?“ sprach Val Madonna wie getäuscht im gedehnten Tone. „Ist das Ihr Ernst?“

„Ich scherze wahrhaftig nicht,“ erwiderte Wallmerode. „Ein stiller, guter Engel, dem Gott für den Mangel einer reizenden Hülle Verstand, Gemüth und die reinste Weiblichkeit gab!“

„Was Sie da sagen!“ rief der Marchese. „Sie machen mich da auf Dinge aufmerksam, die ich kaum eines Blickes beachtet habe, obwohl ich die Dame seit ihrer Kindheit kenne.“

„Sie kennen sie?“ rief Wallmerode höchst erstaunt.

„Ja freilich, lieber Freund,“ sagte der Marchese lächelnd. „Ich bin ihr Vater!“

„Ist es möglich!“ rief Wallmerode, ein paar Schritte zurücktretend, ohne zu wissen, ob er sich über den seltsamen Zufall freuen oder ihn verwünschen solle; doch der Marchese erlöste ihn schnell von diesem Zweifel, indem er sagte:

„Gut, daß Sie mir verrathen haben, was Sie über meine Tochter denken! Bei meiner Ueberzeugung, daß die Vorzüge meiner Leonie nur bescheiden sind, hätte ich sonst gar nicht den Muth gehabt, sie Ihnen vorzustellen! Jetzt kann ich es ohne Risico thun! Kommen Sie, kommen Sie!“

Er riß mit seinem natürlichen Ungestüm den Freiherrn mit sich fort. Durch die wechselseitige Vorstellung war die Bekanntschaft vom Vater sanctionirt, und durch den Umstand, daß der Retter des Schleiers ein alter Freund des Marchese war, fiel auf das sich entspinnende Verhältniß ein romantisch fatalistisches Licht. Wallmerode wich während der ganzen Fahrt nicht von ihrer Seite und bemühte sich, in seinem Benehmen Würde mit Grazie, sittlichen Ernst mit weltmännischem Tone zu verbinden, was seit längerer Zeit das Problem war, das er sich gestellt hatte. Das Mädchen, mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die er gesucht hatte, war gefunden; sein Glückstraum begann eine greifbare Gestalt anzunehmen.

Im Laufe des Tages, als das Schiff über Klosterneuburg hinaus war und die grünen Höhen des Kahlenberges sich bereits zeigten, sagte der Marchese, der die Beiden beobachtet hatte, zu sich selber:

„Welche Ansprüche kann meine Leonie machen? — Sie

hat nichts, gar nichts, als Geld, und zwar viel Geld! Der Baron ist ein geschеidter Mann, etwas Vermögen wird er auch haben, worauf am Ende nicht viel ankommt; im Uebrigen geben Roués in der Regel die allerbesten Ehemänner ab. Ich kenne eine einzige Ausnahme. Schade, daß ich gestehen muß, daß ich es selber bin!"

Neuntes Kapitel.

Die Gräfin.

Der Frühling rückte immer weiter vor. Der Mai war da und lockte alle Welt in's Freie. Der Prater und Schönbrunn sahen täglich Tausende von Gästen.

Nach langer Absperrung war auch die Gräfin Milowitsch in Begleitung ihres Rechtsanwalts, Doctor Krüger, über die Stadtlinie hinausgefahren. Krüger war der Advocat des verstorbenen Grafen gewesen und genoß deshalb auch das vollste Vertrauen der Wittwe. Seitdem die Schlichtung der Familienangelegenheiten das Gemüth der Gräfin beschäftigte, war er der tägliche Besucher des Hauses geworden und eigentlich der einzige Mensch, mit dem die Gräfin seit einigen Wochen verkehrte.

Seit van Groote's Abreise nach Florenz war Frau von Kismeny in Pest, wo auch Ladislaus meist seines Processes wegen verweilte.

Erst in später Dämmerung kam die Gräfin von ihrer Spazierfahrt zurück. Wie gewöhnlich lud sie den Doctor ein, ihr noch eine Weile oben Gesellschaft zu leisten, und war sehr erfreut, als dieser darauf einging, was meistens dem von Geschäften überhäuften Manne beim besten Willen unmöglich war.

Die Gräfin bewohnte ein ihrer Familie gehöriges Haus, das auf dem Hohen Markte gelegen war.

Beide ließen sich, in einem kleinen Boudoir angelangt, nieder. Zwei Armleuchter standen auf den Consolen vor den Spiegeln und warfen ihren Schimmer auf die Gestalt in Schwarz, die, das Haupt auf die Hand gestützt, sinnend in die Kohlenglut des Abends noch immer unentbehrlichen Kamins blickte.

Es war aber keine Aufopferung, wie die Gräfin glaubte, was den Doctor Krüger noch zu ihr hinaufgeführt hatte, sondern ein seit mehreren Tagen still vorbereiteter Zweck, dessen Durchführung der Gräfin zu Gute kommen sollte, wenngleich dessen Ursprung in der nie ruhenden Ränkesucht des alten Advocaten zu suchen war.

Ein Proceß war da und gewiß kein leicht zu entscheidender. Das Fideicommiß-Instrument, wie es von Otto Grafen Milowitsch, a. d. J. 1486 herstammte, verlangte Ebenbürtigkeit der Mutter. Das Fräulein von Klettendorf war ihrem Gemahl ebenbürtig, ihr Sohn nachfolgefähig, die Tochter des Fürsten von Plauenburg und Antonie Arnheim's war es nicht, in doppelter Beziehung: erstlich, weil sie nicht von Adel, dann, weil sie eine natürliche Tochter war. Der Großvater des Grafen Demetrius hatte, als er mehrere Allodialdomänen mit dem Fideicommiß vereinigte, die Verfügungen desselben bestätigt.

Nur unbedeutende Güter blieben übrig, auf welche die Gräfin im Namen ihres Sohnes Anspruch machen konnte, er würde von dem Range eines der ersten Grundbesitzer Oesterreichs in den Rang eines nur mäßig begüterten Edelmanns zurücktreten. Dessen ungeachtet wünschte die Gräfin die Regelung dieser Angelegenheiten auf's Dringendste. Wie schwer der urkundliche, rechtskräftige Beweis aufzutreiben war, daß Alles sich so verhalte, wie es sich verhielt, hatte sich im Verlauf der Versuche schon gezeigt. Alle Papiere hatte Graf Demetrius in irgend einen Abgrund geworfen, und was die Hoffnungen betraf, die man auf Plauenburg gesetzt, so waren diese seit der Rückkehr des Grafen vollständig getäuscht worden. Wer in aller Welt, der den gefallenen Staatsmann gesehen

und gehört, hätte nicht, wie Hostiwin bei seiner Abreise, überzeugt sein müssen, daß nächster Tage die zurückgehaltenen Briefe der Frau von Klettendorf eintreffen würden? Falkenau hatte ja sein Wort gegeben, er schien so fest entschlossen, Rache zu nehmen, er schien auf dem Punkt zu stehen, Plauenburg für immer zu verlassen! Doch thöricht ist Jeder, der die Versprechungen schwacher Menschen in seine Rechnungen zieht, die ein Wort zu schmählichem Rückfall bringen kann. Hatte der Hof geglaubt, von dem Zorne des entlassenen Höflings Enthüllungen fürchten zu müssen — oder hatte man es aus einer andern Rücksicht der Mühe werth gehalten, denselben in Gnaden wieder aufzunehmen — es war Thatsache, daß der Hofmarschall von Falkenau schon am andern Tage nach Hostiwin's Abreise herbeigerufen und — zu seinem höchsten Glücke — in alle seine früheren Ehren wieder eingesetzt worden war. Seiner Gemahlin wurde sogar — zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in der Residenz — eine Einladung zu dem Abends stattfindenden Hofconcert zu Theil. Von einer Zurücksendung der Briefe war fortan keine Rede mehr.

Als Ladislaus dies erfuhr, — es wurde von dem Wirthe des Hotels zu den zwei Bären an Hostiwin berichtet und von diesem nach Wien gemeldet — schienen ihm weitere diplomatische Schritte aussichtslos. Von der Gräfin angespornt, hatte er die äußersten Anstrengungen gemacht und stand nun auf dem Punkte, auf offenem Wege gegen den Hof von Plauenburg zu processiren.

Was nun dies betraf, so war Doctor Krüger von der Erfolglosigkeit eines solchen Processes überzeugt und belächelte den Plan. Seit einigen Tagen hatte er den Entschluß gefaßt, die Gräfin zu überreden, sie möge gegen das günstige Schicksal, das ihrem Sohne die Erbschaft wahren wolle, nicht länger ankämpfen. Er nahm sich vor, der nach seiner Meinung in diesem Punkte verblendeten Frau den Eifer des Grafen Ladislaus, eine Lösung herbeizuführen, als das zu schildern, was derselbe ihm selbst schien: als Habsucht. Dazu hatte den Advocaten das wirkliche Wohlwollen für seine Clientin bewogen; doch auch die Aussicht, der Sachwalter einer gesetz-

unkundigen Dame, die aller Kenntnisse von Güterverwaltung entbehrte, auf lange Zeit hinaus zu sein, spielte dabei mit, vielleicht ohne daß er sich dies selbst hätte eingestehen mögen.

Nach einigen geschickten Einleitungen berührte der Doctor endlich den Punkt, zu dem er kommen wollte.

„Sie sprechen," sagte er, „von Ihrem Verwandten, dem Grafen Ladislaus, immer mit Wärme. Ich gestehe, daß ich Ihnen, so oft die Rede darauf kommt, da immer mit Verwunderung zuhöre. Handelt Ladislaus wirklich wie Ihr Verwandter, wie der Freund Ihres Hauses? Leistet er Ihnen Dienste, oder nur sich selbst? Sie sind zu gut, Gräfin! Sie sehen nur edle Motive. Da Sie einmal der Ansicht sind, daß Sie einen Besitz, den Ihr Gemahl Ihnen sichern wollte, los werden sollen, halten Sie den, der Sie in Ihrem Vorhaben unterstützt, für einen diensteifrigen Freund. Mir erscheint das Alles ganz anders. Die Hast, mit der Graf Ladislaus vorgeht, empört mich. Ich sehe in dieser Eile, in diesem Ungestüm, endlich in diesem Aufraffen aller möglichen Freunde, die ihn in seinem Handeln unterstützen sollen, nur eine Gier der Besitzergreifung, die mich gründlich von ihm entfremdet."

„Was soll er thun?" fragte die Gräfin, den Doctor mit ihren großen, ruhigen Augen fest anblickend.

„Was er thun soll?" gab Doctor Krüger zur Antwort. „Er soll warten, ob und bis die Documente, die Graf Demetrius mit fortgenommen, wieder zum Vorschein kommen. Finden sie sich, liegen sie vor, so wird Niemand etwas dagegen haben, wenn er einen Besitz, dessen Sie verlustig werden, sich vindicirt. Nun aber thut er Alles, Sie um den Besitz zu bringen. Wozu bietet er jetzt Himmel und Erde auf — wozu reist er umher, warum intriguirt er? Um zu beweisen, daß die Gemahlin seines Onkels unebenbürtig und sein Neffe nicht erbfähig sei. Denken Sie darüber nach, gnädige Gräfin, denken Sie darüber so mild, so nachsichtig, wie Sie wollen — ich kann es nicht für ehrenhaft halten."

Die Gräfin blieb eine Weile stumm, dann erhob sie das Haupt und sagte:

„Was den ersten Einwurf betrifft, so antworte ich: Ich

will kein unrecht Gut. Ich bin einmal in diese Welt der Satzungen hineingestellt — ich acceptirte sie, da sie mir zu Gunsten waren, und muß sie abermals acceptiren, da sie sich nun gegen mich kehren. Was den zweiten Einwand betrifft, so sage ich: Ich bin die Tochter der Adelheid Arnheim und des Fürsten von Plauenburg. Wenn mich dies in den Augen Derer erniedrigt, die ich ehemals meine Standesgenossen nannte, so bin ich von nun an von einem andern Stolz auf meine Abkunft erfüllt. Es wird mich wenig kümmern, ob sich mir ein Salon, der mir früher offen stand, verschließt und ich nicht mehr jene Ahnen habe, die ich früher zu haben glaubte."

Sie sprach es so scharf, mit so viel auffliegender Aufregung, daß Doctor Krüger es nicht für gerathen hielt, sein Thema heute fortzusetzen, doch sagte er noch: „Gräfin, ein letztes Wort! Nehmen wir an, daß es sich wirklich beweisen ließe, Sie seien die Tochter des Fürsten. Ich sage, nehmen wir's an. Glauben Sie, daß Sie darum schon in den Besitz der Güter, die Ihr Vater Ihnen zugedacht, eintreten würden? Keineswegs! Wenn er eine seiner Privatdomänen abgesondert, um sie Ihnen zuzuwenden — die öffentlichen Bücher von Plauenburg wissen nichts darüber. Er schob die Inscribirung auf den Namen der Eigenthümerin hinaus und starb darüber. — Dann stehen Sie in gestörter öffentlicher Stellung beinahe arm da — bedenken Sie sich und Ihr Kind!"

„Wohl," antwortete die Gräfin, „so wollen wir arm sein, dafür aber die Achtung Aller haben, die unsere Geschichte kennen. Meinen Sohn werde ich doch erziehen können. Er wird sich einst einer praktischen Thätigkeit zuwenden und in ihr vermuthlich glücklicher werden, als er es sonst geworden wäre. Doch genug, genug! Keiner Ueberredungskunst wird es gelingen, mich von dem Wege abzubringen, den ich eingeschlagen habe, weil ich ihn als den rechten erkannt."

Sie erhob sich und Krüger mußte den ernsten, beinahe finstern Ausdruck ihres Gesichts bemerken. „Einstweilen tröstet mich," sagte er halblaut, „der Umstand, daß Sie und Constantin rechtmäßige Besitzer bleiben, trotzdem Sie es

anders wollen, und daß Ihre eigene Ungeduld, Ihr übertriebener Rechtseifer selbst kein Jota daran ändert."

Die Gräfin wollte antworten, doch Krüger griff nach Hut und Handschuhen. Er schützte Geschäfte vor, um sich zurückzuziehen, denn er fühlte, daß er in einen Conflict gerathen würde, der seine Absichten für immer gefährden könne. Ihm schien es das Klügste, der Gräfin den Stoff zu neuem Nachdenken und stiller Verarbeitung zurückzulassen.

Das war ihm auch gelungen, denn als die Gräfin allein war, fing sie über die Angelegenheiten zu brüten an. Dessen ungeachtet kam keiner ihrer Gedanken den Absichten ihres Rechtsanwalts auch nur in einige Nähe. Sie sah beim Ueberblick ihrer Verhältnisse weder Vortheil, noch Nachtheil, sondern eine Zerstörung, eine Zerklüftung ihres Lebens, das seine traurige, öde Oberfläche für alle Zeit behalten müsse. Eine unermeßliche Trauer umwölkte sie, ihre Schwermuth ließ sie die Einsamkeit, zu welcher sie in der That verdammt war, auf's Schärfste fühlen, und dieser Umstand war, wie gewöhnlich, so tückisch, ihr vorzuspiegeln, daß sie auch, da sie keinen Freund habe, nie einen finden könne, und daß es überhaupt kaum wünschenswerth sei, einen zu finden.

Ihre Gedanken fielen auf Hostiwin. Ein blitzähnlicher Strahl zuckte warm und licht aus ihrem Herzen empor, löschte aber, wie in einem kalten Nebel, gleich wieder aus. Sie mußte sich sagen, daß sie von Hostiwin wie von einem ihr freundlichen Geiste angeweht wurde, sie fühlte sich ihm durch die vielseitigen Beweise von Theilnahme und Dienstgefälligkeit verbunden; dennoch ging ihre Seele mit stürmischer Eile an ihm vorüber. Sie wußte nicht, welches Feuer der Liebe sie in ihm entzündet hatte, und konnte es nicht wissen, da er es immer so verborgen gehalten hatte, wie wenn es nicht vorhanden gewesen wäre.

Immerhin stand er vor ihrem Geiste, doch nur in einer Erinnerung, die der Vergangenheit angehört und in deren Wiederschein die Gegenwart noch bläßer und grauer erscheint.

Sein Bild sah sie oft mit so freundlichen, beredten, mächtigen Blicken an, als ob es im Augenblick sie ansprechen wolle; sie aber glaubte nicht, daß die Blicke ihr gälten, son-

dern daß sie Jedermann, der das Bild betrachtete, ebenso ansähen.

Was Hostiwin bis heute für sie gethan oder vielmehr zu thun versucht hatte, die Reise nach Plauenburg, die Gänge und Versuche bei Falkenau, sah sie nicht als das Werk seiner Aufopferung oder Liebe an, sondern nur als die zufällige Ausströmung seiner Natur, gleichwie der Mond nicht am Himmel emporsteigt, um dem Wanderer auf einem gefährlichen Bergpfad den Abgründen entlang mit seiner Leuchte dienstbar zu sein, sondern nur seinen wohlthätigen Dienst erweist, weil er auf seiner Laufbahn desselben Weges kommt.

„Warum kommt er nicht nach Wien?" hatte sie sich schon mehrmals gefragt.

„Weil er mich nicht sucht," war die Antwort. „Hätte er sich nicht sonst die Mühe genommen, die Resultate seiner Reise nach Plauenburg selbst zu berichten?"

Mit der Beantwortung dieser Frage war für die Gräfin jedes Bedenken über das, was in Hostiwin vorging, entschieden. So entfernt war sie zu ahnen, was Hostiwin für sie fühlte und still und einsam um sie litt! Keine innere Stimme sagte ihr, daß er es nicht wage, sein Herz bei ihr auf's Spiel zu setzen, daß er die Reise und den Augenblick des Wiedersehens von Tag zu Tag hinausschiebe, um wenigstens den trügerischen Trost zu haben, sich sagen zu können: Sie hat meine Liebe noch nicht zurückgestoßen!

Bei dem Nachdenken über alles vorhin Genannte und den aufgeregten Träumen darüber wurde die Gräfin von Tobias überrascht. Der Alte war eingetreten, ihr eine Karte zu überreichen.

Die Gräfin konnte sich kaum fassen, als sie las: Freiherr von Hostiwin.

Sie sah Tobias fragend und sprachlos an.

„Sie waren kaum ausgefahren," sprach Tobias, „als der Baron hier war. Er bat mich, ihm zu melden, wann er seinen Besuch wiederholen dürfe."

„Warum bringst Du die Karte erst jetzt?" fragte die Gräfin.

„Ich
„in häus
„Es i
ihm, ich
Tobi
Sagte e
„N
„W
durchre
soll da
jetzt!
T.
kleine
aus
den
Wort
Selb
den
Stro
Herz
wo
wie
in
Etw
und
theil
Alte
fand
auf
war
ten
sa

„Wenige würden so handeln, wie Sie!“ erwiderte Hostiwin. „Ihrer Seele ist's ein Bedürfniß. Manchem mag es eine Thorheit scheinen, sich selbst zu berauben, Ihnen erscheint es eine Pflicht.“

Eine Stunde war im Gespräch vorübergegangen. Hostiwin fühlte oft, daß seine Blicke mehr verriethen, als sein Mund sprach. Er hatte oft der wunderbaren Erscheinung gegenüber ein kühneres Wort auf seiner Lippe — aber er sah sie so ruhig, bei aller Milde und Freundlichkeit so imponirend vor sich, daß die alte Furcht, Alles auf's Spiel zu setzen, ihn wieder überkam. Er sah, daß es Zeit, sich zu entfernen.

„Nicht wahr,“ fragte Antonie, indem sie auf seine Absicht einging, „Sie bleiben einige Zeit in Wien?“

„Einige Zeit! lange Zeit!“ sagte Hostiwin zerstreut, fast ohne zu wissen, was er sprach. „Mir ist wohl, da ich bei Ihnen bin!“

„Und Sie blieben so lange aus?“ sprach sie mit wehmüthigem Lächeln.

„Ich sehe den Vater in Ihnen!“ rief Hostiwin, der den Vorwurf überhört hatte, noch in seinen früheren Gedanken ganz befangen, in einem Tone des Entzückens und der Bewunderung, der über seine Absicht hinausging, indeß sein Auge auf der Gestalt vor ihm ruhte.

„Ich habe Freunde wie Sie nöthig!“ sagte die Gräfin, befangen niedersehend, „in kritischen Momenten läßt mich der Himmel immer einen finden.“

Ein Ausbruch des Geständnisses war schon auf Hostiwin's Lippen, aber er bekämpfte den übermächtigen Drang und erwiderte in einem bescheidenen Tone:

„Es lebt ein Wesen, über das Sie gebieten können, so lange es lebt.“

Wie freudig erschrocken zuckte die Gräfin, ihr Gesicht abwendend und mit der Rechten Hostiwin's Hand sanft berührend, zusammen und sagte mit leiser Stimme:

„Ich weiß es!“

Diese Berührung schien mit einer elektrischen Macht an Hostiwin's Herz zu greifen nnd die darin so lange und schmerzlich zusammengepreßten Gefühle zu entzünden. Hätte er dem

inneren Zuge zu folgen gewagt, so wäre er in diesem Augenblicke vor Antonie auf's Knie gesunken, doch ihr Blick sagte ihm Lebewohl, und dieser Blick war ein Gebot. Er zauderte noch einen Augenblick auf der Schwelle — und verließ das Gemach.

Es war spät geworden.

Zehntes Kapitel.

Bekenntnisse.

„Ich weiß es!" Dies letzte Wort hatte sich Hostiwin unzählige Mal zugerufen, und mit diesem Wort kam Trost, Beruhigung, Glück, von Zeit zu Zeit ein ganzer Ausbruch von Jubel in seine Seele. „Es giebt ein Wesen, über das Sie gebieten können, so lange es lebt," hatte er gesagt. „Ich weiß es!" war ihre Antwort gewesen, und wie süß, mild, vertraut klangen diese Worte! War es nicht ein halbes Bekenntniß? Es schien so. Wie eine Zauberformel hatte es die Welt um ihn herum und ihn selbst verwandelt. Mit diesem Worte auf den Lippen schlief er ein und erwachte mit ihm.

Der Morgen war ein herrlicher Maitag. Auf den Straßen wogte das Leben, es rief Hostiwin hinaus. Wallmerode trat ein und erbot sich, den Freund zu begleiten. Wallmerode war heiter, übermüthig, verwandelt. Er machte mehrere Anspielungen auf ein neues Liebesglück, das ihm auf einem Dampfboot zwischen Linz und Wien zu lächeln begonnen, erklärte sich aber nicht weiter. Daß Val Madonna und Hostiwin befreundet, war ihm unbekannt, und wäre es ihm bekannt gewesen, er hätte nur um so mehr geschwiegen, weil er sich vor Hostiwin's Scherzen gefürchtet hätte.

An den Straßenecken klebten die Anschlagszettel der italienischen Oper. Hostiwin warf einen Blick hinauf. Der Abend

mit der Baroneſſe Falkenau hatte ihm Marietta Bonora in's Gedächtniß zurückgeführt; es wäre kein allzu großer Zufall geweſen, der kleinen Primadonna hier zu begegnen. Hoſtiwin hatte vergeſſen, daß eine italieniſche Operngeſellſchaft nur in der Minderzahl aus italieniſchen Elementen beſteht und ſelbſt jenen Namen nicht zu trauen iſt, die auf oni oder ini ausgehen. Eine Bonora war nicht da.

Hoſtiwin ging eine Stunde im Augarten ſpazieren. Der Tag dünkte ihm ſo ſchön, der Himmel ſo blau, ſo hell. In ſeiner Seele klang noch immer das Wort: „ſie weiß es!" Mittlerweile war es zwölf Uhr geworden. Er ging in die Stadt zurück und beſuchte die Gräfin. Ihr Advocat war da, ſie ſelbſt ſchien verſtimmt, leidend, einſilbig. „Nicht wahr, Sie kommen morgen wieder?" fragte ſie. „Vielleicht Abend? Nach Sieben bin ich immer zu Hauſe." Er ging. Ihm war, als ſei nun ein Tag verloren und das Leben bis zum Wiederſehen kaum zu ertragen. Doch vor ſich hin ſagte er: „ſie weiß es", und das beruhigte ſein Herz.

So war's alſo erſt am zweiten Abend, als Hoſtiwin die Gräfin wieder ſah. Er traf ſie allein im Salon am Piano. Sie hatte eine Sonate von Beethoven geſpielt, jene wunderbare Dichtung, des Meiſters letzte Sonate in C-moll. Sie ſpielte auf ſeinen Wink weiter, und jener Erguß von Wehmuth, Klagen, Schmerz, der nichts Irdiſches hat, klang in ſeiner Seele wieder.

Endlich erhob ſich die Gräfin, die Wange vom Spiel leiſe geröthet, die Augen noch von Begeiſterung glänzend. Sie ſtützte ſich auf die Hand und blieb ſtumm.

„Was fehlt Ihnen?" fragte er.

„Ich ſehne mich fort von hier," antwortete die Gräfin, „fort möcht' ich, fort zu einfachen Herzen, die es gut mit mir meinen, in die Stille, in die Ruhe, in die Einſamkeit. Abſchließen, Abſchließen! ruft es in mir. Ich ſehne mich nach Frieden und finde ihn nicht. Nur Streit, Hader, Proceß, wohin ich blicke. Ich war in Hohenſprung einſam — man nannte es ein Gefängniß, in welchem ich lebe — ich bin noch einſamer hier. Ich hatte ja dort meine Verwandten um mich, die mir noch Verwandte waren, die Kismeny, Ladislaus —

und auch der Graf war so gut! Hier — leis und unbemerkt fällt meine Familie von mir ab und Selbstsucht säet still zwischen uns die Saat des Bösen. Auch ist die Art der Leute rings mir fremd, ich möchte fort — fort in die Heimath."

Sie stand da, die Hand auf's Piano gestützt, das blasse Gesicht, von den schwarzen Haarmassen umrahmt, blickte Hostiwin träumerisch an. Er riß heftig ihre Hand an sich, drückte seine Lippen darauf und rief mit Leidenschaft:

„Sie sind die Einzige Ihres Geschlechts, für die ich sterben könnte! Ich will nur leben, insofern ich für Sie leben kann!"

Die Gräfin hatte ihre Hand mit Gewalt zurückgezogen und sich abgewendet. Ihr Herz stürmte, Rührung und Freude lockten Thränen in ihre Augen.

„Ich liebe Sie ja so," fuhr Hostiwin erhoben an sie herantretend fort, „daß ich mir kaum mehr angehöre, und komme nicht, um einen Anspruch auf Sie zu erheben. Meine Leidenschaft trägt den seltsamen Widerspruch der Resignation in sich, meine Liebe hat alle Begierde niedergekämpft, und mein Herz, das lange todt war und neu auferwacht ist, hat den Muth, im Schmerze fortzuleben, denn es giebt diesem schmerzlichen Leben einen Vorzug vor dem Tode. Seien Sie darum nicht so bestürzt, wenn Sie keinen Trost für mich haben! Ich komme ja nur, Ihnen mein Geheimniß zu offenbaren, daß Sie es wissen, nicht um die Kunde eines Glückes zu hören, die ich verzweifle je hören zu können!"

Er täuschte sich über sich selbst, als er dies hastig, in tiefster Seele bewegt, hervorstieß. Es war nur die Sophistik der Entmuthigung, die es ihn sagen ließ, wie man sich zuweilen das Unangenehmste, ja Entsetzlichste vorstellt, um die seltsame Freude zu haben, daß das, was dann kommt, nicht so schlimm ist, als das, was man sich dachte.

Das Herz, welches liebt, ist, das ist weltbekannt, der ärgste Sophist. Es berauscht den Verstand und lockt ihm alle Trugschlüsse ab, und verficht sie dann mit der vollsten Ueberzeugung als ehrliche Meinung.

Eine Pause war eingetreten.

„Sie überraschen mich auf's Höchste!" rief endlich die Gräfin mit ruhiger Stimme, in welcher sich aber die kampfvolle Be-

wegung noch deutlich verrieth. „Ich wundere mich, daß mir die Sprache, die ich soeben hörte, in der langen, prüfungsreichen Zeit nicht ganz unverständlich geworden. Ich verstehe sie noch — aber mein Herz kann in ihr nicht mehr antworten —“

Sie hielt inne, als Hostiwin's Hand mit Schrecken über seine Stirne dahin fuhr, ehe sie weiter sprach:

„Ich bin so weit gebracht, mich nach keinem Glücke mehr zu sehnen, um auch kein Unglück an mich heranzulocken. Sie wären vollständig entzaubert, wenn ich Ihnen zeigte, wie schwunglos und nüchtern die Bahn ist, auf welcher ich bis an's Ende fortzugehen wünsche. Begeisterung und alle Hochgefühle waren einst auch für mich da, aber sie sollen für alle Zukunft nur die Poesie meiner Erinnerung bilden. Der Umfang dieser Erinnerungen ist klein und nur der kleinste Theil davon dem Leben entnommen — Alles fast Wahn, Einbildung des Mädchens. Es hat beinahe das Ganze nur jugendliche Sehnsucht, eine heiter entfesselte Phantasie, das Aufflattern zum Idealen zum Ursprung. Sogar was Thatsache an Allem ist, hat nur die flüchtige Realität eines schönen Traumes, der uns eine Gestalt gezeigt und für immer entführt hat. Man hat die Gestalt gesehen, gesprochen, gehört und sich gefreut — man erzählt am Morgen und oft noch nach Jahren, wie sie war, was man gesprochen, aber — man hat es nur geträumt! Hostiwin, Ihr Mannesstolz wird nicht leiden, wenn Sie einst, später, auf diese Stunde zurückblicken, denn Sie werden mir im Verlauf unseres freundschaftlichen Beisammenseins, das ich um kein Gut der Welt aufgeben möchte, das Zeugniß geben, daß mein ermatteres Herz keinen Mann mehr lieben kann.“

„O ich wollte,“ rief Hostiwin laut und schmerzlich, „mein Herz wäre ebenso todt, daß ich dasselbe sagen könnte! Ich war zu überstürzt, ich sehe es jetzt, da ich wie zerschmettert am Boden liege.“

Er fuhr mit der Hand über seine brennenden Augen, in welchen eine Thräne glänzte.

„Machen Sie sich keinen Vorwurf,“ sprach die Gräfin mit milder Stimme. „Sie werden des Wahns, der Sie befallen, wieder Meister werden, und ich werde, so lange ich lebe, auf diese Stunde ohne jeden Triumph des Stolzes zurückblicken,

denn es war nicht meine Kraft, die Sie von mir gestoßen. Es war mir unmöglich, Ihnen über eine Kluft hinweg die Hand zu reichen."

Eine neue Hoffnung drängte sich aus diesen Worten in Hostiwin's Herz. Er fragte leise und gleichsam schüchtern: „Lieben Sie Niemanden?"

„Mein Kind!" antwortete die Gräfin, indem sie ihn anblickte, forschend, was hinter der seltsamen Frage liegen könne.

„Sie sehen mich an," versetzte Hostiwin. „Ich bin ohne Hintergedanken und glaube, was Sie mir sagen. Ich fragte Sie darnach, weil ich mich von Ihnen nicht trennen kann und entschlossen bin, meine Hoffnung auf die Zeit zu setzen!"

„Ich hielt Sie für stärker," sagte die Gräfin, „als daß ich jemals glauben konnte, Sie so vor mir zu sehen. Ihr großmüthiger Sinn, der sich in so vielfacher Art an mir bethätigt hat, beugte mich nicht, und so bleibe ich in meiner Bescheidenheit Ihrer Unterwerfung gegenüber. Da ich Sie als einen Mann verehren gelernt habe, bin ich von dem Ernst Ihrer Worte durchdrungen und muß die Gefühle, deren Ausdruck ich soeben gehört, für frei von den Uebertreibungen der Phantasie halten. Aus diesem Grunde eben befällt mich eine entsetzliche Angst! Ich sehe Alles kommen! Der einzige Freund, den ich noch auf Erden habe, wird mir von Zeit zu Zeit mit seinen Seufzern das Herz zerreißen, nach und nach wird er ruhiger werden und ich werde ihn nur heimlich leiden sehen. Von da an werde ich jedesmal erstaunt sein müssen, wenn er in immer längeren Zwischenräumen bei der unglücklichen Tochter seines verstorbenen Freundes eintritt. Endlich, ohne mich auf sein Ausbleiben gefaßt gemacht zu haben, werde ich plötzlich allein sein — ganz allein!"

Sie zuckte bei den letzten Worten zusammen und hielt das Tuch vor die Augen. Hostiwin saß unbeweglich auf dem Sopha, die Rechte stützte sich auf die übereinandergelegten Kniee und hielt seinen taumelnden Kopf.

„Sie hat Recht, sie hat Recht!" schrie es in seinem Herzen. „Dieses Unglück wird uns auseinanderreißen." Laut konnte er kein Wort sagen. Mit zusammengezogener Stirn, mit

schmerzumspieltem Munde sah er sie stumm an, und seine Augen verriethen einen von Thränen untrennbaren Jammer.

Die Gräfin hatte das Bild dieses Schmerzes bemerkt, wenngleich sie mit sich selbst beschäftigt zu sein schien. Ein heftiger Schmerzensausbruch rüttelte sie empor, ein leidenschaftliches Mitleid gewann die Uebermacht, sie umfaßte den vor ihr Sitzenden und hielt ihn fest mit erstarrten Armen.

Plötzlich, wie in eine Traumwelt hinübergeschleudert, in welcher die irdischen Conflicte aufhören, umschlang Hostiwin die holdseligste der Gestalten, in der Extase eines Augenblicks verloren.

„Ich bin unglücklich mit Ihnen!" flüsterte Antonie.

Von diesen Worten erschreckt, der Besinnung zurückgegeben, aus einer Feenwelt auf die Steine der Erde herabsinkend, löste sich Hostiwin aus den zauberischen Armen los und sprang empor.

„Sie lieben mich nicht!" rief er. „Es ist blos Theilnahme am Unglück. So fallen sich nicht selten bei großen Katastrophen die Betheiligten und Zeugen derselben in die Arme. Das hat Ihr Gefühl für mich beredter ausgedrückt, als jede menschliche Zunge. Leben Sie wohl!"

Er wollte forteilen, die Gräfin aber hielt ihn entschieden zurück, sie sagte:

„Sie wollen gehen! Muß ich Sie schon heute verlieren? Büße ich, was ich nicht verbrach? Was kann ich thun? Versag' ich etwas, was in meinem Willen liegt? Versetzen Sie mein Herz in Bewegung, so gehört es Ihnen an!"

„Ich will ja nicht für immer gehen!" gab Hostiwin mit gelassener Trauerstimme zur Antwort. „Ich will Einsamkeit und Sammlung. Heute würde Sie meine Gesellschaft nur drücken."

„Bin ich nicht Ihre Freundin?" versetzte die Gräfin, „und lege ich auf das heitere alltägliche Geplauder solchen Werth? Bleiben Sie! ich bitte Sie!"

Hostiwin warf den Hut auf das Clavier und setzte sich. Der Kopf sank auf die Hand, jedes Wort fiel ihm schwer.

„Wie lohne ich meinem Freunde all' seine Aufopferung?" rief die Gräfin, vom Zustande Hostiwin's tief ergriffen. „Werden Sie mich hassen?"

Hostiwin schwieg und bewegte den Kopf, man wußte nicht, ob die Bewegung Ja oder Nein bedeute.

„Sind Sie mir noch gut?“ fragte die Gräfin wieder, sanft und ängstlich, wie man ein krankes Kind frägt.

Hostiwin seufzte kaum vernehmlich.

„Nein,“ rief Antonie, sich gleichsam selbst tröstend, „Sie werden mich nicht hassen, Sie werden mein Freund bleiben. Ich habe ja zu Ihrem Nachtheil Niemandem den Vorzug gegeben, ich habe Ihren Manneswerth mit dem keines Andern verglichen. Ich liebe nichts — nichts. — Wenn Sie Nebenbuhler haben, so ist es ein Kind — und ein Traum!“

„Ein Traum?“ fragte Hostiwin emporblickend und sich aufrichtend.

„Sie erschrecken?“ sprach die Gräfin wehmüthig lächelnd. „Ich liebte einst und erinnere mich noch heute, daß ich geliebt habe. Das ist Alles!“

„Lebt der Glückliche?“ fragte Hostiwin mit überraschender Lebhaftigkeit.

„Er lebt,“ antwortete die Gräfin, „nnd ich wünsche, daß er noch lange lebe. Sie würden erstaunen, wenn Sie erführen, wer der Gegenstand meiner ersten, meiner einzigen Jugendliebe war. So wie er war, kann ich ihn Ihnen nicht mehr zeigen, doch noch an den Ruinen finden Sie unter Schutt und Staub manche edle, zertrümmerte Säule, —“

„Ich errathe Alles,“ rief Hostiwin. ‚Sie haben den Maler Petrowsky geliebt.“

„Sie wissen es?“ sprach die Gräfin, auf's Höchste erstaunt. „Hat es Ihnen mein Vater verrathen?“

„Nein, er erwähnte selbst Ihrer nur ein einziges Mal,“ gab Hostiwin zur Antwort. „Ich habe es combinirt, aus hundert Atomen von Andeutungen zusammengeballt.“

„Sie kennen ihn von Hohensprung her,“ sagte die Gräfin, „was meinen Sie über ihn?“

„Was Sie selbst gemeint haben,“ erwiderte Hostiwin. „Ich bewunderte sein Genie und erkannte eine nicht gewöhnliche Natur, erkannte trotz des Staubes und der Zertrümmerung den ursprünglich edlen, stolzen Bau. Wie kommt es, daß Petrowsky

in Ihrer Nähe geweilt, zur Qual verdammt, Ihnen nie zu nahen?"

„Gab es nicht Tausende," erwiderte die Gräfin, „die sich selbst gegeißelt? Kennen Sie nicht die Wuth des Selbstzerfalls sich selbst noch weh zu thun?"

„Schreibt er Ihnen?" fragte Hostiwin.

„Niemals," gab die Gräfin zur Antwort. „Nie, seitdem Alles abgebrochen ist. Nehmen Sie als ein neues Zeugniß des Vertrauens die schlichte Mittheilung, die ich Ihnen noch mache. Meiner Jugendliebe fehlt die Verflechtung romantischer Thatsachen gänzlich, sie hat nur unsere Seelen in Schwung versetzt und draußen in der Welt nichts verändert! Das muß ich voranschicken. Vor etwa sechs Jahren wurde Petrowsky meinem Vater von einem kunstsinnigen Fürsten empfohlen. Er sollte Fresken im Schlosse ausführen. Mein Vater interessirte sich für die Proben seines Talentes und ließ ihn mich — das damalige Fräulein von Klettendorf portraitiren. Was so oft schon geschehen, geschah auch da — es entspann sich zwischen mir und dem Künstler eine kaum ausgesprochene Liebe, die wir Beide über das Grab hinaus nehmen wollten. Ein Jahr lang dauerte ein süßer Traum, Petrowsky kam und verreiste und erschien wieder. Eines Tages wurde er unter einem politischen Vorwande plötzlich des Landes verwiesen. Mein Vater war, ich weiß nicht wie, hinter unser Geheimniß gekommen. Nicht lange darauf saß ich einmal gegen Mitternacht noch auf meinem Zimmer — Sie kennen das Haus in der Allee mit dem Garten davor. Ich saß, hin- und herrathend, welches Vergehen Petrowsky die harte Maßregel hatte zuziehen können, als die Fensterscheiben erklirrten, wie wenn ein großes Insect flatternd anstieße. Ich trat an das Fenster und sah hinaus. Unten auf der Terrasse stand Petrowsky und flüsterte mir zu, daß er heimlich komme, um mich von der schändlichen Intrigue zu unterrichten, die den ersten Schlag auf uns geführt habe. Es zeige sich, was noch folgen könne. Nun, erklärte er, bleibe uns nichts übrig, als Flucht. Er wolle mich entführen. Innerlich schwankend — Sie wissen, ob ich für meine Mutter Zuneigung haben konnte, — trat ich ihm entschieden entgegen.

Er gerieth nun in eine maßlose Heftigkeit. Dieser allein war vielleicht mein jetzt erwachender Widerstand zu danken. Er verließ mich mit Vorwürfen. Um diese Zeit eben reiste mein Vater nach Italien, ohne daß ich mittlerweile ein Lebenszeichen von Petrowsky erhalten hätte. Was sich nach dem Tode meines Vaters begab, wissen Sie. Meine Mutter warf ihre Maske ganz ab, meine Liebe im Herzen, sollte ich einen verhaßten Menschen heirathen. Diesmal floh ich, allein, meiner Trübsal entgegen, zu einer Freundin. In meinem Exil bei Alma von Siegenfeld lernte ich meinen Retter kennen und heirathete ihn — aus heißer Dankbarkeit. Kaum war ich in Pest angekommen, als Petrowsky dort erschien. Es klärte sich auf, daß er mich noch so liebe wie früher, und daß die Briefe, die er an mich geschrieben, aufgefangen worden sein mußten. Es war zu spät. Die Liebe hatte ihre Opfer. Was aus mir geworden, sehen Sie — ich liebe nicht mehr und kann nicht mehr lieben — er, er ist an seinem Herzen zu Grunde gegangen. Von da datirt sein Verfall, er verwittert — er zerbröckelt —"

„Klagen Sie mich," erwiderte Hostiwin, „keiner übermäßigen Selbstsucht an, beschuldigen Sie mich nicht der Barbarei, als ehrte ich nicht ältere Rechte, wenn ich behaupte, daß Ihr Herz noch unbewußt für den Unglücklichen schlägt, und daß noch sein Schatten mir verderblich ist."

„Nein, nein!" sprach die Gräfin, „Sie irren sich. Er ist mir nichts mehr als eine mächtige schmerzliche Erinnerung."

„Armer Petrowsky!" rief Hostiwin, „jetzt erst kenne ich die Ursache Deines Jammers! Jetzt erst verstehe ich das nächtliche Gespräch in Hohensprung, die Klagen in Luzern! Ich habe nicht geahnt, daß wir Rivalen werden, die sich nicht um den Besitz der Geliebten, sondern um das Mehr oder Minder ihres Jammers streiten!"

Hostiwin blickte schmerzlich zur Decke empor, während ihn die Gräfin, von allen Ereignissen ihres Lebens blutig durchwühlt, mitleidig und selbst leidend ansah.

Da fuhr ein Wagen ungestüm rasselnd unten vor.

„Wer kommt da?" rief die Gräfin. Sie bewohnte das Haus allein.

Hostiwin hörte es kaum, oder beachtete es nicht.

Eine Weile später stürzte van Groote herein.

„Ist Sidonie hier?" fragte er exaltirt.

„Was giebt's?" fragte die Gräfin, von seiner Aufregung beunruhigt. „Sidonie ist noch nicht da, wir Alle glaubten, daß Sie erst in nächster Woche eintreffen."

„Allerdings, allerdings!" sprach van Groote, während seine Züge ein nervöses Zittern zusammenschnürte und wieder ausdehnte.

„Was haben Sie, um Himmels willen!" rief die Gräfin, auf Hostiwin, der aufgestanden war und sich ihr zur Seite befand, einen Blick werfend.

„Schreckliche Mittheilungen!" rief van Groote, mit den Händen heftig agirend. „Ich bin außer mir — mein Freund, mein Freund — ist nicht mehr, ist kläglich, ist jämmerlich zu Grunde gegangen!"

„Wer?" rief die Gräfin leise aus, von Schrecken gelähmt und wohl wissend, wer gemeint sei.

Von van Groote aber war kein ruhig aufklärendes Wort zu erhalten. Er lief im Salon auf und ab, die Mittheilung der Trauernachricht erweckte in seinem leichtbeweglichen Künstlergemüthe die ganze Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks wieder.

„Er ist jämmerlich umgekommen!" rief er, klagte er, jammerte er. „O sein eiserner Eigensinn! Aber was mache ich einer Leiche Vorwürfe! Ich hätte der Klügere sein sollen. Er hätte mir gleich nachgegeben. Ein einziges Mal wollte ich seinem Eigenwillen gegenüber Recht behalten, und welche Folgen hat das gegeben! Er ist in Zank und Zorn von mir auf Hohensprung geschieden, und ich habe ihn gehen lassen! Du Armer bist nicht weit gekommen! Du hast die Poststation nicht erreicht. Fast im Angesicht des Schlosses bist Du, an Leib und Seele gerädert, hingesunken und bist erfroren, erfroren, erfroren!"

„Ha!" schrie die Gräfin laut auf. Nur Hostiwin's Arm schützte sie vor dem Zusammenbrechen. Die Ohnmacht war vollständig. Bleich, kalt lag sie zwischen seinen Armen, während er die Hausleute mit starker Stimme herbeirief und van

Groote, ohne den Vorfall irgend einer Aufmerksamkeit zu würdigen, hin- und herlaufend wehklagte.

Nachdem die Gräfin von ihrer Kammerfrau auf das Sopha gelegt worden war, versuchte man alle Hausmittel, um die Abwesende zu sich zu bringen. Erst nach geraumer Zeit gab sich das zurückkehrende Leben durch ein heftiges Zittern kund, und erst nach und nach öffnete sie die Augen und stammelte:

„Der Unglückliche, der Unglückliche!"

Endlich löste sich ihr Schmerz in einem Strom von Thränen.

Elftes Kapitel.

Enthüllungen.

Die tiefe Ohnmacht, die auf die Nachricht von dem Tode Petrowsky's hin die Gräfin befallen hatte, zeigte deutlich, welche tiefe, versteckte Wurzeln in ihr die Liebe zu dem Unglücklichen geschlagen. Dieser Zustand kann bei dem zarten Empfindungsvermögen der weiblichen Natur durch einen solchen Vorfall auch ohne diese Voraussetzung hervorgerufen werden, besonders wenn ein Freund wie van Groote der Ueberbringer der Trauernachricht ist, dessen laute Wehklage selbst einen fremden Zeugen in eine gewisse Mitleidenschaft ziehen mußte. Die Gräfin aber hatte sich wohl bald wieder erholt, jedoch die mehrtägige Einsamkeit, in welche sie sich abschloß, bekundete mit klarer Sprache, daß ein Band ihres Herzens, das sie längst als gerissen betrachtete, noch nicht gerissen sei. Antonie sah zu ihrem eigenen Erstaunen, daß sie mit ihrer Vergangenheit noch immer nicht abgerechnet habe.

Indeß war es für den aufmerksamsten Beobachter schwer,

genau abzumessen, wie viel die Liebe zu solcher Trauer beigetragen habe, und wie viel auf Rechnung der begleitenden Umstände komme, die dieses Unglück noch in eine andere nahe Beziehung zu ihrem Gemüthe brachte.

Petrowsky's Tod war nämlich bestimmt, auf die geheimnißvolle Flucht ihres Gemahls das erste Licht zu werfen! Ueberdies war das Ganze in die Atmosphäre des Verbrechens eingehüllt, die ihre eigenen Schauer mit hereinbrachte.

Wir umgehen die Erzählung van Groote's, die im Einzelnen unvollständig war, weil der Proceß, dessen Gegenstand die Ereignisse auf Hohensprung inzwischen geworden waren, noch nicht beendigt war, und machen, ohne den Boden der amtlich erhobenen Facten zu verlassen, Gebrauch vom Rechte des Erzählers, den Hergang und Verlauf der Dinge als ganzes Bild darzustellen und selbst die geheimen Motive der That aufzudecken, die keine Zeugen hatten.

In die Chaussee, die von Hohensprung aus an die Schweizer Grenze führt, mündet, ungefähr eine Stunde vom Schlosse weit, ein breiter, von Wasserströmen ausgehöhlter Felsenpfad, der dem Ortsunkundigen die Fortsetzung des Weges zu bilden scheint. Hatte man sich einmal in diese Fehlrichtung begeben, so wurde man erst nach dreistündigem Marsche des Irrthums gewahr. Da steht man vor unzugänglichen Bergwänden in einer trostlosen Einsamkeit. Es wird sogar geschehen können, daß man das einzige Haus, das dort steht, unbemerkt läßt, weil es sich, hinter einem Hügel von Buschwerk überwachsen, versteckt. Der Bewohner dieser Einöde heißt der Mann im blinden Thal. Dieser bezeichnende Name ist von dieser ausgangslosen Bergstraße hergeleitet.

In den ersten Apriltagen, als die Sonne den Schnee auf den untersten Bergwiesen und Halden beinahe verzehrt hatte, verfolgten zwei Gensdarmen einen berüchtigten Landstreicher, von dem es hieß, daß er den Weg in's blinde Thal eingeschlagen habe. Nach vergeblichem Hin- und Herstreichen kamen Beide von dem Berge herunter, der vom Fuße jenes einsamen Hauses hinanstieg. Etwa fünfzehn Klafter hoch gelegen, befand sich dort eine Schlucht, einem Trichter ähnlich und um jene Zeit noch mit festgefrorenem Schnee gefüllt.

Da bemerkte einer der Gensdarmen, daß aus dem Schnee zwei menschliche Füße, mit Schuhwerk bekleidet, hervorragten. Als diese Entdeckung gemacht worden war, wurde der Mann im blinden Thale heraufgeholt, und man zog einen Leichnam heraus, der, nach seinem Aussehen zu schließen, den ganzen Winter hier gelegen haben mußte.

Der Herbeigerufene war ein Mann von etwa sechzig Jahren, von strammem, gedrungenem Bau und energischer und finsterer Miene. Er trug den Schafpelzmantel der Hochälpler dieser Gegend, eine Art rauher Sandalen an den Füßen und sah, mit seinem schwarzen Barte, den das Messer nie berührt hatte, einem Räuber nicht unähnlich. Er hatte mit der einem Gebirgsbewohner eigenthümlichen Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit mitgeholfen. Ereignisse wie die, die ihn herbeiriefen, sind in Alpengegenden keine Seltenheit. Der Leichnam wurde zu dem nächsten Ortsgericht fortgeschafft. Die amtliche Schau ergab Folgendes:

Der Unglückliche mußte mehrere Monate in der Schlucht gelegen haben. Seine Gesichtszüge waren fast unkenntlich geworden, auch hatten sich gar keine Ausweispapiere weder in seiner Tasche, noch in dem Tornister gefunden, den er auf dem Rücken festgeschnallt trug. Die Kleidungsstücke ergaben trotz ihrer Unscheinbarkeit und den Zerstörungen, die sie durch Schnee und Regen erfahren, daß der Verunglückte kein gewöhnlicher Handwerksbursche sein könne. Diese Wahrscheinlichkeit wurde durch die besser conservirten Gegenstände im Tornister zur Gewißheit erhoben. Da fanden sich Gegenstände der Toilette, die der einfache Wanderbursche nicht kennt. Wenn nun auch der Mangel an allen Werthsachen, wie Uhr oder Ringe, nicht schon verdächtig gewesen wäre, so war es noch auffallender, daß sich nicht einmal eine leere Brieftasche oder eine Börse vorfand. Dies ließ die Vermuthung einer Beraubung aufkommen.

Ein Einziges aber war geeignet, auf den Verstorbenen Licht zu werfen. Dies war ein Päckchen, in welchem die Stücke eines zerschnittenen Oelgemäldes eingewickelt waren. Diese Stücke ließen sich leicht zusammenlegen und zeigten ein Gastmahl, das auf einem Schiffe abgehalten wurde.

Wenn an dem Körper auch keine Verletzung sichtbar war, so war es doch nicht unmöglich, daß der Todte, auch ohne daß sich eine Spur von verübter Gewalt zeige, hinabgeworfen worden sei und seinen Tod im Schnee gefunden habe. Auch der Ort, wo man ihn getroffen, war verdächtig.

Wenn er schon im Winter in's blinde Thal hineingerathen konnte, so war es doch undenkbar, daß er drei Stunden weit bis an die Felswände irren, knapp an der letzten und einzigen menschlichen Wohnung vorübergehen, bergan steigen und sich dort in die Schlucht stürzen würde. Ein Selbstmord ließ sich auf dem Wege tausendmal auf eine gleiche Art ausführen.

Da erinnerte sich das Gericht, das ein Verbrechen witterte, daß der Mann im blinden Thale nicht von jeher der ruhige Einsiedler gewesen, als welchen man ihn seit dreißig Jahren betrachten mußte. Er war in seiner Jugend einer jener der berüchtigten Bergamaskischen Hirten gewesen, die nicht selten aus Oberitalien herüberkommen und das Land als Räuber wieder verlassen.

Der in Rede stehende Mann hieß Giulio Merluzzo und wurde unter dem Vater des verstorbenen Grafen Demetrius eines Tages als Wildschütz festgenommen. Er wußte aber den Grafen für sich zu gewinnen, wurde pardonnirt und zum gräflichen Schäfer befördert und sparte sich langsam ein kleines Vermögen zusammen. Da verließ er den gräflichen Dienst, heirathete und erhielt vom Grafen ein Stück Boden und Wald im blinden Thale zum Geschenk. Seitdem lebte er dort mit seinem Weibe, das inzwischen verrückt geworden war.

Das Gericht nahm keinen Anstand, bei ihm Hausuchung zu halten, und das Ergebniß derselben war ein solches, um eine Untersuchung anhängig zu machen.

Der Schäfer leugnete anfangs Alles mit einer Festigkeit, die mehr von Trotz und Verstocktheit, als von einem guten Gewissen zeugte, nach und nach aber mußte er sich vor der Gewalt zahlloser kleiner Beweismittel beugen, bis er sich endlich zu dem Bekenntnisse bewogen sah, daß er ein Räuber sei, um nicht zugleich als Mörder zu gelten. Zu diesem Resultat

waren die Aussagen seines Weibes von höchster Wichtigkeit. Dieses war vollkommen verrückt und brachte durch gelegentliche Aussprüche, ohne ihren Mann beschuldigen zu wollen, die Richter auf die Spur der Begebenheiten, die sich in einer schaurigen Winternacht im blinden Thal zugetragen hatten. Die Frau war von Einzelheiten noch so exaltirt und wiederholte dieselben so nachdrücklich und glaubhaft, daß sich mitten in ihren Irrereden derartige Aussagen als tiefe, erschütternde Eindrücke von Erlebtem bezeichneten.

Doch lassen wir den Proceß mit seinen lückenhaften Ermittelungen und erzählen wir mit jenem Blick, der in die einsame Hütte dringt und dem Ohr, das den Monolog des Gefangenen belauscht, wie sich Alles begeben...

In einer wilden, stürmischen Decembernacht fuhr der Schäfer vom blinden Thal in seinem einspännigen Schlitten nach Hause. Unweit hinter dem Schlosse Hohensprung huschte plötzlich eine Gestalt, die im Dunkel nicht weiter zu erkennen war, am Schlitten vorüber, und es schien, daß sie etwas trage. Ueberrascht und mißtrauisch, daß ihm etwas entwendet worden sei, sprang der Schäfer vom Schlitten herab und eilte der seltsamen Erscheinung nach, welche einige Schritte vor ihm den Weg gegen einen Abgrund nahm und demselben schon so nahe war, daß der Verfolgende es für gerathen hielt, stehen zu bleiben und dem Todessprunge des Unbekannten zuzusehen.

Aber hart am Abgrunde blieb die Gestalt, deren ungebräuchlicher Anzug es immer noch zweifelhaft ließ, ob es ein Mann oder ein Weib sei, im Schnee stecken und sank auf die eine Seite. Da faßte sie der Schäfer mit behender Hand am Fuße und zog sie zurück, während diese mit starker Männerstimme einen lauten Hülferuf ausstieß. Bei dem Klange dieser Stimme ließ der Schäfer den Fuß wie auf Befehl los und stand starr da.

„Was rührst Du mich an, wenn Du kein Räuber bist?“ rief dieselbe Stimme, während sich die Gestalt vor dem Schäfer mächtig aufrichtete.

„Sie sind es, gräfliche Gnaden?“ stotterte der Schäfer. „Ich habe die Stimme gleich erkannt, aber wie konnte ich vermuthen —“

„Du bist es, Alter?“ war die Antwort. „Dann ist es gut. Bring mich fort, weit von hier fort — ich bin verloren!“

Es war Graf Demetrius Milowitsch.

Der Schäfer war außer sich vor Erstaunen, ihn in diesem Zustande zu finden, und wollte noch einige nähere Fragen an ihn richten, als der Graf plötzlich vor Frost oder einem moralischen Leiden zusammenzusinken drohte.

Schnell fing der mächtig starke Arm des alten Schäfers den Sinkenden auf, trug oder schleppte ihn halb an den Schlitten und legte ihn hinein, worauf er ihn mit einer Wolldecke umhüllte, um ihn vor dem Erfrieren auf der langen Fahrt zu schützen.

Die Nacht war finster und der Schnee fiel, vom Sturme gepeitscht, vom Himmel.

Der Schäfer jagte das Pferd unbarmherzig vorwärts, um den Grafen, den er für verfolgt hielt, in's Sichere zu bringen, während er sich den Kopf zerbrach, welcher seltsame Vorfall die Schuld an der unter diesen Umständen schrecklichen Flucht eines so mächtigen Herrn trage. Es war nicht Mitleid, was ihn zur Rettung seines Gebieters bewog, nur die Begierde nach Lohn.

Gegen Morgen kam der Schlitten endlich bei dem Hause des Schäfers an. Der Graf hatte sich während der Fahrt gar nicht gerührt, alle Anreden waren vergeblich gewesen. Er stöhnte nur dann und wann.

Im Hause war Licht. Das verrückte Weib des Schäfers kochte das Frühstück.

„Wir sind da,“ sprach der Mann, die Decke von dem Grafen abhebend.

„Gottlob!“ murmelte dieser und stieg vom Schlitten. „Bin ich hier sicher?“ flüsterte er auf dem Wege in die Stube.

„Mein Leben für Euer Gnaden!“ murmelte Merluzzo.

An der Schwelle der Thüre, die aus der Stube in die erhellte Küche führte, stand das Weib, die Hände in den Taschen, und glotzte die Ankommenden apathisch an, ohne zu grüßen, ohne ein Interesse an dem Besuche zu zeigen.

„Ha!“ flüsterte der Graf beim Erblicken des Weibes, „verräth die mich nicht?“

„Die weiß nicht, was ihre rechte Hand ist und was ihre linke,“ antwortete der Schäfer laut.

Dabei schob er einen niedrigen Großvaterstuhl vor den Ofen und setzte den Grafen hinein.

„Geh in Deine Küche!“ herrschte der Schäfer sein Weib an.

Das Weib rührte sich nicht.

Einen Fluch zwischen den Zähnen, eilte der Schäfer in die Küche und brachte nach einer Weile eine Schüssel Suppe und eine Weinflasche herbei.

„Das wird Euer Gnaden erwärmen,“ sagte er.

Der Graf saß theilnahmlos da und blickte starr und traurig auf das Weib, das noch immer in derselben Stellung an der Küchenthüre stand. Ein tiefer Zug des Leidens stand auf seinem Gesichte, der dem Schäfer nicht entgehen konnte.

„Ihnen fehlt 'was,“ sagte er in einem fast mild klingenden Tone, wie ein freundlicher Krankenwärter.

Der Graf lächelte bitter, und als höre er es nicht, warf er prüfende Blicke auf das Weib, dann sprach er:

„Das Weib habe ich schon irgendwo gesehen.“

„Mein Gott!“ sagte der Schäfer verwundert. „Tausendmal, tausendmal, so oft Euer Gnaden bei uns waren. Das ist ja die Gretel. Geschei dter ist sie nicht geworden und schöner auch nicht.“

Der Graf war inzwischen in's Brüten versunken, so daß der Schäfer nicht wußte, was er von dem Zustande seines Gastes zu halten habe. Es entstand ein längeres Schweigen.

Plötzlich raffte sich der Graf zusammen und sagte sehr ungeduldig:

„Tobias kommt nicht!“

„Soll er denn nachkommen?“ fragte der Schäfer sehr verwundert. „Wie könnte er denn wissen, wo Sie sind?“

„Er kennt meine Klingel!“ sprach der Graf. „Jetzt klingle ich das letzte Mal, und kommt er dann nicht, so kann er für immer gehen.“

Er verfiel wieder in das trübste Nachdenken.

„Mit dem ist es nicht richtig,“ sagte der Schäfer für sich

mit einer niederschlagenden Ueberraschung und wendete sich dann laut an den Grafen, nicht ohne eine wirkliche Theilnahme auszudrücken:

„Ja, ja, gnädiger Herr, Ihnen fehlt etwas!“ Als keine Antwort erfolgte, sagte er von Neuem: „Ihnen fehlt etwas!“

Da fuhr der Graf unverhofft auf, Schrecken malte sich in seinen Zügen, er durchsuchte alle seine Taschen mit Fieberhast, ohne irgend einen Gegenstand zu finden.

„O Du Dieb!“ rief er, sich aufrichtend und den Schäfer mit aller Gewalt schüttelnd, „Elender, wo ist mein Kästchen?“

„Ich habe nichts gesehen — vielleicht liegt es noch im Schlitten,“ rief der Schäfer, indem er sich loszumachen suchte. Als ihm das gelungen war, streckte er den Grafen mit einer sanften Gewalt in den großen Sorgenstuhl.

Dieser ließ es sich gefallen und brütete ruhig vor sich hin.

Der Alte eilte zur Thüre hinaus und brachte gleich darauf ein Kästchen zurück.

„Her damit!“ rief der Graf, als er dessen ansichtig wurde, und riß es dem Ueberbringer aus den Händen.

„Wie ich gesagt,“ sprach der Schäfer, „es lag im Stroh, im Schlitten.“

„Gut, gut,“ murmelte der Graf, das Kästchen mit einer beinahe kindischen Sorgfalt betrachtend. Er brachte es, nachdem er das kleine stählerne Vorlegeschloß, das von der Spange herabhing, geprüft, langsam in seinem Schlafrocke unter. „Wäre es verloren gegangen,“ fügte er hinzu, „wäre mir nur recht geschehen! Solche Schätze läßt man nicht nachlässig liegen.“

„Schätze!“ Bei diesem Worte zuckte es elektrisch im Herzen des Alten, der ein Knicker und Geizhals war.

Der Graf nickte ein und verfiel in einen tiefen Schlaf.

„In Deine Kammer!“ rief der Schäfer seinem Weibe, das noch immer an der Schwelle statuenhaft dastand, barsch zu.

Das Weib entfernte sich.

„Schätze!“ Dies Wort tönte im Innern des Schäfers mit neuem Reize wieder. Er setzte sich vor die mattglimmende Lampe und beobachtete eine Zeitlang den Schlaf seines Grundherrn.

„Entweder," dachte er, „ist er von selbst närrisch geworden, oder es hat ihn ein schreckliches Ding dazu gemacht. So närrisch ist er, daß ich wetten will, ihm wäre es gleich, was man ihm aus dem Kästchen wegnähme, behielte er nur das Kästchen selbst in der Hand. Doch wo mag er den Schlüssel dazu haben? In der Tasche? Ich kann nicht heran. Ich habe mich so viel im Leben geplagt und ende da in der Wildniß. Hätte ich vielleicht nur das Hundertste von dem, was der Graf bei sich hat und doch nicht benutzen kann, so könnte ich diese Hütte abbrennen und nach meiner Heimath ziehen. In Bergamo könnte ich wohnen und mein eigenes Haus haben!"

Seine Augen funkelten vor Begierde und seine Hände streckten sich vor Habsucht zitternd aus.

Der Graf schlief und athmete ruhig.

Der Morgen hatte inzwischen zu dämmern begonnen, der Schäfer bemerkte es, als er sich zufällig zum Fenster wandte.

„Corpo di Bacco!" rief er aufspringend, „der Tag ist da, was soll ich mit dem Grafen anfangen? Man wird ihn vermissen —"

Er wühlte sich verlegen in den Haaren.

„Lauf' ich jetzt schnell nach Hohensprung, habe ich einen kleinen, aber sichern Lohn gewiß. Behalte ich ihn, bis man ihn findet, rede ich mich leicht aus! Der Graf wollte bei mir bleiben, und es kommt mir nicht zu, gegen seinen Willen zu handeln. Daß er verrückt ist, brauch' ich nicht zu wissen. Je länger er bei mir gepflegt wird, desto größer mein Lohn. Am besten, ich sperre ihn hier ab, setze mich auf's Pferd und eile nach Hohensprung, um auszuspüren, was vorgefallen. Da kann ich mich darnach richten. Das Haus in Bergamo brauche ich mir deshalb noch immer nicht aus dem Kopfe zu schlagen."

Er sperrte das Haus ab, sprang auf's Pferd und war nach einem angestrengten Ritt in kurzer Zeit auf Hohensprung. Dort hatten eben die Nachforschungen nach dem verschwundenen Grafen begonnen.

Der Schäfer unterrichtete sich genau von Allem durch die gräflichen Diener.

„Hollah!“ rief er plötzlich zu sich selbst. „Was hast du gethan? Du hörst und frägst und sagst nicht, daß du ihn Nachts gerettet und bei dir beherbergst? Böse Lage! Wenn sie ihn bei mir fänden? — Nun, dann sage ich, ich handelte nach Befehl und damit Basta. Finden sie ihn nicht —“

Er hielt inne, eine wilde Regung strahlte über die harten Züge seines dunkeln Gesichts. Er ritt wieder heim, nachdem er zuvor einige Mundvorräthe eingekauft, um den Grafen würdiger zu bekösti gen.

Zu Hause angelangt, fand er seinen Gast wachend, doch so apathisch, daß sich mit ihm thun ließ, was man wollte. Widerstandslos ließ er sich in die Kammer eines Hintergebäudes führen. Dorthinaus wurde vom Schäfer sein Quartier verlegt, um ihn den ersten Blicken eines zufällig Eintretenden zu entziehen. Es war eine Haftzelle, mit dem Unterschiede, daß der Gefangene seine Gefangenschaft nicht fühlte.

Der Schäfer verließ hierauf, mit einer Schaufel und mit Stricken ausgerüstet, sein Haus und ging dem Trosse entgegen, der den Vermißten thalaufwärts zu suchen kam. Es konnte ihm nicht schwer fallen, die Leute früher zur Rückkehr zu bewegen, als es sonst geschehen wäre, da er ein ortskundiger Gebirgsmann war und da es überhaupt gegen alle Annahme stritt, der Graf könne in seinem Zustande weiter vorgedrungen sein. Man hielt es für lohnender, die bei Hohensprung liegenden Abgründe genau zu untersuchen.

Der Schäfer blieb noch spät Abends im Schloßhofe und war Zeuge, wie eine Streifcolonne nach der andern zurückkam und die Erfolglosigkeit aller Anstrengungen berichtete.

„Das Haus in Bergamo ist dein!“ rief Merluzzo, den Schloßhof verlassend und heimwärts eilend. „Du nimmst dir einen Theil der Reichthümer, die er in seinem Kästchen hat, und wirst ihn dann —“ er hielt inne, ein dunkler grausamer Trieb arbeitete sich im Innern des halbwilden, bergamaskischen Hirten empor, und er ballte die Faust, während das Blut in seinem Kopfe zu sieden begann. Bald aber legte sich diese Aufwallung wieder, die kaltblütige Ruhe gewann die Oberhand über den Greis; er sagte: „Ich muß ihn nicht tödten! Ich kann ihn leben lassen und doch mein

Haus in Bergamo haben. Keine ruhige Nacht hätt' ich mehr, wenn ich alter Kerl Blut vergöſſe. Seh' ich doch ohnehin das Marktweib noch häufig vor den Augen — das ich in die Reſchen hinabgeworfen. Und es ſind ſchon einundvierzig Jahre! Gott ſei mir gnädig!"

Als der Schäfer nach Hauſe gekommen war, eilte er zu dem Grafen. Er fand ihn ruhig am Tiſche ſitzend und in ſeinem Käſtchen wühlend, das er beim Anblick des Eintretenden raſch verbarg. Der Schäfer vermochte ihm kein Wort zu entlocken. Es war faſt Mitternacht. Nichts unterbrach die Todtenſtille der Gebirgswildniß, als zuweilen ein dumpfer Knall, der von einer nah oder ferne herabſtürzenden Schneemaſſe herrührte.

Der Schäfer ſtand vor ſeinem geiſteskranken Gebieter und brütete über ſeinen finſtern Plan. Von der vollſtändigen Wehrloſigkeit ſeines Opfers überzeugt, fühlte er ſeine Habgier zu immer lebhafterer Flamme emporſchlagen, und er hätte ſich ſofort mit Gewalt des Käſtchens bemächtigt, wenn nicht ein Gefühl des Reſpects mit alter, feſtgewurzelter Macht in ihm gerungen hätte.

„Tobias!" rief der Graf einige Male.

Dieſer vergebliche Ruf machte auf den Alten keinen Eindruck, aber plötzlich fuhr er empor. Ihm war, als wenn die kleine morſche Treppe, welche in dieſe Kammer führte, geknarrt hätte.

Er lauſchte.

Es war Alles wieder ſtill.

„Dummes Zeug!" brummte er vor ſich hin. „So äfft uns die Einbildung, wenn wir mit böſen Gedanken umgehen."

Da knarrte wieder etwas. Merluzzo verließ in großer Aufregung die Stube.

Draußen am Fuße der Treppe angelangt, blieb er in tiefſter Dunkelheit ſtehen. Ein gegen ſeinen Willen waltender Inſtinct ſchien ihn feſtgebannt zu halten und ihm zu rathen, zurückzukehren und das Käſtchen zu holen.

Schon that er einen Schritt die Treppe hinauf, da meldete ſich ein flüchtiges Geräuſch — irgend etwas ſtieß raſch aber

sehr heftig gegen seine Rippen — der Schäfer stieß einen Schrei aus und stürzte zu Boden.

Halb betäubt erhob er sich wieder und lauschte. Alles war still. Er vermochte sich keine Rechenschaft von dem Vorfall zu geben. Der solchen Leuten eigenthümliche Aberglaube steigerte sich. Durch die Situation eingeschüchtert und von tiefster Angst ergriffen, machte der verbrechenlüsterne Mann das Kreuzzeichen vor dem Versucher.

Darauf eilte er schnell aus dem Hinterhäuschen in's Wohnhaus hinüber und stieg auf den Boden, wo er durch eine Dachluke in den Hof hinabspähte, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob er sich nur einbilde, einen Stoß erhalten zu haben, oder wirklich einen Lauscher in der Nähe gehabt habe.

Er sah und hörte nichts.

Ein Tag verging nach dem andern. Der Schäfer schwankte zwischen Furcht und Raubluſt hin und her. Der Graf wurde immer in sich vertiefter und unzurechnungsfähiger. Er war nicht zu bewegen, seine Kleider abzulegen, und saß Tag und Nacht brütend, manchmal schwer aufseufzend im Lehnstuhl. Im Reschenthal hatte sich inzwischen die Ansicht verbreitet, daß er nicht mehr am Leben sei.

Eines Abends hatte sich die Kälte eingestellt, der Schäfer schürte an seinem Feuer und warf Block um Block hinein. Er machte sich Vorwürfe, daß er noch immer zaudere. Sein Weib saß am Fenster, die Hände in den Taschen, und stierte wie eine leblose Holzfigur in die eintönige Oede der Schneelandschaft hinaus.

Der Schäfer that einige Schritte über die Stube und redete vor Aufregung laut vor sich hin.

Sein Weib blieb theilnahmlos.

„Heute muß ich es haben!" brummte Merluzzo durch die Zähne und eilte mit festen Schritten auf das Hinterhäuschen zu.

Kaum hatte er die Eingangsthür aufgerissen, als er unter einem nicht lauten, aber grimmigen Wuthgeheul an der Brust gefaßt und zu Boden geworfen wurde. Besinnungslos lag er einen Augenblick da, dann, von tiefster Furcht er-

griffen, schlug er die Augen auf und — glaubte einen Bären zu sehen, der mit glühenden Augen seine Bewegungen überwache. Er wagte sich nicht zu rühren.

Eine Weile darauf kam sein Muth wieder — er faßte seinen Feind näher in's Auge, er erkannte, daß das, was er für ein Raubthier gehalten, einer der beiden mächtigen Wolfshunde von Hohensprung sei. Da wurde ihm leichter um's Herz. Er hatte ja selbst die beiden Hunde auferzogen und vor fünf Jahren an den Grafen verkauft. Er war der Einzige, von dem sie sich, wenn sie an der Kette waren, streicheln ließen.

„Hektor, braver Hektor!" schmeichelte er in einem Tone, in dem Furcht und Ingrimm hindurchtönten, „kennst du mich denn nicht mehr?"

Das wirkte, der Hund erkannte die Stimme, die ihm so oft befohlen hatte. Knurrend und mit dem Schweife wedelnd ging er anfangs im Kreise um den Schäfer herum und blieb dann ruhig stehen.

Der Schäfer erhob sich hochaufathmend und fuhr, rückwärts gehend, dem Hunde zu schmeicheln fort. Dieser folgte ihm bis in die Küche. „Ich muß dir etwas geben!" sagte er, nach einem Stück Fleisch langend, das in einem Topfe lag, und fügte für sich hinzu: „Dann aber, Bestie!..."

Der Hund fraß das Vorgeworfene mit Gier.

Inzwischen hatte der Schäfer einen Riemen hervorgeholt und an das Fenster befestigt, und einen Strick, der in eine Schlinge ausging, darangebunden. Er warf plötzlich dem Hunde die Schlinge um den Hals.

Der Hund machte einen wüthenden Satz, der die Schlinge nur fester anzog. Gleichzeitig erhob der Schäfer ein Beil, das neben dem Holzvorrath auf der Erde lag, und zielte nach dem Kopfe des Opfers.

Bei dieser drohenden Bewegung riß der Hund den Riemen aus dem Fenstergitter und rannte in den Hof hinaus, wo er fürchterlich zu bellen begann.

Der Schäfer schlug die Thüre zu, um sich vor dem Angriff des wüthenden Thieres zu sichern.

Endlich ward der Hund still.

„Großer Himmel!“ sagte der Schäfer, „der Hund ruinirt mich! Er war es, der neulich an der Treppe vorbeilief und mich so erschreckte und heute gar — — er wittert seinen Herrn und wird mir die Leute auf den Hals hetzen! Wäre es nur Tag — ich muß die Bestie todtschießen!“

Voll Wuth über den mißglückten Raub ging er zurück und setzte sich auf den Herd.

Da öffnete das Weib, das noch immer auf der früheren Stelle saß, das Fenster, eine Gewohnheit, über die ihr Mann immer schimpfte, weil sie die Stube um alle Wärme brachte.

Er war aber diesmal so in Sorgen vertieft, daß er es nicht hörte. Er dachte daran, was daraus entspringen werde, wenn der Hund mit der Schlinge und dem abgerissenen Riemen nach Hohensprung kommen sollte.

Ein kalter Windzug machte sich in der Küche fühlbar. Er blies beinahe das Licht aus, das auf dem Küchentisch brannte. Der Schäfer, der die Ursache davon gleich errieth, rief barsch und wild: „Das Fenster zu!“ Als es nicht geschah, sprang er an die Schwelle, die das Zimmer von der Küche trennte.

Sein Weib, das auf der Bank saß, drehte sich gleichmüthig um, wies mit dem Finger durch's Fenster und sagte trocken mit ihrer ewig heisern Stimme:

„Sieh, sieh dort!“

„Was?“ fragte der Alte.

„Jemand sieht beständig herüber und will nicht herein!“

Der Schäfer fuhr wie niedergedonnert zusammen und faßte den Thürpfosten mit bebender Hand. Ihm war, als sei der Rächer einer That, schon da die er nur gedacht, nicht gethan. Kleinlaut fragte er endlich: „Wo? wo?“

Sein Weib berücksichtigte die Frage nicht und sah zum Fenster hinaus wie zuvor.

Da ging der Schäfer weiter vor und sah hinaus. Der Schnee unter dem bestirnten Nachthimmel leuchtete helle, und gegen den Weg zu, zwanzig Schritt ungefähr vom Hause, malte sich auf einer Schneewand eine Menschengestalt in halb sitzender Stellung ab.

„Kam er so weit, daß er Licht gesehen und wäre nicht weiter

gegangen? Was ist das?" fragte der Schäfer sich ängstlich und hörte nicht zu schauen auf.

So verging die Nacht. Er machte mehrmals Versuche, hinauszugehen, aber sobald die Küchenthüre knarrte, hatte der Wolfshund furchtbar zu bellen angefangen und ihn daran verhindert.

Der Schäfer ging nicht zu Bett. Früh beim Morgengrauen schlich er mit der geladenen Flinte hinaus und auf die Gestalt los, die noch immer auf derselben Stelle saß.

Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren mit einem Filzhut, im Sammtrock, einen Tornister auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand. Er war erfroren. Der Schäfer trug ihn in die Küche, nahm ihm alle Werthsachen und warf ihn dann in die Schneegrube, die über seinem Hause lag.

Es war Petrowsky. Der Unglückliche hatte, durch das Schneegestöber irre gemacht, den Weg in's blinde Thal eingeschlagen und hatte sich, erschöpft und erstarrt, angesichts des Lichts, das ihm aus der Hütte entgegenschimmerte, auf den Schnee geworfen.

Nachdem er die Unthat an dem fremden Wanderer verübt, eröffnete der Schäfer die Jagd nach dem Hunde. Aber dieser wußte sich beim Anblick der Flinte in einer vorsichtigen Entfernung zu halten. Er hatte den Riemen noch immer an sich.

Diese Jagd dauerte mit Unterbrechung bis zum Abend. Alle Schüsse hatten gefehlt und der wilde Schütz war in Verzweiflung.

Da faßte er den Entschluß, den Grafen heimzubringen, und lud ihn bei anbrechendem Abend auf den Schlitten. Apathisch, stumm in sich brütend saß der Graf da, sein Kästchen, das er nicht losließ, im Schlafrock verbergend. Die Schellen des Pferdes läuteten durch die Einsamkeit, der Hund folgte in einiger Entfernung.

Unweit vom Dorfe Hohensprung setzte der Schäfer, dem es endlich gelungen war, das Kästchen zu rauben, den Grafen Demetrius auf einem gangbaren Wege auf's Gerathewohl ab. Es ist bekannt, wie dieser in sein Schloß zurückkam und auf welche Art ihn der Hund, der den Riemen nachschleppte, angemeldet hatte.

Als der Schäfer, nach Hause gekommen und von Schätzen träumend, das Kästchen gewaltsam erbrach und durchmusterte, fand er nichts als Briefe und Amtsurkunden mit Siegeln. Er warf den Raub mit Flüchen in's Feuer.

Zwölftes Kapitel.

Der Abschied.

Die finstere Episode, die im blinden Thal gespielt, mußte auf Alle einen nachhaltig schmerzlichen Eindruck machen. Was die Wirkung auf die Gräfin betrifft, so mußte sie sich auf dreifache Art äußern. Erstlich war der unwiederbringliche Verlust der Documente constatirt, kam aber bei der hochsinnigen Denkungsart der Gräfin kaum in Rechnung; zweitens wurde das Räthsel, wie Graf Demetrius die Flucht ergriffen und wo er die Zeit verbracht, auf die einfachste Weise entziffert, und endlich fiel auf Petrowsky Licht, freilich ein trostlos fahles.

Diese drei Eindrücke wirkten jedoch in einem Grade, wie man vielleicht nicht vorausgesetzt hätte. Ohne die Rechte des Kindes in Bezug auf die verlorenen Urkunden gering zu schätzen und ohne die schuldige Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten zu entheiligen, überließ sich die Gräfin einer fast leidenschaftlichen Trauer um Petrowsky. Diese düstere Schwärmerei war um so unerwarteter, als die Gräfin in den letzten Monaten in des Malers Nähe lebte, ohne seiner irgendwie zu bedürfen. Das Herz ist eben eine für sich bestehende Welt, die ihre eigenen Gesetze hat, und seine logischesten Aeußerungen haben nicht selten das Aussehen von offenbaren Widersprüchen da, wo der Beobachter zu vorschnell urtheilt oder mit keinem Mikroskop weiter vordringen kann.

„Der Unglückliche!“ hatte die Gräfin gerufen, als van Groote den Tod des Malers berichtet hatte, und dieser Aus-

ruf war bald das Signal eines ſtürmiſchen Mitleids, bald einer ſtumm verzehrenden Melancholie geworden. Sie ſperrte ſich mehrere Tage ab. Bald durfte Niemand eine Silbe erwähnen, die ſie an dieſe tragiſchen Ereigniſſe gemahnte, bald forderte ſie, wie zur Selbſtqual, daß man die Erzählung endlos wiederhole.

Auch Hoſtiwin war von dem erſten Berichte van Groote's ſo erſchüttert worden, daß er auf eine Zeitlang den Schlag, der ſeine eigenen Hoffnungen betroffen hatte, vergaß. Er trauerte um den Untergang des Malers und um den Untergang ſeines großartigen Gemäldes. Es war ja faſt die einzige vollſtändige Manifeſtation eines ſeltenen Individuums geweſen. Bei der Erregbarkeit ſeiner Phantaſie entwuchs den Worten van Groote's ein ganzes Bild jener unſeligen Fußwanderung. Er ſah die hagere, abgezehrte Geſtalt, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, den Stock in der Hand, von einem dämoniſch ſtarken Willen getrieben, den Berg hinaufkeuchen. Er ſah, wie jeder Schritt etwas von der Kraft des Unglücklichen verzehrte, und wie er dennoch weiter ſchritt im hohen Schnee — weiter und weiter! Er war ja auf dem Wege nach Italien, dem Land der Sonne, des Azurs, der Farben! Er träumte vielleicht, wie er bald, auf einen Säulenknauf ſitzend, das Meer betrachtend, Alles, was ihn einſt geſchmerzt, vergeſſen werde. Er ging ja der Sonne zu, der belebenden Wärme! Stille, Stille ringsum! Der Waldbach, über den die Brücke führt, rauſcht nicht mehr, zu beiden Seiten des Weges ſtehen die Bäume laublos, ſtarr, die glitzernden Aeſte wie Todtenhände vorgeſtreckt, hier andere rieſig zackig, wie das Geweih des Dammhirſches. Wie die Nadeln glitzern im letzten Abendſchein, wie der Odem dampft! Vorwärts, vorwärts! es geht nach Italien! Und allmählich ſinkt die Nacht. Immer ſteiler wird die Höhe, immer matter der Schritt. Der Himmel, welcher den ganzen Tag über mit Schneewolken bedeckt war und nur düſter im Weſten glühte, thut ſich auf, und Miriaden Sterne funkeln wie Weihnachtslichter mit Diamantenklarheit herab auf die kalte Erde, auf die rieſigen Geſtalten im Schneekleide. Nach Italien! Kennſt Du das Land? Vorwärts! Doch immer mühſeliger wird der Schritt

im hohen Schnee — Müdigkeit legt sich wie Blei über alle Glieder, es flirrt vor den Augen — vergebens kämpft der Wille gegen die Natur — „nur eine Minute lang ausruhen," murmeln noch die Lippen — der Wanderer sucht den nächsten Steinblock am Wege — „rasten, rasten!" ruft er — er setzt sich — und erhebt sich vom Steine nie wieder. Er verwächst mit ihm, eine gefrorene Bildsäule. —

Van Groote wurde nicht müde, sich Vorwürfe zu machen, daß er Petrowsky im Zorne hatte fortgehen lassen. „Sagen Sie, was Sie wollen," rief er klagend, „ich bin Schuld an seinem Untergange!"

„Wer ist Schuld?" erwiderte Hostiwin düster. „Auch ich bin dann Schuld, denn auch ich reizte seinen Zorn und stachelte seine Erbitterung, ohne es zu ahnen. Erst jetzt begreife ich manche seiner Worte, die mir damals völlig dunkel waren. Kennt aber der Mensch die Folgen seiner Handlungen? Ist's nöthig, daß immer die ärgsten Folgen entstehen? Ich bin ja auch schuld an Cäcilia's Untergang und hätte doch mein Leben hingegeben, ihn zu verhindern! Lassen Sie den Streit mit Petrowsky zu einer andern Jahreszeit stattgefunden haben — und der Unglückliche lebte."

Mehrere Male beabsichtigte Hostiwin, die Gräfin zu besuchen; er wurde jedes Mal abgewiesen. Ihr nächster Freund hatte hier keinen Vorzug und stand in derselben Linie mit allen Uebrigen. Es war wahrhaftig nicht Eigenliebe, daß er sich tief gekränkt fühlte, obwohl er sich die Kränkung nicht eingestand. Er leugnete nicht selten Schmerzen, während sie aus der Tiefe des Gemüths emporbrannten, so lange, bis die Flammen über seinem Kopfe zusammenschlugen.

Eine Woche war seit jenem Abend der Eröffnungen verstrichen. Da wagte er eines Morgens, von Tobias aufgemuntert, einen abermaligen Besuch. Müde und schwermüthig, ohne jede aufregende Erwartung, stand er im Vorzimmer, während Tobias ihn bei seiner Herrin meldete.

„Ja," sagte er zu sich, „ihr Schmerz ist nichts als Liebe, die unter einer ruhigen, marmorgleichen Oberfläche geschlummert. Der Marmor ist geborsten, die Liebe ist da!"

Da öffnete Tobias die Thür und bedeutete ihn einzutreten.

Die Gräfin kam ihm einige Schritte entgegen. Ihr Gesicht war blaß, der sonst gewöhnlich heitere, freie Ausdruck um Mund und Augen von pathetischen Zügen gedämpft.

„Ich habe viel gelitten!" lautete ihre Anrede, mit einer erstarrten und gebundenen Stimme gesprochen. „Ich hätt' es selbst nicht gedacht."

Sie setzten sich.

Hostiwin fehlten die Worte. Dieser Empfang war unwillkürlich gegen alle Ansprüche seines Herzens gerichtet.

„Nur das Weib," hob die Gräfin wieder an, „kann von erster Liebe reden, beinahe kein Mann."

Sie senkte die Augen und hielt ein wenig inne. Sie schien jetzt ruhig wie zuvor, ehe sie gesprochen, aber diese Ruhe hatte etwas Gewaltsames. Hostiwin fühlte das und es machte ihn unsicher. Er wußte nicht, was noch nachkommen werde, denn in seinem bisherigen Empfange lag bei dem gegenseitigen Verhältnisse eine Anomalie. Er sah die Gräfin sorgenvoll an, als sie nach einer ganz kurzen Pause wieder begann:

„Das Jungfrauenherz schreibt seine Erlebnisse in Granit, nicht in den Sand. Ich weiß es erst, seit ich Alles dies erfahren, sonst hätte ich einmal eine Ihrer Aeußerungen nicht ruhig hingehen lassen, sondern sie auf's Heftigste bestritten."

Hostiwin horchte mit gestachelter Aufmerksamkeit zu.

Die Gräfin fuhr fort: „Sie haben einst — ich weiß wirklich nicht bei welcher Gelegenheit — gesagt, das menschliche Herz sei keine Urne. Verlassen Sie sich darauf: wer fühlt und tief geliebt, läßt die Asche seiner Empfindungen nicht in die Winde verfliegen, sondern sammelt sie und kann den schmerzlichen Schatz in diesem Leben nicht mehr vermissen. Das Herz ist eine Urne!"

Dem Schwunge ihrer Rede war eine Schärfe beigemischt, die Hostiwin's Inneres noch tiefer verwundete. Er hörte einen schweren Vorwurf und war zugleich von einer schrecklichen Antwort auf die große schwebende Frage seines Gemüthes überrascht. Er fühlte diesen Empfang wie eine Feindseligkeit, da er mit den zartesten Empfindungen der Theilnahme dahergekommen war und eine in Trauer Gestürzte

jeden Troſt abweiſen ſah, deſſen ſie nach gewöhnlicher Vorausſetzung bedurft hätte.

Er erhob ſich, der matte Ausdruck ſeiner Betrübniß wich von ſeinem Geſichte und machte den Zügen des Kampfes Platz. Er ſagte:

„Ich bin Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit dankbar, es iſt beſſer und heilſamer, das heute, als nach Wochen zu hören; nicht, weil es dann noch ſchlimmer empfunden würde, ſondern blos darum, daß meine verderbliche Täuſchung keine längere Dauer habe. Ich liebe Sie ſo heiß, daß ich Sie auch nach einem Jahre nicht heißer lieben kann: mein heutiger Trennungsſchmerz kennt ſonach kein Mehr und kein Minder. Ich werde von hier aus in die einſamen Berge ziehen und dort Troſt und Heilung ſuchen, wo ich einſt Glück und Heiterkeit fand. Sie verbannen mich — nun, ich gehe! Je heftiger ein Gegenſtand auf etwas losfliegt, um ſo heftiger fliegt er bei einem Anprall wieder zurück. Die Worte, die Sie ſoeben zu mir geſprochen, haben mich von Ihnen weit zurückgeſchleudert. Mein Entſchluß iſt raſch, aber gut. Ich werde ihn gegen mein Herz, das ſich noch furchtbar bäumt, durchzuſetzen wiſſen. Ich will die Flamme fliehen, die mich in eine unfruchtbare Glut ſetzt. Ich muß die Augen, die ſchon ſo viel Wehe über mich gebracht, von dem Bilde meiner Verehrung gewaltſam abkehren und ſie an eine Finſterniß gewöhnen, die ſeit langer Zeit mein Leben umgiebt.“

Die Gräfin hatte ihn mit großen, feſten Blicken angeſehen, und ihre Haltung ließ es zweifelhaft, ob ſie einer ſchmerzlichen Ueberraſchung Trotz biete oder einen beabſichtigten Abbruch mit allem weiblichen Muthe ausführe. Sie erhob ſich, als Hoſtiwin zu Ende geſprochen, von ihrem Sitze, gab ihm die Hand und ſagte mit entſchiedenen Bewegungen, aber mit nicht ganz ſicherer Stimme:

„Leben Sie wohl! Sie beſitzen den Muth, deſſen ich Sie ſtets fähig gehalten habe. Doch was nothwendig, iſt faſt immer ſchmerzlich.“

Sie wollte forteilen, Hoſtiwin ließ aber ihre Hand nicht los und erwiderte:

„Wie ſoll ich das deuten? Ich fürchte die Unbilde nicht,

daß Sie je sagen könnten, meine Gefühle für Sie, die so reißend schnell umschlagen, könnten nicht tief gewesen sein! Es giebt Leute, die ein elendes Dasein fristen, bis ihm endlich Krankheit ein Ende macht. Ich gehöre zu Jenen, die sich vor dem Hinsiechen entsetzen und aus einem unerträglichen Zustande mit gewaltsamer Hand befreien. Soeben habe ich einen solchen Schlag gegen mich selbst geführt. Ich habe Manches bekämpft und in mir todtgedrückt, liege denn auch diese Liebe auf dem großen Opferhaufen meiner Hoffnungen und Ideale bis zum jüngsten Tage. Auch dieser Schmerz sei in mir begraben, und die Welt soll ihn unter meinem Lächeln nicht verborgen wähnen. Ja, ich will selbst heiter scheinen — heiter wie der Comödiant, der zu Hause eine sterbende Frau und hungernde Kinder hat. Selbst Herzenskenner will ich irre führen. Es sei! Mag Niemand da sein, der meinem blutenden Herzen Beifall klatscht, als mein eigener Stolz!"

Er ließ die Hand der Gräfin los, die sich abgewandt hatte und, als sie frei war, nicht forteilte, sondern die Augen bedeckte und still zu weinen schien.

Hostiwin schwieg eine kleine Weile, dann sagte er tief bewegt, ohne sich zu nähern:

„Wenn Sie mich so hören, wie ich einer schönen, meiner letzten Leidenschaft Lebewohl sage, so bleiben Sie nicht ganz stumm. Sagen Sie nur: der Trauerton klingt wahr! Das sei die ganze Anerkennung, die mein Herz von Ihnen verlangt!"

Da raffte sich die Gräfin zusammen, sah ihn mit einer leuchtenden Kraft an und sagte:

„Ja, Sie liebten mich! Sie liebten mich, wie überhaupt ein Mann lieben kann."

Gleich darauf verschwand sie im anstoßenden Zimmer.

Er wußte nicht, ob er ihr nacheilen oder bleiben solle.

„Stürze Dich," rief es plötzlich in ihm, „in dasselbe Meer, in dem Dein Glücksstern liegt!"

Er kam nach Hause. Er hatte mit einem Male den Entschluß gefaßt, zu reisen. Dazu war er nicht geschaffen, es anzusehen, wie die Gräfin um einen Andern leide. Ihm war's, als habe ein stürmisches Meer eine Insel verschlungen, die ihm einst von der Ferne aus so schön erschien — nun hatte

er geſehen, daß ſie längſt ſchon von der Fluth unterhöhlt war, ein verwittertes Riff mit ſpärlichem Grün. Antonie hatte den Grafen jahrelang an ihrer Seite leiden ſehen, Petrowsky war durch ſie dem Untergange verfallen, und ſie ſollte je noch glücklich ſein können! Würde er im glücklichſten Falle etwas an ſeinem Herzen fühlen, als den Schlag eines müden Herzens? Was ſollten ihm die Trümmer ihres Gefühls? Zertretenes Gras erhebt ſich wieder, Blumen kann man wieder ſäen, Herzen erſtehen nicht mehr.

Er blieb den Tag über in düſterer Entmuthigung. Die Stunden vergingen wie in einem ſchweren Traum. Das Leben um ihn herum ſchien indeſſen ein Feſt. Die Baſteien waren von Menſchen überſäet, endloſe Züge offener Equipagen, zweiſpännige, vierſpännige, ſechsſpännige, fuhren Schritt für Schritt über die Ferdinandsbrücke in den Prater hinab; luſtige Frühlingskleider, ſchöne Geſichter, Cavalcaden, bald ſtolz, bald komiſch; buntgekleidete Domeſtiken, vom Bock der ſtolzen Caroſſen herunterſehend; helle, buntgeſtreifte Zelte mit Tauſenden von heiteren Menſchen; Männer mit Drehorgeln, fahrende Sänger, ſchmucke Soldaten; über all' dem wogenden Gedränge ein blauer Himmel, in der Ferne das lockende Grün — es war ein großes, lebensvolles Bild! Es ſprach nicht zu ſeinem Herzen, dies Herz war wie feſtgefroren, ein Spiegel von Eis.

Am andern Morgen verließ er mit ſeinem treuen Ismael Wien.

Dreizehntes Kapitel.

Am Almſee.

Fünf Stunden in ſüdlicher Richtung von Gmunden liegt in einem tiefen Keſſel wie in heiliger Abgeſchloſſenheit ein herrlicher See. Er iſt von einem klaren, durchſichtigen Grün,

wie Smaragd, doch dies ist nur der Wiederschein des bewaldeten Höhenzugs, der ihn von beiden Seiten einschließt, wohl auch die Farbe des zarten Teppichs von sternförmigen Moosen gewoben, der seinen ganzen, ziemlich seichten Grund bedeckt; das Wasser selbst ist von krystallheller Klarheit. An seinem Anfang nur von der Breite eines mäßigen Flusses, zieht sich der See lang hin, bis er sich allmählich erweitert und nun in einer grünen Senkung breit und offen daliegt. Im Hintergrunde thürmen sich kahl, verwittert, zerklüftet, riesige Gebirge im Halbkreis, unübersteigbare Riesen, der Elfer-, Zwölfer- und Einserkogel genannt, weil sie wie die Ziffern einer Sonnenuhr zu eben diesen Stunden von der Sonne getroffen werden. Der Eindruck des Ernstes, der Stille, der Abgeschlossenheit des Bildes ist ein unaussprechlicher.

Ein eigenthümlicher Anblick stellt sich Dem dar, der die erste Hälfte des Sees durchfährt. Auf dem vorderen, mäßig hohen Bergrücken, der den See zur linken Hand einfriedet, steht zwischen den Bäumen eine Gemse oder ein anderes Stück Wild wie festgewurzelt und schaut ruhigen Blickes auf den Reisenden herab. Sorglos vor dem Schuß lauscht das sonst so scheue Thier. Da die dahinter liegenden Berge unübersteigbar sind, getraut sich kein Wildschütz her.

An der äußersten Spitze des Sees, am Fuße der furchtbaren Gebirgsmauer, steht ein langes Gebäude, das Seehaus genannt, zugleich die Försterwohnung und zeitweilig die Herberge der Mönche von Kremsmünster, denen diese Besitzung gehört. Man tritt in eine alterthümliche Halle, in welcher jeder Schritt und jedes Wort wiederhallt. Geht man die breite, aus Ziegeln gemauerte Treppe hinan, so kommt man in einen langen Corridor und von da an eine Reihe ziemlich kahl aussehender Zimmer. Fahle Mönchsgesichter mit schwarzen Baretten und weiten Tellerhalskrausen, die Aebte von Kremsmünster seit ältester Zeit darstellend, sehen dort von allen Wänden herab. Es wäre ein traurig öder Anblick, wenn nicht die Aussicht auf den See ihn so freundlich milderte.

Es war einer der lieblichsten Juliabende. Die Sonne warf bereits schräge Strahlen auf den Wasserspiegel und die

kleine Fischerei, die in seiner Mitte liegt. Auf einer hölzernen Bank an einem morschen Tische vor dem Seehause saß ein katholischer Priester, der seiner Gesundheit wegen von Kremsmünster herübergekommen war.

Es war ein alter Mann von leidendem Aussehen, doch von schönen, feinen Zügen mit großen, klaren, offenen Augen. Mit gefalteten Händen saß er da und blickte starr vor sich hinaus in einer Haltung der Demuth und Meditation. Er war erst am Morgen angelangt und hatte die Absicht, vierzehn Tage etwa hier zu bleiben.

Da sprang ein Bauer plötzlich aus der Hausthüre hervor und rief:

„Da sehen Sie hinaus, geistlicher Herr!"

Er zeigte auf das Walddickicht rechts am Seeufer, wo ein kleiner Kahn stand.

„Was giebt's?" fragte der Priester, mehr gestört als überrascht.

„Sehen Sie den Schwarzen dort?" rief der Bauer, ein paar Schritte vortretend. „Die Schwarzen sind wohl auch Menschen, aber Niemand kann es Einem übel nehmen, wenn er sie für Teufel hält."

Der Schwarze war inzwischen in den Kahn gesprungen und hatte quer über das Wasser zu rudern begonnen.

„Ein Mohr," sagte der Priester. „Wie kommt der her?"

„Hat Ihnen der Seehauser nichts gesagt?" fragte der Bauer.

Der Seehauser hieß der Bewohner des Seehauses, ein eisgrauer Mann in Jagdkleidung, Wirth und Verwalter zugleich, der einige Minuten zuvor vorübergegangen war.

„Nein," erwiderte der Priester. „Ich bin erst seit heute früh hier."

„Ich sage mein Lebtag," sprach der Bauer, „ein Wirth hat das beste Geschäft auf Gottes Erdboden. Keinen Winkel giebt's in der Welt, den nicht der Reisende auffindet, wenn im Winkel ein Wirthshaus steht."

„Du wirst doch nicht glauben," nahm der Priester das Wort, „der Mohr sei eigens dieses Wirthshauses wegen aus Afrika hergekommen?"

„Aber ſein Herr," ſagte der Bauer. „Und das muß ein Mann ſein, dem die Ducaten aus der Taſche herauswachſen."

„Wie heißt er denn?"

„Das weiß ich nicht," war die Antwort. „Ich glaube, daß auch der Seehauſer ſeinen wahren Namen nicht kennt. Er wohnt nirgends, iſt immer in der Fremde, übernachtet täglich auf einer andern Station und verſchwindet, wie er gekommen."

„Da läßt ſich nicht ſagen," bemerkte der Prieſter, „daß er es ſich mit ſeinem Gelde bequem macht."

„Und denken Sie, geiſtlicher Herr," fuhr der Bauer fort, „ſeit ſechs Wochen läßt er ſich drüben ein Wohnhaus bauen."

„Wo drüben?"

„Dort, wo der Schwarze jetzt in den Kahn geſtiegen," war die Antwort.

„Iſt das etwa das kleine einſtöckige Haus, das ſo ausſieht wie das eines Waldbauers, mit dem Dache, auf dem heruntergefallene Steine liegen?"

„Ganz recht," erwiderte der Bauer. „Von außen ſieht es ſchlecht aus, innen aber hat es der Schwarze ſeinem Herrn ſo eingerichtet, daß es auch der Kaiſer nicht ſchöner hat."

„Ei," rief der Prieſter, „ſo will denn dieſer reiche Sonderling länger hier bleiben?"

„Für immer," antwortete der Bauer, „für immer. Der Verſtand ſteht Einem ſtill! Ha, wenn ich ſein Geld hätte, ich wüßte darnach zu leben! Nicht hieher zu Füchſen und Gemſen würde ich ziehen, ſondern nach Linz oder Salzburg und in einer großen Stadt Staat machen. Iſt es nicht wahr?"

„Es iſt eigen," ſagte der Prieſter ernſt. „Der Mann muß ſeltſame Schickſale gehabt haben, wofern er kein Narr iſt. Da ſiehſt Du übrigens, daß das bloße Geld nicht glücklich macht."

„Ei!" rief der Bauer mit lachendem Unglauben, „die leere Taſche macht's noch weniger."

„Du sprichst wie ein armer Schlucker," sagte der Priester. „Der Fremde ist jedenfalls recht alt."

„Ei bewahre!" rief der Bauer. „Jung ist er, sage ich Ihnen, jung und gesund wie ein Fisch."

„Dann bedauern wir den Mann. Ihn muß die Hand Gottes schwer gebeugt haben."

„Ach Gott," erwiderte der Bauer, „so schlimm wird es auch nicht sein. Wenn man's rund zusammennimmt, so wird ihm auch hier am Almsee nichts abgehen. Ich wollte nur alle Sonntage das Mittagsessen haben, das man ihm täglich auf den Tisch stellt!"

Der Bauer ging, sich hinter dem Ohre kratzend, in's Seehaus hinein.

Der Priester, von seinen vorigen Betrachtungen abgelenkt, verlor sich in dem neuen Gedankenzuge, den der Bauer in ihm angeregt hatte. Er wurde darin noch dadurch bestärkt, daß der Schwarze, der inzwischen immer näher herangekommen, endlich vor seinen Augen stehen blieb.

Der Mohr stemmte sich mit dem linken Knie an die Spitze des aufgefahrenen Kahns und schien Jemanden zu erwarten, während der Bauer geräuschvoll hervorkam. Der Priester erhob sich und ging langsam an den Uferrand.

Da kam ein anderer Kahn von rüstigen Armen geführt über den See daher — es führt kein Weg längs der abschüssigen Ufer, — ein stattlicher Mann im einfachsten Sommeranzuge sprang heraus, schüttelte dem Mohren die Hand, der ihm die Reisetasche abnahm, und ging dann auf das Walddickicht zu, nach welchem der Mohr mit der Hand gewiesen hatte. Der Priester und der Bauer sahen unverwandt nach, bis die Beiden hinter einer vorspringenden Felsecke unsichtbar wurden.

„Hab' ich es nicht gesagt?" rief der Bauer. „Ganz jung ist er und hat vom Kahn aus mit gekreuzten Armen in die Höhe geschaut wie Einer, der recht gut weiß, daß Alles für sein Geld zu haben ist."

Ohne ein Gegenwort abzuwarten, rannte er in's Seehaus und alarmirte dessen Bewohner, denen die Ankunft des erwarteten Fremdlings unbemerkt geblieben war. Der See-

hauser und seine Tochter, ein Mädchen, nicht mehr in der ersten Blüthe, doch voll Ueberreste ehemaliger Schönheit, tauschten ihre Arbeitskleider schnell um, damit sie ihren Miethsmann in würdigerer Erscheinung begrüßen könnten.

Der Fremde war inzwischen im Waldhause angekommen und schien sehr ungeduldig, seine neue Wohnung zu sehen. Ihre Anordnung war ungefähr folgende:

Durch ein Vorhaus, in welches das Licht durch die farbigen Gläser des vergitterten Thürfensters fiel und das mit schwarz und weißem Marmor schachbretartig getäfelt war, trat man in ein Vorzimmer und hierauf in ein größeres Gemach, das Ismael seinem Herrn als Sitzzimmer bestimmt hatte. Hier stand die ausgewählte Bibliothek Hostiwin's, hier hingen seine liebsten Bilder, hier sah man, an den Wänden geschmackvoll aufgestellt, die Gewehre, die er am liebsten getragen, und Waffen, die er unter verschiedenen Himmelsstrichen gesammelt. Stühle, deren Gerüst aus Hirschgeweihen gebaut, ein runder Tisch und ein Büreau am Fenster vollendeten das übrige Ameublement. Ein schwerer englischer Teppich, welke Blätter auf grünem Grunde vorstellend, deckte den Boden. Vor dem Kamin stand als Schirm ein ausgebälgter Lämmergeier mit ausgebreiteten Schwingen auf Füßen von Bronze.

Ein paar Schritte, und man war im Schlafzimmer. Hier hatte Ismael's orientalische Phantasie freier gewaltet. Ein niedriges Bett, fast ebenso breit wie lang, war von Vorhängen von violettem Sammt beschattet. Eine Decke von feinem Kameelhaar, mit Blumen von allen Farben gestickt, wie man sie in den Bazars von Constantinopel findet, lag darüber gebreitet. Vier hohe Fauteuils standen in diesem engen Gemach. Die schweren Sammtvorhänge, die aus geschnitzten und vergoldeten Karniesen herabhingen, konnten das Licht des Tages völlig ausschließen, aber die farbige Ampel, die von der Decke herabhing, verwandelte es, wenn man die Lampe darin anzündete, in eine phantastische Zelle. Ein mächtiges Löwenfell, fast goldgelb von Farbe, lag, die Tatzen ausgebreitet, vor dem Bette.

Hostiwin blieb in der Mitte des Gemachs stehen und

wandte sich dann zu seinem Diener, der, einer Anrede harrend, an der Thüre geblieben war. „Du meinst es gut," sagte er, „doch Du hast allzu viel von dem, was mich sonst gefreut, in diese Einsiedelei gebracht."

Ismael sprang gleichsam mit einem Satze auf seinen Herrn zu, ergriff seine Hände und drückte sie in heftiger Bewegung an seine Brust.

„That ich Unrecht?" sagte er. „Nein, Sie dürfen nicht Allem entsagen, Sie, der reiche Mann, der Glückliche, der Beneidete! Hätte ich Ihnen da eine Moosbank hinstellen sollen und einen Krug mit Wasser dazu? Sie sind der Freiherr von Hostiwin."

„Ich bin's," sagte Hostiwin düster. „Doch, wie mir scheint, nur noch dem Namen nach. Zeige die anderen Zimmer."

„Diese sind einfach, ganz einfach!" rief der Mohr. „Ein Büßer könnte darin wohnen."

Eine eiserne Wendeltreppe führte aus dem Schlafzimmer in das erste Stockwerk. Ismael hob die Fallthüre, befestigte sie und schritt voran. Ein größeres Speisezimmer, dessen Tapeten Eichenholz nachahmten, füllte fast den ganzen Raum des Hauses. Es war ein lichtes, freundliches Gemach mit einem Balcon, der die Aussicht auf den See hatte. Daneben lag Ismael's Zimmer.

Hostiwin trat auf den Balcon, blickte auf die Tannen vor ihm und auf den See, den der letzte Schein der Abendröthe bestrahlte. Eine Glocke hallte aus der Ferne herüber, abgebrochene Klagen eines Hirtenhorns tönten manchmal dazwischen, dann ward Alles still. Durch Hostiwin's Seele ging es wie die vollste Musik, eine erhabene Elegie, ein Gemisch von Klage und Hymne.

„Wir gehen Alle denselben Weg," rief er endlich. „Nur macht ihn nicht Jeder so energisch durch wie ich. Wir fangen Alle im Gewühl an und enden in der Einsamkeit. Ich habe gelebt wie nur irgend ein Sohn dieser Erde, wollte Alles genießen, als wäre die Welt für mich geschaffen. Welche Zerstörung habe ich rings um mich her angerichtet, wie viel Schuld auf mich geladen! Nehmt, ihr Berge und

Wälder den Einsamen auf, der auf die Welt verzichtet und auf alle Freuden, die sich so grimmig rächen! Willkommen Weltabgeschiedenheit und Einsamkeit! Empfangt mich, mächtige Alpen, in denen ich die schönsten Tage meines Lebens einst verbracht. Schön, wofern etwas schön, woran die Reue mäkelt und was so viel Jammer hinterläßt. Immerhin schön — wenigstens waren es selige, mächtige Augenblicke! Heiter war ich in diesen Bergen, voll übermüthiger Jugendkraft, maßlos wie einer dieser quellenreichen Berge, die Jahr aus Jahr ein ihre Kataraкte nähren! Doch — ihr Alpen wart ebenso gut Zeugen meiner Schmerzen, meines Grams! Meinen Schreckruf wiederholte der Sonnenstein, als die unglückliche Cilly von dem Rasenden in die Tiefe gebohrt wurde, und unter den abstürzenden Felsen des Gotthardt und der Reuß beklagte ich den edelsten der Freunde, als der Wagen mit seiner Leiche vor meinen Augen dahinrollte. In Tyrol traf ich durch die seltsamste der Fügungen seine Tochter. Eine liebliche Täuschung lächelte mich an, meine Jugend, schien es, wollte zurückkehren. O, ich habe den Fluch, der den Fürsten getroffen, auch auf mich gezogen, und dies unscheinbare Waldhäuschen, hier in der Oede, in der Gebirgswildniß, ist meine Villa Pedrocchi geworden. Alpen, ihr saht den Vulkan, seht jetzt den Gletscher! Kalt, erloschen, die letzte Glut erstickend, sag' ich der Welt Lebewohl! Und Ihr, Frauen, hinweg auf ewig mit Euren Sirenenaugen!"

In diesem Augenblicke trat der alte Seehauser mit seinem Weibe und seiner Tochter ein. Hostiwin hieß sie auf die kostbaren Stühle sich setzen, was die Familie auch nach langem Sträuben that.

Der Seehauser, der mit seinen gutgemeinten Begrüßungen lange nicht zu Ende kommen konnte, sagte zum Schlusse: „Gnädiger Herr, Sie werden nicht glauben, daß wir uns Ihrer erinnern, als Sie einmal bei uns übernachtet haben."

„Das wäre stark," sagte Hostiwin, der dabei verwundert einen Blick auf Frau und Tochter warf, die Beide stumm, aber mit theilnehmenden Mienen da saßen. „Ich erinnere

mich wohl, vor langer Zeit nach einer Jagdpartie mit Freunden an den Almsee gekommen zu sein; doch jede nähere Beziehung ist mir aus der Erinnerung geschwunden."

„Mein Gott," sagte der Seehauser, „es müssen wohl zehn Jahre oder noch mehr her sein. Da kamen Sie mit drei oder vier anderen Herren und waren bei uns so lustig, daß wir Alle unsere Freude daran hatten. Sie waren Alle voll böser Streiche, und Sie, gnädiger Herr, am meisten! Weißt Du noch, Kathi," wendete er sich an seine Tochter, „wie Du von der Mutter ausgezankt wurdest?"

„Ich weiß Alles noch genau," gab das Mädchen zur Antwort. „Ich stand eben im Seehaus und stäubte die alten Oelbilder ab. Ich stand auf einem Tische und war mit meiner Arbeit beschäftigt, als ich einige Schritte auf der Treppe hörte. Noch ehe ich Zeit hatte, mich umzusehen, wurde ich rückwärts unter die Arme gefaßt und in der Luft gehalten, während ein Zweiter vorsprang und mir, wehrlos wie ich war, einen Kuß gab —"

„Und dieser Zweite waren Sie, gnädiger Herr!" sagte der Seehauser lachend.

„Und da kam die Mutter und schalt —"

„Möglich, möglich!" murmelte Hostiwin, halb verdrießlich, halb zum Lächeln geneigt. „Ich war damals jung — heute —"

„Sie hatten auch," ergriff Kathi lebhaft das Wort, „einen goldenen Fisch an Ihrer Uhrkette, der mir so sehr gefiel — besinnen Sie sich —"

„Kind, Kind! ich weiß gar nichts mehr davon," sagte Hostiwin, von dieser Reminiscenz aus alten Tagen unangenehm berührt.

„Den Fisch," sagte das Mädchen, „haben Sie mir geschenkt und sagten: Der gehört Dir, kleine Wassernixe — da, da!"

Sie zog hastig eine Schnur unter ihrem Tuche hervor und zeigte einen kleinen goldenen Fisch.

„Er ist's"! sagte Hostiwin.

Kurz darauf entfernte sich die Familie, und die kleine Episode ließ in Hostiwin's Brust einen wehmüthigen Nach-

klang zurück. Er ſah an ihr, wie er ſonſt geweſen und heute war. O die Zeit, die Zeit!

Vierzehntes Kapitel.

Der Dämmerungs-Falter.

Man hätte glauben ſollen, daß ſich Hoſtiwin nicht lange von dem melancholiſchen Reize ſeiner Einſamkeit hätte gefeſſelt fühlen können. Die Luſt, der Welt zu entſagen, iſt eigentlich in ſolchem Alter nur eine poetiſche Idee des Unglücks. So lange ſich das Gemüth tief gedrückt und eng gebunden fühlt und an die Stacheln und Bande der Welt ohne Unterlaß erinnert wird, kann man gar wohl eine gewiſſe Befriedigung empfinden, von dem Schlachtfelde fern zu leben, wo man ſeine Wunden geholt, und ſcheu zurückbeben, ſich neuen Angriffen auszuſetzen; darum entſagt man dem Kampf doch nicht für immer.

Einige Wochen waren vergangen. Hoſtiwin fühlte ſich von Tag zu Tag in der Gebirgseinſamkeit heimiſcher und bürgerte ſich darin ein, als hätte ihn das Geräuſch des großen Lebens nie angezogen. Die Lectüre ausſchließlich düſterer Autoren aller Literaturen war, wenn man kleine Spaziergänge im Gebirge abrechnet, ſeine ausſchließliche Beſchäftigung. Der Spruch, daß ſich die Gegenſätze berühren, bewahrheitete ſich auch da. Der Held des Genuſſes war nahe daran, ein Anachoret zu werden. Seine ſonſt freie und heitere Weltanſchauung wurde von dem Sturmgewölk eines finſtern Peſſimismus immer mehr verdunkelt.

Zwei Wochen waren dahingegangen, ohne daß er mit jemand Anderem als mit Ismael ein Wort gewechſelt hätte. An mehreren aufeinanderfolgenden Tagen hatte ihm des Seehauſers Tochter alle Morgen einen Strauß von Edelweiß,

Alpenrosen und gelben Alpenprimeln, den schönsten Hochgebirgsblumen überbracht, ohne daß er sich bewogen fühlte, der Ueberbringerin persönlich ein Dankeswort zu sagen. Der Seehauser nahm endlich an, daß sich der Fremde durch die vorlaute Anekdote seiner Tochter, an welcher er sammt seinem Weibe Theil genommen, verletzt gefühlt habe. Die Leute blieben dabei, obwohl Ismael, um sie zu beruhigen, ihnen andeutete, daß sein Herr gemüthskrank sei und den deutlichsten Beweis seiner Mißstimmung schon dadurch gebe, daß er sich hier niedergelassen oder vielmehr hier eingesperrt habe. Kathi und ihre Eltern trösteten sich erst ein wenig, als sie es kurz darauf erlebten, daß auch andere Frauenspersonen das Opfer von Hostiwin's übler Laune wurden.

Wie einsam und abgelegen nämlich auch der Almsee ist, so kommen in der schönen Jahreszeit doch manche Ischler und Gmundner Badegäste herüber. So ereignete es sich auch, daß an einem Morgen zwei mit Orden decorirte Herren mit mehreren Damen, worunter einige von besonderer Schönheit, ankamen. Sie hörten von dem seltsamen Bewohner des Waldhauses und vernahmen, als sie sich näher nach ihm erkundigten, einen in ihrer Vaterstadt allbekannten Namen. Sie ließen sich anmelden, wurden jedoch unter einem ganz eitlen Vorwande zurückgewiesen. Dieser Fall blieb nicht der letzte.

Ismael, der oft des Abends auf eine Stunde ein Glas Oesterreicher-Wein im Seehause zu trinken kam, mußte immer das Benehmen seines Herrn commentiren. Es stieg oft über die Macht seiner Dialektik, eine Erklärung zu geben, die Hostiwin nicht nahe trat und den Zuhörern genügte. Eine unvortheilhafte Sensation erregte es eines Tages, als er, von einer Weinlaune verlockt, auf die gegenwärtigen Ansichten seines Herrn über das schöne Geschlecht zu reden kam und eine der letzten Aeußerungen desselben anführte. Als Hostiwin letzthin auf einem schmalen Fußsteige einigen Damen begegnet war, hatte er gesagt: „Lieber wollte ich ein wildes Thier hier treffen, als ein Weib." Die Leute mußten dies als Verrücktheit ansehen.

Etwa drei Wochen nach seiner Ankunft saß Hostiwin in

der Abenddämmerung auf seiner Stube, auf dem Stuhle hingestreckt. Bei ihm war es ganz finster, weil die nahen Bergwände und das anstoßende Tannengehölz hier das Tageslicht weit früher als draußen raubten. Er sah durch's Fenster auf den See und die Alpen hinaus und träumte vor sich hin. Der See glänzte noch, und auf den Bergen spielten die letzten schönsten Farbentöne des Sonnenuntergangs. Es war ganz still, nichts bewegte sich, nur der Pfiff eines einsamen Vogels kam dann und wann aus der Ferne herüber. Da klang's plötzlich in Hostiwin's Zimmer, wie eine vom Wind berührte Aeolsharfe, lieblich, süß und geisterhaft verhallend. Es war keine Täuschung. Schon wieder der Ton! Hostiwin sah sogleich links auf die Wand. Dort hing eine Zither, die aus einem unbekannten Anlaß erklungen war.

Wie ein Geisterruf wirkte der vernommene Ton auf sein Herz.

Die Zither war Cilly's Instrument und fast das einzige sichtbare Andenken an sie in seiner einsamen Wohnung. Das Mädchen hatte sie trefflich zu spielen verstanden, und er hatte diese, den Ausdruck der tiefsten und zartesten Empfindung hinausbebenden Töne oft gehört, wenn er in seinem Garten in Böhmen saß.

Seit Jahren schon war das Instrument fast ohne Seele und todt, erst am heutigen Tage hatte es von selbst erklungen. Bewegt, von mächtigen Erinnerungen durchfahren, wandte Hostiwin seinen Kopf wieder, als ein großer Dämmerungsfalter zum Fenster hinausflog.

Dieser Falter hatte an den Saiten mit seinen Flügeln gestreift, es war offenbar. Hostiwin aber nahm es wie eine Mahnung, wie eine Aufforderung zur Erinnerung. Er hatte hier dem Schlauplatze seiner Jugendjahre so nahe geweilt, ohne den Drang zu empfinden, hinauszugehen und das alte Schlachtfeld der Leidenschaften mit Augen zu betrachten.

„Geh hin!" rief es plötzlich in ihm.

„Sieh es lieber nicht!" rief es eine Weile später, als müsse er fürchten, die alten Wunden wieder aufzureißen.

Der Abend verging, ohne daß er einen Entschluß gefaßt hätte. Er legte sich spät nieder. Ein Schwall von Träumen

wilder und ängstlicher Natur durchbebte ihn die ganze Nacht hindurch. Er ging über jähe Pfade, in ewiger Gefahr hinabzustürzen. Er rang mit Wasserfluthen, er fühlte sich gefangen, geknebelt und in einem tiefen Keller auf feuchtem Boden liegen. Alles, was ihm hold war, war todt, er hatte keinen Freund, um die Hoffnung auf Befreiung zu nähren. Er wagte den tollsten Fluchtversuch. Er gelang, ohne daß er sich aber in dem schauerlichen Walde, in welchen er gelangt war, leichter gefühlt hätte, als kurz zuvor im Verließe. Da dämmerte ihm ein Licht entgegen, das immer stärker hervorschimmerte, bis plötzlich vor seinen erstaunten Augen ein einsam stehender Palast von seltener Größe und Pracht stand. Hundert Fenster waren erleuchtet, wie bei einem großen Feste. Er rannte hinein, kein Mensch zeigte sich, er flog die Marmortreppe hinan, er öffnete bald diese, bald jene Thüre, doch Alles war leer. Müde, abgehetzt von dem erfolglosen Hin- und Herlaufen, sank er auf den kalten Estrich eines Corridors nieder. Ihm war wieder zu Muthe, wie früher im Verließe. Endlos lang schien ihm dieser Zustand, als er mit einem Male eine weibliche Stimme aus einiger Entfernung seinen Namen rufen hörte. Er zuckte auf, er blickte empor, er glaubte die Stimme unfehlbar zu kennen.

„Das muß Antonie sein," dachte er halb am Boden emporgerichtet, vor Hoffnung zitternd, in fieberischer Erwartung.

Schon ließen sich Fußtritte vernehmen, schon rauschte ein Seidenkleid, eine Gestalt kam zum Vorschein, sich ihm nähernd; die Gestalt war die der Gräfin.

„Sie ist es!" rief er, als sie vor ihm stehen blieb und ihm die Hand reichte.

Er faßte ihre Hand, sprang empor und wollte sich in die Arme seiner Retterin stürzen. Da durchfuhr ihn ein Schrecken, er trat zurück, er wollte sich aus ihrer Hand winden. Er glaubte, das sei nicht die Gräfin.

„Ich bin es," sagte die Gestalt.

„Nein, nein!" rief er, „Du bist alt, Deine Locken sind grau, Deine Stirne ist gefurcht. Wie schnell, wie wunderbar

ſchnell biſt Du vor Gram um Petrowsky ſo alt geworden! Bekränze ſein Grab, mich aber laß auf ewig los!"

Er ſtürmte aus dem Palaſt hinaus und irrte im dunkeln Walde.

„Wenn es nur Tag wäre und ich wüßte, wo ich bin," rief er, die Hände verzweiflungsvoll auf ſein Geſicht ſchlagend.

Da rauſchte es vor ihm her, als wenn leichte, ſanfte Wellen ſich am Ufer brächen, er blickte auf und ſah einen See vor ſich, einen See mit rieſengroßen Felſen im Hintergrunde. Der Himmel war voll Sterne und der Mond ſtieg mit ungewöhnlicher Schnelligkeit am Horizont empor.

„Ich bin ja," ſagte Hoſtiwin freudig erſtaunt, „im Buſchacker Wäldchen. Guten Abend, mächtiger Traunſtein! Und dort — die Landzunge von Traunkirchen! Soll ich mich in den See ſtürzen und hinüberſchwimmen?"

„Hoſtiwin!" rief es hinter ihm mit lieblicher freudeerhöhter Stimme.

Ein Alpenmädchen, zauberiſch ſchön, von Mondſtrahlen geiſterhaft idealiſirt, flog aus dem Wäldchen in ſeine Arme.

„Haſt Du lange gewartet?" ſprach ſie, an ſeiner Bruſt ruhend.

„Du biſt es!" rief er in höchſter Extaſe. „Wie dünkelhaft weiſe war ich, mit meines Gleichen zu glauben, die Todten kämen nicht wieder!"

Da erfolgte ein furchtbarer, betäubender Knall, wie wenn der ganze Traunſtein in die Luft geſprengt worden wäre, und der Mond fiel pfeilſchnell vom Himmel herunter in's Waſſer.

Hoſtiwin fuhr aus dem Schlaf empor, es war heller Tag, die Sonne hatte ſchon die Bergwände überſtiegen und drang durch die Gardinenlücken in's Zimmer.

„Welche Träume!" rief Hoſtiwin, aufſtehend. „Noch ſteht Alles, was ich geträumt, vor meinen Sinnen."

Dieſe Träume waren das Product ſeiner Stimmungen, die ſich in einer bizarren Symbolik verkörpert hatten. Die Gräfin, die nächſte Quelle ſeines Leidens, malte ſich ſeine Phantaſie alt, als ſollte ihn die Vorſpiegelung tröſten, das, was er nicht erlangen könne, ſei kaum begehrenswerth geweſen.

Cilly's Zither, die gestern erklungen, und die vor dem Schlafengehen sich daran knüpfenden Gedanken hatten die andere Traumerscheinung wachgerufen.

Als Ismael eine Weile später in's Zimmer getreten war, sagte Hostiwin: „Ich hätte Lust, nach Traunkirchen zu fahren."

„Wie?" gab der Mohr erstaunt zur Antwort. Eine Gegenbemerkung wollte sich von seinen Lippen losringen.

„Laß es gut sein," sprach Hostiwin. „Sieh, ob ich einen Wagen erhalten kann."

Nicht lange darauf stand ein Wagen am unteren Ende des Sees in Bereitschaft. Hostiwin hatte einen Jagdrock angezogen und erschien zu Ismael's Ueberraschung mit einer Flinte auf der Schulter.

„Erwarte mich morgen Abend," sagte er einsteigend. „Doch — was seh' ich? Du hast Dich angekleidet, als ob Du mitgingest. Unmöglich! Glaubst Du denn, ich gehe, um zu jagen? Mein Jagdrock soll mich nur unkenntlich machen. Wenn ich aber mit Dir käme, so gelänge es mir nicht, unbekannt zu bleiben. Wie gerne wollte ich," rief er mit Schmerz, „daß man Dich und mich in Traunkirchen erkennen dürfte!"

Der Wagen rollte fort.

Es war Nachmittag, als Hostiwin in Gmunden ausstieg. Er sah sich auf dem Platze um, es war Markt und wimmelte von Leben. Er gedachte der Stelle, wo er Cilly in einem ähnlichen Gewühl angesprochen, er sah sie mit dem Korbe auf dem Kopfe in die Gasse gegen Traundorf zu verschwinden. Er dachte an das Landhaus auf der Höhe, das er bewohnt, und den Garten, wo er ihr zuerst von seiner Liebe gesprochen. Erinnerungen lauschten hinter jeder Mauer, hinter jeder Baumgruppe, hinter jedem Hügel hervor, um auf sein Herz zu zielen.

Mehr gedrängt als freiwillig blieb er nur so lange, bis er einen andern Wagen nach Traunkirchen gefunden hatte. Es war ein schöner Sommertag, der Himmel ganz Azur, Felsen und Wälder von Sonnenschein überstrahlt, der See tief dunkelblau gefärbt, trotzdem lag für Hostiwin auf Allem eine sanfte Melancholie, als er die Bucht von Altmünster zu um-

fahren begann und die alten bekannten Landschaften wieder überblickte.

Die Poesie irgend eines Ortes beruht fast immer nur darauf, welche lebendige Gefühlswelt wir dahin mitbringen, oder was wir an einem Orte erleben. Für Hostiwin, der alle Seen der Schweiz und Italiens kannte, gab es doch nur einen See: den Traunsee. Trotzdem er ihn vermied, hatte er, um sich ihm nahe zu wissen, die desolate Einsamkeit des Almsees zu seiner Wohnstätte erkoren. Hier, wo sich seine verwegenene Leidenschaft zur höchsten Höhe gegipfelt, hier zwang ihn ein inneres Schicksal, sein Leben zu schließen, und wie man eine düstere Kapelle auf einer Stelle erbaut, an welcher böse Thaten begangen und Opfer gefallen sind, so hatte sich Hostiwin hier seine Einsiedelei erbaut.

Der Wagen näherte sich dem Buschacker Wäldchen. Eine heftige Bewegung ging dem Anblick des Ortes selbst voraus. Von dort war er einst wie der Räuber mit seiner Beute fortgeeilt. Dort angekommen, ließ er unter einem Vorwand halten und stieg aus.

Ihn überraschte seine Ruhe. Die Aufregung hatte sich gelegt, er sah sich um, halb versteinert, halb geschmolzen. Er stieg auf den Uferrasen hinan, um die Stelle zu suchen, wo wahrscheinlich der Kahn gestanden, den Ismael zur Täuschung der Welt umgestürzt und den Wellen überlassen hatte. Da erblickte er einen Forstmann auf einem Holzstamm sitzend, der ihn sogleich durch eine Anrede störte.

„Erlauben Sie eine Frage: Sind Sie ein Jäger von Profession?"

„Warum?" fragte Hostiwin, den Mann musternd.

„Es wäre mir lieb, wenn Sie es wären," erwiderte der Andere. „Dann könnte ich Sie muthig um einen Dienst ersuchen."

„Halten Sie nur einen Jäger für gefällig?" sprach Hostiwin. „Verlangen Sie, was möglich ist."

„Ach Gott," sagte der Forstmann, „mein Fuß ist verstaucht. Ich bin oben im Walde gefallen und bin, ohne es viel zu beachten, weiter gegangen. Jetzt kann ich nicht mehr

fort. Ich wollte Sie bitten, mich nach Traunkirchen mitzunehmen, damit der Bader nachsieht."

„Wir wollen keine Zeit verlieren," sagte Hostiwin und half seinem Gast in den Wagen. Er wußte selbst nicht, ob ihm die Störung seiner Betrachtungen unangenehm oder willkommen war.

„Bleiben Sie in Traunkirchen?" fragte der Forstmann unterwegs.

„Nicht lange," war die Antwort. „Ich nehme mir einen Kahn und fahre nach Ebensee."

„Wohl nach Ischl?" bemerkte der Forstmann, von der ernsten, herrischen Miene seines Nachbars, die gegen den einfachen Jagdrock seltsam abstach, etwas eingeschüchtert.

„Möglich!" sprach Hostiwin.

Diese kurze Antwort lähmte die Fortsetzung des Gesprächs. Man kam in Traunkirchen vor dem Wirthshause an.

Der Forstmann hinkte in die Gaststube, um die ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, Hostiwin nahm draußen vor dem Hause auf einer Bank Platz.

Hier war er an jenem Frühlingsnachmittag mit der Familie Kalkhausen und Eugenie gesessen. Alles war noch wie vordem. Der heilige Nepomuk stand noch immer auf seinem halbzertrümmerten Postamente, sein Christusbild im Arme haltend, wie ein Mädchen seine Puppe. Einige alte Frauen, die ihre Wäsche wuschen, waren das einzige Lebendige auf dem Platze. Die Hütten standen unverändert im Kreise herum — nur das Haus des Arztes war am Ufer emporgewachsen. Groß und ernst sahen von allen Seiten die Berge herab.

Dorthin, dorthin, wo sich die Felsen zusammenzuschließen schienen, schweiften Hostiwin's Blicke fortwährend; hinter diesen Steinportalen waren Sebastian und Cäcilia in die Tiefe gefahren, während auf der Höhe rechts die Freudenfeuer brannten. So viel lag dazwischen — Scenen bunt und abenteuerlich genug, um ein ganzes Leben auszufüllen, aber dieser Moment stand noch, wie erst gestern erlebt, vor seiner Seele.

Wie das erste Mal kam der Wirth blitzschnell hervor.

Es war derselbe Mann, nur mit grauerem Haar und gekrümmterem Rücken. Er wollte ein Zimmer aufschließen, dem Gast ein Diner vorsetzen — es war dieselbe zudringliche, kaum abzufertigende Natur. Hostiwin blieb ihm gegenüber fremd, hochmüthig sogar, und beantwortete seine Begrüßungen, Einladungen und Aphorismen über Welt und Leute nur mit einsilbigen Worten.

Sehr unangenehm war es Hostiwin, als der Mensch mit dem Kaffee herbeikam und ihn lange von oben bis unten musterte; er wußte, daß Wirthe ein seltenes Gedächtniß für die Physiognomieen Derjenigen zu besitzen pflegen, die einmal in ihrem Hause eingekehrt. Er wurde erst ruhiger, als der Mann mit seinem Fremdenbuch erschien und um Einzeichnung des Namens bat. Er bediente sich noch immer seiner alten Phrase: daß sich in dem unscheinbaren Buche die Namen befänden der höchsten Herrschaften, berühmter Dichter, kaiserlicher Räthe und Herren aus der ganzen Welt.

„Ich reise nur durch," sprach Hostiwin, die Einzeichnung ablehnend, und ließ den sich zurückziehenden Wirth in schmerzlicher Ungewißheit, ob er nun die Zeche bürgerlich oder adelig stellen solle.

Im Wirthshause und außer demselben sammelten sich allmählich die vom Gmundener Markt heimkommenden Leute. Lange schon sah sich Hostiwin von einigen Bauernjungen umstellt, die ihn auf das Neugierigste angafften. Bei vielen war es nicht Neugier allein, sondern auch Erwartung einer Spende, an welche sie von durchreisenden Fremden gewöhnt waren.

Hostiwin, der lange nach dem Sonnenstein hingestarrt hatte, warf plötzlich einen Blick auf diese Knaben. Einer derselben fiel ihm, sowohl durch seine hervorstechende Schönheit, als durch seinen schmucken Anzug auf, im Gegensatz zu seinen zerrissenen und ordinär aussehenden Kameraden.

Der Junge, etwa vier Jahre alt, merkte es gleich, daß er dem Fremden auffiel, und wiegte bald verlegen, bald freundlich schmunzelnd das Köpfchen.

„Komm her," rief ihm Hostiwin auf's Freundlichste zu. Der Knabe näherte sich.

Er trug ein grünes, spitz zulaufendes Hütchen und ein Jäckchen mit grünen Litzen, wie ein kleiner Jäger, dazu schwarze Lederhosen, die bis an's Knie reichten, blaue Wollstrümpfe und feste Schuhe mit Nägeln besetzt. Sein Gesicht, mit allen Farben der Gesundheit, war das lieblichste Kindergesicht, das man sich denken kann. Ein graulinnenes Säckchen hing ihm um die Schulter, eine Schiefertafel und ein großes Stück Pappendeckel, mit den Buchstaben des Alphabets bedruckt, sah aus dem Säckchen heraus.

„Du betrachtest meine Flinte, Kleiner," sagte Hostiwin, „hast Du schon solche Lust am Jagen?"

„Große Lust hätte ich," sagte der Knabe mit komischem Ernst.

„Rehe und Hirsche sind doch so hübsche Thiere," entgegnete Hostiwin. „Wäre es nicht besser, man ließe sie leben?"

Der Knabe schien diese Ansicht zu mißbilligen, getraute sich aber nicht, dem „Stadtherrn" eine Einwendung zu machen.

„Wie heißest Du?" fragte Hostiwin.

„Wastel," antwortete der Knabe mit Befangenheit.

„Wastel?" sagte Hostiwin mit ziemlicher Ueberraschung, „das ist so viel wie Sebastian. Was hast Du denn da im Säckchen?"

„Den Hahn!" sagte der Knabe mit großem Ernst und zog den Pappendeckel ein bischen hervor.

„Das ABC. Da bist Du am Anfang aller Weisheit. Aha, oben ist ein Hahn hingemalt. Was soll er bedeuten?"

„Daß man früh aufstehen muß."

„Du gehst wohl recht ungern früh aus dem warmen Bett heraus?"

„Nein, nein! Es singen früh die Vögel so lieb!" sagte Wastel sehr ernsthaft.

„Ein liebliches Kind," dachte Hostiwin und setzte den Knaben auf die Bank zu sich. „Welche großen dunkeln Augen er hat," sprach er weiter. „Solch ein Kind zu haben, ist doch ein großes Glück, ein großes Glück!"

Der Knabe merkte mit dem feinen Instinct der Kinder, daß der Fremde ihm wohl wolle, und blieb ruhig sitzen.

Hostiwin faßte seine Hand, streichelte sein Haar und drückte ihm einen Kuß auf die vollen blühenden Wangen.

„Was ist dies?" fragte er, indem er einen Ducaten hervorzog und ihm ihn in die Hand drückte.

„Ein goldener Kreuzer!" sagte der Knabe, über das Geschenk glücklich. Plötzlich aber, eben da Hostiwin Ursache hatte eine dauernde Freundschaft des Jungen zu hoffen, schob sich dieser von der Bank und riß aus, indem er rief:

„Der Vater, der Vater!"

Hostiwin sah ihm nach, bis er knapp an einer Ecke einen großen, starken Mann einholte und mit demselben gegen die Kirche zu verschwand.

In demselben Augenblicke ließ sich eine Stimme im Rücken Hostiwin's aus dem Fenster der Gaststube also vernehmen:

„Ich habe zugesehen! Sie sind ein rechter Kinderfreund."

Hostiwin sah sich um und erkannte den Forstmann.

„Gut, wenn Sie mich so nennen wollen," sagte Hostiwin. „Den schönsten und anscheinend wohlhabendsten Knaben habe ich geherzt und geküßt und den Haufen seiner Kameraden durch diese Bevorzugung wohl recht traurig gemacht. Doch — das muß ich verbessern."

Er vertheilte an die übrigen Jungen eine Handvoll Silbergeld.

„Sie haben Recht," sagte der Forstmann, dem diese Großmuth oder dieser Reichthum imponirte. „Den reichsten Knaben haben Sie an sich gezogen. Der hat Geschenke wahrlich nicht nöthig. Sein Vater ist ein reicher Mann, der Krähbauer."

Hostiwin erbleichte. Der Name Sebastian hatte schon eine flüchtige Erinnerung an diese Familie in ihm wachgerufen.

„Wie ist sein Familienname?" fragte er.

„Man nennt bei uns die Leute nach dem Hause oder dem Hofe, in welchem sie wohnen," war die Antwort. „Der Vater dieses Kindes ist der Sohn eines Bauern aus der Siegesmühle — Vincenz —"

Hostiwin schwieg tiefbetroffen und that, als wisse er von

den näheren Umständen nichts, während der Forstmann fortfuhr:

„Ein Sohn vom Manne im Grund. Er stammt aus einer Familie, die einmal viel von sich reden gemacht —"

Hostiwin konnte dem Sprecher nicht in's Auge sehen. Er sagte unsicher: „Wirklich, wirklich!"

„Vincenz ist übrigens," erzählte der Jäger weiter, „ein seltsamer Kauz; wunderlich, voll Aberglauben und denkt, er stehe mit Geistern in Verbindung. Ja noch mehr solch' dummes Zeug —"

„Was Ihr da sagt?" rief Hostiwin, dem plötzlich Alles einfiel, was Wallmerode vor Jahren über seine Begegnung mit Vincenz und den abenteuerlichen, abergläubischen Zug seines Charakters erzählt hatte.

„Uebrigens," sprach der Forstmann, „ist er eine kreuzbrave, ehrliche Seele! Das muß ihm sein Feind lassen. Die verrückten Gedanken hat er erst seit der Geschichte mit seiner Schwester. Er wird gleich herkommen —"

„Gut, gut," warf Hostiwin hin, sich schnell erhebend. „Danke, danke, meine Ruderer warten."

„Der Dank ist an mir," rief der Forstmann nach, während Hostiwin dem Ufer zueilte.

Er glaubte es nicht wagen zu können, Vincenz zu begegnen. Ein Versöhnungszug rieth ihm, die Begegnung zu suchen, wurde aber von der beinahe sichern Voraussicht, in Cilly's Bruder den erbittertsten Feind zu finden, zurückgedrängt.

„Er war es gewiß, der einst nach mir schoß," sagte er, als er im Kahne saß. „Doch ich fürchte seine Kugeln nicht. Warum aber soll ich ihm durch eine Begegnung Unheil bereiten? Ich fühle mich auch zu schwach und weich, mich jetzt mit irgend Jemandem zu messen."

Er saß, die Arme übereinander gekreuzt, unbeweglich im Kahne. Vier Ruderknechte brachten ihn dem Sonnenstein immer näher. Bald zeigte sich die Kreuzsäule, und kurz darauf war der Kahn dicht an ihr.

Hostiwin setzte sich auf einen Steinblock, sah vor sich das Wasser und malte sich das Nachtstück aus, das er hier erlebt

hatte. Die Ruderer saßen inzwischen auf dem schmalen Rand des Kahnes, stopften die Pfeifen und schäkerten. Keiner ahnte, was der Herr, den sie gefahren, jetzt dulde.

Da bekam einer der Männer das Uebergewicht und stürzte rücklings in den See.

Seine Kameraden waren zuerst erschrocken, lachten aber gleich darauf und einer sagte: „Dem schadet es nichts!"

„Helft ihm!" schrie Hostiwin, über die anscheinend Gleichgültigkeit empört.

„Das ist ein Taucher," lautete die Antwort, „der nimmt es mit den Fischen auf. Er wird gleich wieder da sein."

Und in der That, der Mann erschien wieder auf der Oberfläche und fluchte lachend, daß er sich so naß gemacht habe.

Hostiwin sah wieder ruhig vor sich hin, die Augen auf einen Punkt der Wasserfläche gerichtet. Dort, war er überzeugt, war Cilly mit Sebastian untergegangen.

„Der versteht's!" sagte einer der Knechte zu Hostiwin. „Wie tief, glauben Sie, gnädiger Herr, ist hier der See?"

„Schrecklich, schrecklich tief!" antwortete Hostiwin, indem er sich schüttelte.

„Das glaub' ich," sagte der Mann. „Hundertundachtzig Klafter ist eine schöne Tiefe. Aber der da —" er zeigte auf den Taucher, der eben gelassen seine Jacke auswand — „holt dennoch Alles, was da unten liegt, wieder herauf."

„Was wollt' ich ihm geben —" seufzte Hostiwin, unwillkürlich an das unglückliche Paar denkend.

„Der macht's wohlfeil!" lachten die Männer.

„Ach," sagte Hostiwin, „dieser See giebt nichts heraus! Fort! Fort nach Gmunden!"

Vor Mitternacht war er wieder am Almsee.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Kräh.

Eine prachtvolle Equipage, die von Ischl herkam, fuhr in das Seitenthal linker Hand von Ebensee, welches die Kräh heißt.

Dieses Thal, in seinem Beginn eng, fast nur ein Felseneinschnitt, erweitert sich allmählich und gestattet es, die mächtigen burgartigen Bildungen der beiderseitigen himmelhohen Felswände bequemer zu betrachten. Die Breite des Thales bleibt dennoch gering. Die zusammengerückten Wände der Vornau einerseits, das Höllengebirge andererseits lassen nur so viel Raum übrig, als eine Fahrstraße und ein mit Blöcken besäeter Wildbach nöthig haben. Meiler stehen hier und dort, Holzhütten sind hier die einzigen Wohnungen der Menschen. In der Mitte des vier Stunden langen Thales steht ein Wirthshaus, in welchem die Besucher dieser wilden, hochromantischen Gegend rasten und sich erholen können.

Von da an rücken die Felsen weiter auseinander und die jähen Abhänge zur rechten Seite überkleiden sich mit dem reizenden, beinahe bläulichen Grün der Tannen, während die andere Seite, fast ohne Vegetation, noch kühner emporsteigt und ihre bleichen Kalkmassen als unübersteigbare Wände und Abstürze aufthürmt. Eine Strecke weiter gelangt man in ein Wäldchen, durch das ein Pfad an einen stillen, grünen Wasserspiegel, der Vordersee genannt, führt.

Von hier geht ein Fußsteig am Ufer des rings bewaldeten Sees bis zum Hintersee, der das Krähthal mit seinem kreisförmigen Felsenhintergrund sperrt. Kein Wagen kann hier passiren, der bequeme Reiche kann sich in einer Sänfte tragen lassen.

Am Ausgange des Wäldchens hielt die Equipage nach langsamer, oft unterbrochener Fahrt still.

Ein Lakai sprang vom Hintersitz und öffnete seiner Herrschaft ehrerbietig den Schlag.

Ein blasser Herr von etwa dreißig Jahren, mit stechend schwarzen, unruhigen Augen sprang heraus und hielt beide Hände ausgestreckt, um seine Begleiterin in Empfang zu nehmen. Diese, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, von einem heitern Glanz der Schönheit überstrahlt, in fürstlicher Toilette, erschien sofort und reichte die zarte Hand hinaus. Der Herr aber faßte sie unverhofft unter den Armen und schwang sie übermüthig, wie ein lustiger Bauernbursch sein Mädchen beim Tanz, durch die Lüfte hinab.

Wer das Paar gesehen hätte, wäre überzeugt gewesen, daß es eben auf einer Hochzeitsreise begriffen sei, und er hätte sich nicht geirrt.

Der Herr war der Fürst Marizza, die Dame Beatrix Palmödy.

Es ist bekannt, in welchem Grade sich der Fürst für Beatrix interessirte und wie sich diese schon auf Hohensprung, von Hostiwin's Kälte verletzt, ihrem jetzigen Gemahl eigentlich par depit genähert hatte. Ihr Haß gegen Hostiwin wuchs, je wärmer sie nach und nach für den Fürsten zu empfinden begann.

Marizza, der gegen Hostiwin eine fast instinctive Abneigung hatte, fühlte diese Abneigung sich steigern, seit er Beatrix' Interesse für diesen Mann entdeckt hatte. Diese Abneigung brach noch jetzt, wo er Beatrix sein Eigen nannte, leicht in Flammen des Affects aus, so oft seine Frau auf Hostiwin übel zu sprechen kam. Der Fürst kannte das weibliche Herz zu gut, um für das noch immer nachwirkende Motiv dieser Entrüstung blind zu sein.

Er hatte seine Frau nach einem vierjährigen Kampfe seinem Vetter und Freunde Palmödy abgerungen. Dieser Kampf war immer wild, wenn auch nicht immer in Bezug auf die angewandten Waffen redlich geführt worden. Der Fürst, der eben kein leidenschaftlicher Verehrer der Damen war, hatte, wenn er einmal ein tieferes Interesse gefaßt hatte, eine furchtbare Energie. Sein Nebenbuhler zu sein, war gewöhnlich eine gefährliche Sache.

Palmödy hatte es zuletzt erfahren müssen. Da der Fürst Beatrix liebte, und zwar, wohl durch die Hindernisse gestachelt, ungewöhnlich liebte, so konnte er den legitimen Besitzer dieser schönen Frau kaum anders, als seinen Feind ansehen. Ihm fiel aber lange nicht ein, wie er den Gemahl aus dem Herzen der Gattin entfernen und sie an sich reißen könne. Palmödy war ein ehrenhafter und auf seine Selbstständigkeit eifersüchtiger Charakter, und zu nichts zu verlocken, was das Bild seiner Frau in seiner Seele entweiht hätte. Er hätte sich eher angeekelt, als verlockt gefühlt, wenn ihm eine der Versuchungen, die gewöhnlichen Ehemännern gefährlich werden, gezeigt worden wäre. In Anbetracht alles dessen war Marizza fast schon auf dem Wege der Entsagung und hatte bereits den Tag seiner Abreise von Pest festgesetzt, als ihm im letzten Augenblick ein Mittel einfiel, den glücklichen Heerd der Beiden zu erschüttern und auf dessen Trümmern sein Liebesglück aufzubauen.

Da er bei Palmödy keinen sträflichen Hang zu irgend etwas gefunden, beschloß er einen der edlen Züge, die Jener an sich trug, zum Vortheil seiner Absichten zu mißbrauchen — Palmödy's Stolz.

Palmödy's Vermögen war dem Aufwande, den damals der ungarische Adel machte, nicht gewachsen, sondern hatte noch lange eine weise Oekonomie nöthig, um die Schäden zu heilen, welche ihm die jugendliche Spielwuth des Besitzers beigebracht hatte.

Nichts ist leichter, als einen auf Ehre gerichteten Sinn auf einem falschen Wege zur Befriedigung zu führen, und nichts für einen in der großen Welt lebenden Menschen schwerer, als die Rolle, zu welcher er sich einmal vor Aller Augen verpfändet, fallen zu lassen, wenn auch die Durchführung die verderblichsten Folgen hätte.

Marizza warf seinen Freund plötzlich in den Strudel der kostspieligsten Vergnügungen, und dieser vermochte es bald nicht mehr, dem selbstmörderischen Luxus Einhalt zu thun. Marizza ließ es an großen Geldopfern nicht fehlen, doch es waren von seiner Seite keine Rettungsversuche, sondern Spenden seines Machiavellismus. Er wollte als Verderber das Ge-

wand eines Retters haben und aus dem zerstörten Hause das letzte Kleinod, Beatrix, rauben.

Man hatte schon auf Hohensprung gesehen, welche moralische Verwilderung der finanzielle Ruin in Palmödy's Wesen zu Stande gebracht und wie die Gatten einander entfremdet wurden. Kurz darauf brach ein vollständiges Falliſement aus. Palmödy war gezwungen, auf Jahre hinaus den Nutzgebrauch seiner Güter den Gläubigern zu überlassen. Seine wilden Launen hatten sein eheliches Verhältniß schon dergestalt gelockert, daß man sich beiderseits nach Trennung sehnte. Beatrix, die Engländerin, wie Palmödy, der Ungar, waren Protestanten. Die Scheidung erfolgte; Palmödy ging in die Schweiz, wo er sich in einem kleinen Städtchen verbarg, während seine Frau wenige Monate später dem Fürsten die Hand zu einem neuen Bunde reichte.

Heute finden wir sie seit vierzehn Tagen vermählt.

So überschlug sich eine edel angelegte, extreme, den Verstand nicht hörende Natur, wie die Palmödy's war, und zeigte sich unfähig, Andere zu beglücken, während diese Gabe einem kalten Kopfe und einem verbrecherischen Willen nicht versagt schien.

Seit acht Tagen lebte das neue Paar in Ischl, von wo es demnächst eine größere Reise antreten wollte.

Als sie die Equipage am Ufer des Vorderſees verlassen hatten, hing sich Beatrix fest an ihres Gatten Arm und rief, die Gegend überschauend:

„Wie geisterhaft einsam! Mir ist, als könnte ich hier mit Dir, wie ein Waldvogel, ein ganzes Leben verbringen."

„So geisterhaft einsam," gab Marizza zärtlich zur Antwort, „ist es in meinem Herzen. Ich und Du sind dort allein."

Unter bald schwärmerischen, bald schalkhaft heiteren Liebesbetheuerungen betraten sie den Fußsteig im Walde, wo es bergauf und bergunter, über Gras und Baumwurzeln dahinging.

Ein Bedienter folgte und trug Erfrischungen, die man am Ziel der Wanderung, am Hinterſee, genießen wollte.

Beatrix war einige Schritte ihrem Manne voraus, als es

im Waldesdickicht rauschte. Sie fuhr auf und wollte sich nach dem Fürsten umsehen, als sich schon ihre flüchtige Besorgniß bei dem unvermutheten Anblick eines Knaben zerstreute, der auf einem niedrigen Baumast saß und einen höheren in den Händen hielt, in der offenbaren Absicht, den Stamm zu erklettern.

„Was machst Du da?" fragte Beatrix, als sie mit ihrem Gatten an ihn herangetreten war.

Der Knabe sah die Fremde mit seinen schönen Augen an, ohne seine vorige Haltung zu verändern, und schwieg. Beide wiederholten ihre Frage mit zutraulicher Stimme, während ein gutmüthiges Lächeln über die kindische Verwegenheit des Kleinen, einen so riesigen Stamm ersteigen zu wollen, über ihre Züge flog.

„Ein Eichkätzchen ist da oben," flüsterte der Junge mit großem Ernst.

„Das willst Du fangen?"

Der Knabe nickte bejahend, gar entschlußfest.

„Ei! fang es lieber nicht," sagte Beatrix. „Es springt so gern im Walde —"

Da rauschten Fußtritte im Waldlaube; ein großer, starker Mann im Anzug dieser Gegend kam heran. Er trug eine lange Ruthe in der Hand, an der er die Aeste wegschnitt. Sein Aussehen war seltsam und phantastisch. Er warf einen unfreundlichen Blick auf die Gruppe und rief dem Jungen ziemlich hart zu:

„Was hast Du da oben zu thun?"

Der Knabe wurde unruhig und kletterte, augenscheinlich an strengen Gehorsam gewöhnt, nicht ohne Anstrengung von dem Aste herunter.

Beatrix hob ihn herab, nahm ihn bei der Hand und führte ihn, vom Fürsten gefolgt, dem finstern Manne zu, der inzwischen bis an den Uferrand getreten und dort stehen geblieben war.

„Gehört das schöne Kind Euch?" fragte Beatrix.

„Warum?" fragte der Mann, die Ankömmlinge seltsam musternd.

„Warum?" sprach Beatrix, über die Frage verwundert.

„Es ist ein Glück, solch ein Kind zu haben. Ihr könnt mit Stolz antworten: Ja!"

„Glück! Glück!" murmelte der Mann. „Was ist Glück? Das Kind ist schön, sehr schön, das kann kein Mensch bestreiten, aber Alles, was schön ist, hat kein rechtes Glück auf der Welt."

„Sonderbare Ansicht," rief Marizza. „Die Frau, die vor Euch steht, ist offenbar auch sehr schön, das muß man finden und liebte man sie auch gar nicht, wie ich sie liebe. Wird es Euch einfallen, sie sei nicht glücklich?"

Der Mann sah Beatrix mit prüfenden Blicken an und sagte:

„Schön ist sie. Wie unglücklich sie war und noch werden kann, läßt sich nach dem bloßen Aussehen nicht bestimmen. Ich aber bin überzeugt, sie war in ihrem Leben selten noch so heiter, wie heute."

Beatrix und Marizza sahen sich verwundert an.

„Wer seid Ihr?" fragte der Fürst.

„Ich bin aus der Nähe," war die Antwort. „Dort unten aus dem Hofe. Ich bin der Krähbauer."

Es war Vincenz, Cilly's Bruder, noch jung und fast von demselben Aussehen wie ehedem, nur hagerer, finsterer, verschlossener. Er hätte das Paar keines Wortes gewürdigt, wenn es der Zufall nicht gewollt hätte, daß er die erste Anrede Beatrix' in's Mystische hätte ziehen können. Er kam oft hieher, um sich die Zeit mit Fischfang zu vertreiben, seine einzige Erholung, da er nie in's Wirthshaus ging und überhaupt die Menschen mied.

„Man sollte gar nicht glauben," erwiderte der Fürst, „daß Ihr ein Bauer seid. Ihr kommt mir wie ein Wahrsager vor."

Vincenz sah den Fürsten scharf an, ob er spotte oder ernst rede. Da ihm letzteres schien, sagte er geschmeichelt und etwas zutraulich:

„Sie können Recht haben. Wenn der Mensch über die Dinge nichts weiß, bevor sie sich zutragen, hinterher erfährt er meistens nichts über sie."

Beatrix und Marizza wechselten Blicke, die ein Befremden

über diese paradoxe Ansicht aus einem solchen Munde und einen Zweifel am Verstande des Redenden ausdrückten.

„Wir haben inzwischen den Kleinen ganz vergessen," sagte Beatrix, dem Knaben sich nähernd, der an einem Baumstamm lehnte und mit begehrlichen Augen dem verlorenen Eichkätzchen nachsah, das noch immer in den Zweigen oben zu weilen schien. Sie führte ihn an der Hand vor, liebkoste ihn und gab ihm einen köstlichen Imbiß aus der Tasche des Bedienten.

Der Knabe zögerte ihn anzunehmen und warf, zwischen Begierde und Gehorsam schwankend, einen schüchtern fragenden Blick nach seinem Vater. Dieser zog eine freundliche Miene und nickte ihm zu, die Gabe zu nehmen, worauf der Junge zugriff.

„Ein Stück Brod oder irgend etwas anderes Eßbares," sagte Vincenz, „das ziemt sich, Kindern zu geben, wenn man ihnen etwas schenken will. Es freut mich, daß Sie das wissen. Die anderen Herrschaften aus den Städten thun es gewöhnlich anders. Geld ist bei ihnen Alles, es ist ihr bestes Almosen, und doch wächst auf jeder Stelle, wo sie es hinsäen, Fluch und Verderben empor!"

Eine finstere Exaltation verkündigte sich aus der Miene und Stimme des Krähbauers.

Der Fürst, dem es nicht entgangen war, sagte, darauf eingehend oder doch nicht widersprechend:

„Es ist wahr, Geld ist Unheil oder Glück, je nach dem Gebrauche, den man davon macht."

„Unglück ist es, lauter Unglück," sagte Vincenz, „denn das ist gewiß: den ersten Groschen hat der Teufel geprägt. Der Räuber sucht im Walde Geld, nicht Menschenblut. Es ist das eine ohne das andere auf dieser Welt nicht zu erhalten!"

„Ihr habt sehr schlimme Erfahrungen machen müssen," sagte der Fürst. „Ihr seid vielleicht durch die Habsucht der Eurigen um viel oder Alles gekommen."

Vincenz lächelte mit einer dünkelhaften Ueberlegenheit und antwortete:

„Im Gegentheil. Ich habe Alles erhalten, Hof, Gut, Acker, Geld, Vieh —"

„Sonderbar," meinte Beatrix, „und gewiß Alles auf ehrliche Weiſe —"

„Ehrlich, freilich ehrlich," ſagte Vincenz. „Meine Hand iſt nicht unrein, doch was hilft das? Am Hauſe und Gute liegt es, die ſind verflucht, denn ſie ſind mit der Münze des Teufels erworben. Wenn Ihr wüßtet, was geſchehen mußte, daß ich armer Teufel der reiche Krähbauer werden konnte, ſo würdet Ihr ſagen: was ſtehſt Du hier ſo lange am Waſſer und ſpringſt nicht hinein?"

Der wilde Ausdruck ſeines Geſichts ängſtigte Beatrix ſo ſehr, daß ſie ſich ſchnell an den Arm ihres Gatten hing.

Vincenz fuhr ruhiger fort:

„Ein geiziger Vater wollte ſeinem einzigen Sohne ein Mädchen nicht geben, weil es arm war. Er ſagte erſt Ja, als der Sohn in's Waſſer geſprungen war. Leider war es zu ſpät. Dem Sohne wäre es beſſer geweſen, wenn man ihn gleich im Waſſer gelaſſen hätte. Die beſte Zeit war verloren. Es kam Einer inzwiſchen daher, der noch reicher war und noch mehr beſaß, als der geizige Vater ſeinem Sohne zu geben hatte. Der Sohn kam durch ihn um die Braut, und als er ſie nach langer Zeit wiederſah, die ihn ſchmählich verlaſſen hatte und nun ebenſo ſchmählich verlaſſen war, ertränkte er ſich mit ihr. So wird es wohl geweſen ſein, denn ob es ganz genau ſo herging, das weiß Gott allein. Der geizige Vater folgte dem Sohne bald vor Gram nach und ſagte auf dem Sterbebette zu mir: Ich habe Niemanden als Dich. Mein Sohn iſt nicht mehr, nimm alſo meinen Hof, ich vermache Dir ihn, weil auch Du Deine Schweſter nicht mehr haſt. So lautet die ſchreckliche Geſchichte. Jahre ſind darüber hingegangen, aber ich habe immer noch keine Ruhe im Schlafe."

„Lieber Freund," ſagte Marizza, „ſolcher Geſchichten iſt die Welt voll und Jeder hat ſeine böſen Erlebniſſe. Seid ruhig, wenn Ihr an Allem unſchuldig ſeid."

„Unſchuldig bin ich," verſetzte Vincenz, „könnt' ich denken, wie die Meiſten denken. Wenn ich mir einen Vorwurf machen kann, ſo iſt es nur der, daß ich einen Ducaten annahm, das Handgeld vom Teufel. Es war das erſte Ge-

schenk an mich für eine kleine Ueberfahrt von dem Manne, der meine Schwester bethört hat. Ich Narr freute mich damals und wußte noch nicht, daß Niemand, wenn er auch aus vergrabenen Schätzen handweise schöpfte, so viel verschenkt, wenn er hinterher nicht weit mehr fortzutragen hofft. Wie hätte es mir, einem so jungen Kerl, damals einfallen sollen! Heute, heute bin ich gescheidter geworden. Hätten Sie, Beide da, meinem Kleinen ein Geldgeschenk gemacht, statt des Kuchens, wir wären Feinde geworden. Ich frage Sie, hab' ich Recht? Hab' ich den Ducaten bekommen, weil ich meine Schwester verlieren sollte? Ha! Ha!"

„In diesem Falle," sprach Marizza, „läßt sich nicht Nein sagen."

„Doch giebt es auch großmüthige Menschen," fügte Beatrix hinzu, „die mit ihren Gaben keinen so entsetzlichen Wucher treiben wollen."

„Mag sein," rief Vincenz, „das sind aber seltene Vögel, und wer will sie kennen? Noch heute zerbreche ich mir den Kopf über etwas, was sich erst unlängst, vor einigen Tagen, mit meinem kleinen Sebastian da zugetragen. Ein fremder Herr rief ihn am Markttag in Traunkirchen zu sich, liebkoste ihn und schenkte ihm — einen Ducaten. Der Junge zeigte mir ihn, ich aber riß ihn ihm aus der Hand und weit weg flog das Teufelsgeschenk. Mein Wastel brach in Thränen aus und wollte ihn wieder holen. Ich hielt ihn aber fest und hob schon die Hand über ihn, als mir einfiel: was willst du ihn schlagen? Warst du doch selbst viermal älter und hast den Ducaten mit tausend Freuden eingesteckt! Hast ihn beim Krämer gewechselt, für Sebastian eine Pfeife und für die Schwester ein silbernes Kreuz gekauft. Wie konnt' ich schlimmer, in meiner Dummheit schlimmer handeln!"

„Ducaten werden selten weggeschenkt," sprach der Fürst, der es für unnütz, ja für schädlich hielt, den Krähbauer aus seinem Aberglauben zu reißen. „Habt Ihr gefragt, wer der Herr war, der ihn gab?"

„In meinem Schrecken," sprach Vincenz, „hab' ich gar nicht dazu kommen können."

„Wer hat Dir den Ducaten gegeben?“ fragte Marizza das Kind.

Wastel machte ein trübes, ängstliches Gesicht.

„Es geschieht Dir nichts,“ sagte Beatrix sanft, den Kleinen am Kinn fassend, „der Vater ist nicht böse.“

„Ich kenn' ihn nicht,“ sprach Wastel. „Der Herr saß vor dem Wirthshaus und hatte eine gar schöne Büchse. Die Büchse war so schön, — da hat er mich gerufen — und hat mir den goldenen Kreuzer gegeben.“

„Wie hat der Mann ausgesehen?“ fragte der Fürst.

„Es war ein Jäger,“ sagte der Kleine — er wußte nichts mehr.

„Halloh,“ rief Marizza und flüsterte seiner Frau heimlich zu:

„Mir fällt die Geschichte ein, die Du mir von Hostiwin erzählt hast.“

„Von dem Alpenmädchen?“ rief Beatrix überrascht. „Du hast Recht! Das stimmt mit dem, was der Mann erzählt.“

„Still, still,“ bedeutete der Fürst seine Frau und wandte sich an Vincenz: „Wie lange ist's her, seit sich die Geschichte mit Eurer Schwester zugetragen?“

„Fünf Jahre,“ war die Antwort. „Im October sind es sechs. Alle Leute wissen darum, was soll ich's verschweigen?“

„Das stimmt,“ sagte der Fürst. „Kennt Ihr den Namen des Verführers?“

„Freilich,“ antwortete Vincenz. „Hostiwin heißt er.“

„Hostiwin!“ riefen Marizza und Beatrix wie aus einem Munde und sahen sich an.

Vincenz fixirte sie auf seltsame Weise.

„Sind Sie es gar?“ rief er plötzlich mit einem furchtbaren Zornausdruck, in drohender Haltung den Fürsten musternd.

„Nein, nein!“ riefen Beide und wichen unwillkürlich zurück.

„Ich hab' ihn nur einmal gesehen,“ rief Vincenz, „und sah ihn damals kaum recht an. Doch wie man ihn beschreibt, ist er Ihnen nicht unähnlich.“

„Beruhigt Euch,“ sagte Marizza, an Vincenz herantretend.

„Ich bin es nicht, seht mich nur an. Doch wollt Ihr den Hostiwin treffen, sucht ihn in der Nähe. Er ist es, der Eurem Knaben den Ducaten gab; ich höre, er hält sich seit Kurzem bei Gmunden auf.“

„Was?“ rief Vincenz. „Er wagt es, mein Kind zu berühren? Welches Unheil will er mir noch bringen? Er will mir nahen, das ist klar, er kennt hier Alles. Ich habe keine Ruhe mehr — wer weiß, ob er nicht um meinen Hof streicht, während ich hier angle und schwätze. Fort in Gottes Namen! Der Herr segne Euch Beide, wenn Ihr gute Leute seid!“

Er eilte fort, sein Kind lief nach.

Marizza und Beatrix sahen ihm nach, bis er um eine Felsecke verschwand.

Sechzehntes Kapitel.

In der Einsamkeit.

Einige Wochen später verbreitete sich bereits in der ganzen Umgegend die Kunde, daß am Almsee ein Herr wohne, der mit keiner Frau spreche, ja kaum eine ansehe. Man hielt diese Eigenthümlichkeit für eine fixe Idee und beruhigte sich erst allmählich, als bekannt wurde, daß Hostiwin sich im Uebrigen so benehme, so rede und handle, wie alle übrigen vernünftigen Leute.

Täglich sah man ihn allein oder in Begleitung seines Dieners um die Ufer des Sees und in dessen Umgebung spazieren gehen oder reiten, und Jeder, der mit ihm in Berührung kam, mußte sein leutseliges Wesen rühmen, wenn es auch am Tage lag, daß er die Menschen eher meide als suche.

Der Ort konnte in der That zu einem einsiedlerischen Leben kaum besser gewählt sein. Die Abgeschlossenheit des

Thales zwiſchen Bergen und Wäldern, ohne Straße, von allem Verkehr abgeſchieden, war vollkommen. Kaum ſang ein Vogel in den Wipfeln, kaum rauſchte ein Fiſch aus dem Waſſer empor, kaum fiel ein Aſt mit Geräuſch in's Moos herab.

Eines Morgens ſaß Hoſtiwin nahe am See, auf den Raſen hingeſtreckt. Er hatte das Buch, in welchem er geleſen, neben ſich gelegt und ſah träumeriſch in's Waſſer. Der waſſererfüllte Abgrund mit ſeiner räthſelhaften Tiefe ſcheint eine eigenthümliche Anziehung für jedes Auge zu haben. Diesmal aber war ihm, als er hineinblickte und hinträumte, wie wenn Sirenengeſänge aus den grünen Wellen hervortönten, daß er auf den Grund hinabſteige und die ewige, ſturmloſe Ruhe mitgenieße, die dort unten herrſcht.

Ein Geräuſch rüttelte ihn aus der Träumerei, der er ſich hingegeben, auf. Den Fußſteig von der Höhe herab kam ein Mann, bürgerlich angezogen, doch mit den Abzeichen eines Geiſtlichen. Es war derſelbe Prieſter, dem wir ſchon vor Wochen im Seehauſe begegneten. Hoſtiwin hatte ihn ſchon ein paar Mal, wiewohl äußerſt flüchtig geſprochen.

Sie grüßten ſich, der Geiſtliche wollte ſeinen Weg weiter gehen, Hoſtiwin aber erhob ſich und ſagte:

„Sie ſcheinen ein Freund einſamer Wanderungen zu ſein. Ich bemerkte heute, wie früh Sie ſchon auf die Berge hinaufſtiegen.“

Der Prieſter, angenehm überraſcht, näherte ſich und ſagte:

„Ich bin Prieſter und gewohnt, einſam zu ſein. Wer ſoll mit mir gehen? Die Meinigen, Brüder, Vater und Mutter hat Gott zu ſich gerufen, ich bin alt, und der alte Mann denkt leider nur an ſich allein. Ich dürfte mich wundern, daß Sie, jung, kräftig, mit allen irdiſchen Gaben beſchenkt, es hier in der Wildniß aushalten.“

Beide waren einige Schritte gegangen und kamen an eine Moosbank. Sie ließen ſich nieder und Hoſtiwin antwortete:

„Es mag nicht gewöhnlich ſein, daß Einer wie ich die Abgeſchiedenheit ſucht. Sie ſehen daran, daß es auf das Alter und die Zeit überhaupt nicht ankommt, um am Ende des Lebens zu ſtehen.“

„Wie?“ rief der Priester erstaunt, „Sie betrachten sich als mit dem Leben fertig? Glauben Sie das nicht. Der Mensch übersteht viel. Sie haben gewiß einen Verlust erlitten, Ihnen ist Jemand, der Ihnen Alles war, durch den Tod entrissen worden.“

„Sie nehmen an, daß mir an einem Zweiten auf Erden so viel liege?“ versetzte Hostiwin. „Es ist wahr. Ich habe viel verloren und es ist gleich, wohin es gefallen und wie!“

Bei der eigenthümlichen Betonung des letzten Wortes sah der Geistliche Hostiwin starr an.

„Was sehen Sie mich mit diesem Ausdruck an?“ fragte Hostiwin mit freundlichem Ernst.

„Ich wage nicht, mich auszusprechen,“ gab der Priester zur Antwort.

„Reden Sie frei, ich fürchte mich nicht, Alles zu sehen, wie es ist.“

„Sie sprachen vordem ein Wort,“ begann der Geistliche, „das einen schrecklichen Sinn hat, wenn man die Gerücht daneben legt, die über Sie in Umlauf sind.“

„Gerüchte?“ sprach Hostiwin. „Ich halte mich hier für verschollen.“

„Böse Gerüchte,“ nahm der Geistliche das Wort, „hört Derjenige, den sie betreffen, immer zuletzt. Wie können Sie auch denken, daß Ihr Aufenthalt an dem einsamen Almsee nicht mehr auffallen sollte, als wenn Sie in Gmunden oder sonstwo lebten, wo alle Leute wohnen? Die Wahl Ihres Aufenthalts würde dennoch nicht mehr als leere Verwunderung erregen, wenn Ihr vergangenes Leben nicht noch in der Erinnerung Vieler stünde und nicht geeignet wäre, Ihre Person Angriffen auszusetzen —“

„Was Sie da sagen!“ rief Hostiwin. „Man spricht von mir, man spricht über mich? Ich glaubte unbemerkt wie ein dürrer Ast unter Waldlaub zu liegen.“

„Erst gestern,“ fuhr der Priester fort, „mußte ich von einem Fremden, der mit seiner Gemahlin drüben im Dorfe übernachtet, viele Dinge über Sie, die die Gerüchte bestätigten, hören.“

„Wer war dieser Fremde?“ fragte Hostiwin gespannt.

„Ein angesehener Mann," war die Antwort, „dessen Namen ich nicht weiß, groß, jung, scharf und stolz. Die Unruhe seiner Augen ist an ihm besonders auffallend. Seine Frau ist ein Musterbild von Schönheit."

„Wer könnte das sein?" fragte sich Hostiwin. „Gleichviel — was ist der Sinn der Gerüchte?"

„Erlassen Sie mir das," bat der Geistliche. „Wofern Sie aber Ruhe suchen, ziehen Sie bald von hier fort. Jetzt gährt es noch unter der Oberfläche, später bricht es jedenfalls hervor. Obwohl ich Sie weiter nicht kenne, finde ich an Ihnen etwas, was mich für Sie einnimmt und mich Ihnen nahe bringt. Seit fünfunddreißig Jahren sitze ich im Beichtstuhl und habe Tausenden, Mädchen, Frauen, Jünglingen und Greisen in's Herz geschaut. Seitdem habe ich über die menschlichen Fehler mild denken gelernt. Was Sie gethan haben mögen, welche Schuld Sie auch drücke, ich sage über Sie: Sie sind erlegen, weil Ihre Versuchungen größer waren als die der Uebrigen."

„Ich danke Ihnen für soviel Theilnahme," gab Hostiwin zur Antwort. „Es giebt allerdings Dinge in meinem Leben, die nicht geschehen wären, hätte ich sie verhindern können. Doch, was geschehen ist, Sie können mich ebenso gut unter die Opfer, wie unter die Verbrecher zählen."

„Das dachte ich auch," sprach der Geistliche.

„Das Gerücht," nahm Hostiwin das Wort, „hat offenbar Wahres und Falsches durcheinander gemengt. Doch was kommt auf die Richtigkeit der Einzelheiten an? Nichts; der Kern ist da. Die Liebe war das Unheil meines Lebens. Ich liebte ein Mädchen — ich meinte es so gut — ich suchte nur sanftes Anschmiegen, selige Ruhe, Flucht aus der Alltagswelt! Ich fand dies Alles — da plötzlich zeigte es sich, daß dies Glück eine Falle sei. Reue und Betrübniß folgten. Meine Heiterkeit war hin, das Mädchen, das früher sang und lachte, war verstummt. Bald schlich die Sorge herbei, die Anklage erhob ihr Haupt, die Qual schlich im Dunkeln, das Verbrechen trat heran — Unglück und Zerstörung füllte die Schaubühne... War ich Schuld? Beglückung zu bringen, war der Zug meines Willens."

„Gerade so ging es dem ersten Menschenpaar," sagte der Priester. „Die Leidenschaft ist ein unheilvolles Gebiet, sie macht den Redlichen zum Betrüger, den Treuen zum Verräther! Welch' weise Verordnung, die unserem Stande den kurzen Genuß und die langen Leiden erspart! Wie kämpft anfangs das Herz dagegen — welche Gewaltthat scheint es zu treffen! Erst im Alter erkennt man, welche Thränen uns erspart worden sind!"

„Ich bin heute ebenso weit gekommen," sprach Hostiwin. „Sie werden mich fragen, warum ich plötzlich die Weiber fliehe, nachdem ich sie mein Leben lang gesucht? Habe ich denn so viel Böses von ihnen erfahren? Nein! Ich habe sie im Ganzen genommen weit besser als die Männer gefunden; aber da mein Leben gezeigt hat, daß es unmöglich ist sie zu lieben, ohne ihnen Alles zu opfern, darum fliehe ich sie — so spät! Ihr Reiz ist das, was ich fliehen will, ihr Zauber war die Geisel meines Lebens. Gealtert, voll Wunden, voll Erfahrung glaube ich dennoch gegen ihren Reiz nicht genug gewaffnet zu sein und lege die Einsamkeit zwischen sie und mich."

„Das unvorsichtige Herz," sprach der Geistliche, „erliegt der Versuchung im Gewühl der Menschen, wie in der Wüste. Die Flucht, aus welcher Ursache sie erfolgt, bleibt eine Niederlage."

„Ich bekenne es," versetzte Hostiwin, „mein Gemüth aber ist jener Erhebung völlig fremd geworden, die das Pfand des Sieges bei jeder Unternehmung ist. Was die Gerüchte betrifft, von welchen Sie aus Theilnahme für mich so beunruhigt worden sind, so glauben Sie getrost, daß sie ihrer luftartigen Natur nach in kurzer Zeit wie Wolken in nichts zerfließen werden. Wenn Sie aber noch länger hier bleiben und dann und wann eine müßige Stunde haben sollten, so suchen Sie das Waldhaus auf. Wir sind ja auf verschiedenen Wegen fast zu demselben Ziel gekommen."

Er gab dem Geistlichen herzlich die Hand und verschwand im Gebüsch. Nahe an seinem Hause kam ihm der Mohr entgegen und rief:

„Herr, ich suche Dich allenthalben. Ein Besuch —" Er

hatte kaum das Wort gesprochen, als Hostiwin, unangenehm berührt, die Stirn runzelte. Er dachte an das Fremdenpaar, von welchem der Priester soeben gesprochen.

Unentschlossen blieb er einen Moment stehen, doch schon hatte er keine Wahl. Noten, von hoher Baritonstimme gesungen, erklangen. Schritte kamen näher, der Fremde, der Hostiwin erwartet und vom Fenster des Waldhauses aus erblickt hatte, trat hinter den Tannen hervor und umarmte ihn auf das Ungestümste.

Es war der Marchese von Val Madonna.

„Baron," rief er mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit, „ich verdanke meinem Freunde, dem Hofrath von Wallmerode, den ich vor drei Tagen in Wien verlassen, die Nachricht, daß Sie hier wohnen und zwar, wie Shakespeare vom Drachen sagt:

— Mehr besprochen
Als gesehn — —

Bei meiner Abreise von Pisa war ich verhindert Abschied zu nehmen, denn meine — unendlich bessere Hälfte war plötzlich angekommen. Um dafür Abbitte zu leisten und Versäumtes nachzuholen, habe ich nun mindestens zwanzig Meilen zurückgelegt. Seien Sie herzlich gegrüßt!"

Hostiwin war nicht unangenehm berührt, den alten Spaßvogel wiederzusehen. Er drückte ihm freundlich die Hände. Eine bessere Zeit trat ihm vor die Seele; er sah den blühenden Garten von Pisa mit seinen Orangen und Rosenhecken. Um den alten Gecken gruppirte sich eine frivole Schaar, Signora Monteggia, die kokette Alibrandi und die schwärmerische Gestalt Marietta's. Das war die letzte Gruppe gewesen, mit der er gescherzt und getändelt. Von diesen Erinnerungsbildern erfüllt, fiel es ihm erst später auf, daß der Marchese jetzt so geläufig deutsch spreche.

„Ich sehe Sie ganz als denselben wieder vor mir," sagte er lächelnd, „den ich in Pisa verließ, und kann Sie doch nur für den Doppelgänger des Marchese von Val Madonna halten. Der Marchese sprach nur italienisch und Sie —"

„Nein, nein, dies ist der alte Marchese," erwiderte Val Madonna, „und was mein Deutsch anbelangt, — so soll Sie

das nicht an mir irre machen. Ich bin eine universelle Natur und in Deutschland ebenso zu Hause, wie in Italien. Ich kenne Wien wie Paris und Rom wie Prag. Ich könnte Sie auch überraschen und Ihnen Ihr Haus in Prag auf's Genaueste beschreiben. Doch ich rücke Ihnen noch näher! Meine Tochter Leonie wird in acht Tagen die Frau Ihres Freundes Wallmerode sein."

„Ist es möglich!" rief Hostiwin. „Wallmerode heirathet!"

„Ich lade Sie zur Hochzeit," fuhr der Marchese fort. „Es soll ein großartiges Fest werden und ich wünsche nur, daß es Ihnen, wenn Sie ihm beiwohnen, wieder Lust zum Leben einflöße! Leider habe ich nur eine Tochter, keine zweite für Sie! Doch eine ernste Frage: Wie kann ein Mensch, wie Sie, Baron, diese Einöde zu seinem Wohnsitze wählen?"

„Lassen wir das, Marchese," erwiderte Hostiwin. „Wenn Sie mein Asyl werden angesehen haben, werden Sie hoffentlich gestehen, daß es ein reizender Sommersitz sein könne. Später mehr davon. Einstweilen müssen Sie mir, bis die Mittagszeit herankommt, von dem neuen Hofrath Wallmerode erzählen."

Die Beiden traten in's Waldhaus.

Siebzehntes Kapitel.

Die Geschichte Marietta Bonora's.

Der Tisch war abgeräumt, Hostiwin hatte seinen leicht zu befriedigenden Gast nach besten Kräften bewirthet. Bei einem Glase leichten Weins und trefflichen Cigarren saßen Beide noch schwatzend beisammen, während die Sonne bereits hinter die Berge hinabsank.

„Baron," rief der Marchese, „ich habe, seitdem ich in Wien wohne, viel über Sie gehört und habe ein ziemlich voll-

ständiges Bild von Ihrem Weſen. Ich ſehe, daß Ihre Haltung in Piſa Ihnen nicht angeboren war, ſondern die Vorrede zu Ihrem jetzigen melancholiſchen Zuſtande bildet. Sagen Sie doch, machen Sie das Unbegreifliche begreiflich: Wie kann jemals das Herz Bankerott machen?"

Hoſtiwin lächelte und der Marcheſe fuhr fort: „Räthſelhaft, ich komme hinter etwas, was ich nie geglaubt hätte. Mein Herz muß hart wie Stein, hart wie Eiſen ſein! Welche Liebesaffairen hat dieſe Bruſt durchgemacht, ſie athmet doch noch! Spott, Hohn, Fußtritte der Schönen hab' ich überlebt, ſiegreiche Rivalen hab' ich mich hänſeln hören, ohne daß wir uns die Hälſe brachen. Ich bin alt geworden, ich ſtehe kaum noch auf den Beinen, das Rückgrat verſagt den Gehorſam, und dennoch mitten in dieſer allgemeinen Verwitterung meines Weſens hüpft und pulſirt noch ein liebebedürftiges Herz! Apropos — Sie wiſſen doch, daß unſere liebe Marietta Bonora eine Königin des Geſanges wurde?"

„Ich habe es in dieſem Frühjahr zu meiner angenehmſten Verwunderung gehört," verſetzte Hoſtiwin. „Und das dankt das Mädchen Ihnen. Hätte ich ſie aus dem Elternhauſe entführt, es wäre ihr ſtatt Glück ein beſonderer Unſtern gefolgt."

„Dennoch waren Sie," fiel der Marcheſe ein, „die Urſache, daß ſie in die Welt hinauslief. Ich — war ihr nur Begleiter! Ach, welche Zeit! wenn ich daran denke, durchfröſtelt mich die Erinnerung."

„Erzählen Sie," bat Hoſtiwin.

„Nun, wenn Sie wollen!" ſagte Val Madonna. „Es iſt die Geſchichte eines wechſelvollen Lebens."

Er begann:

„Sie hatten Marietta abgewieſen, ich traf ſie in Verzweiflung. Sie begehrte von Piſa fortzukommen und wollte auf den Bretern des Theaters Vergeſſen und Zerſtreuung finden. Ich, der wußte, daß ihre Eltern nie die Einwilligung dazu geben würden, daß ſie Schauſpielerin werde, hinderte ſie nicht in ihrem Entſchluſſe, ja ich wollte ihr behülflich ſein, eine paſſende Stellung zu erringen. Ich war nun einmal von ihrem Beruf für's Theater überzeugt. Ich ſchrieb an

meine Frau, die — ein unſeliger Zufall — eben in Piſa angekommen war, einige Zeilen, die ihr einreden ſollten, ich hätte einen Freund nach Livorno begleitet, und fuhr in Extrapoſt mit Marietta nach Florenz.

„Sie werden glauben, Baron, daß für mich, der ich für Marietta ſchwärmte, dieſe Nacht die angenehmſte meines Lebens ſein mußte — keineswegs! Die elendeſte, kläglichſte Nacht, eine Nacht des Aergers und des Verdruſſes iſt ſie geweſen! Marietta weinte, ängſtigte ſich ihrer Eltern wegen, verzweifelte! Zwanzigmal wollte ſie umkehren, rief den Poſtillon an, drohte, daß ſie ausſteigen und den Heimweg zu Fuß machen wolle. Auf der erſten Station bereits ſpielt ſie mir einen Streich. Wir waren ausgeſtiegen, plötzlich iſt ſie verſchwunden. Wo iſt meine Tochter? fragte ich. Niemand wußte, wohin ſie gekommen. Ich gehe in das Poſthaus — endlich finden wir ſie in einem Winkel verſteckt. Die Leute halten mich für einen Entführer — Gott weiß für was! Das bringt Erklärungen herbei, ich fange an mich zu ärgern. Marietta, ſage ich, entführe ich Sie, oder ſind Sie es, die zum Theater gehen wollen? Ich bin bereit, mit Ihnen nach Piſa zurückzukehren, aber bedenken Sie, was die Eltern und die Leute über dies Ausbleiben denken werden. — Ich habe Unrecht gehabt, aber Sie hätten mir abreden ſollen, ſagte ſie.

„Wir ſtreiten uns, Jedes drückt ſich in eine Ecke, ich höre die Arme noch lange ſchluchzen, endlich ſchlafen wir ein, ſo nahe und doch ſo getrennt, als wäre ich in Rom, ſie in Piſa...

„Am andern Tage ſind wir in Florenz. Noch immer war unſere Haltung in Folge des Streites eine geſpannte; wir ſprechen mit einander nicht mehr, als durchaus nöthig, und bewohnen zwei Zimmer an den entgegengeſetzten Enden des Corridors. Das Erſte, was Marietta thut, iſt, einige Zeilen nach Hauſe an ihre Eltern zu ſchreiben. Abends erſcheint ſie nicht — ich frage die Kellner — Marietta iſt unwohl. Ich trete bei ihr ein, ich finde ſie auf dem Sopha liegen, die Stirne fieberiſch heiß. Man ſchickt um einen Arzt. Er verordnet kalte Umſchläge auf die Stirn und erklärt die Sache

für nicht bedenklich. Sie wird in's Bett gebracht. Am andern Tage liegt sie an einer Hirnentzündung krank darnieder.

„Meine Lage war eine schreckliche! Meine Frau erwartet mich in Pisa. Zu der schiefen Stellung tritt der innere Vorwurf, Sorge um das liebe Mädchen. Da Tag um Tag vergeht, ohne daß Marietta's Zustand sich bessert, bleibt nichts übrig, als sie unter der Obhut der zwei erfahrensten Aerzte in Florenz zurückzulassen und nach Rom weiter zu gehen, wo meine Geschäfte mich erwarten. Der Gastwirth schickt mir täglich einen Bericht über ihr Befinden, und nach zwei Wochen höre ich endlich, daß sie gerettet ist: ich erhalte die ersten Zeilen von ihrer Hand.

„Seltsam genug ist von nun an Marietta's Drang, nach Hause zurückzukehren, vorüber. Sie betrachtet das Unheil ihrer Abreise als nicht wieder gut zu machen und schämt sich, vor Bekannten wieder zu erscheinen. Doch hätten ihr, die so erfinderisch war, Erklärungsgründe nie gefehlt. Die Sache verhielt sich aber so: Marietta hatte Probe gesungen und unendlich gefallen. Sie blieb in Florenz, wo sie bald darauf als erste Sängerin engagirt wurde. Das Erste, was sie that, war, daß sie mir eine ungefähre Summe dessen, was ich für sie ausgelegt hatte, zurückschickte. Undankbare Weiber!

„Ein paar Monate später kam ich durch Florenz. Ich besuchte Marietta Bonora. Sie bewohnte den ersten Stock eines schönen Palastes am Lungarno. Es war die wahre Wohnung einer Primadonna! In welche Verwirrung trat ich herein! Sie saß auf dem Sopha zwischen einem Papagei, zwei kleinen Hunden und einer Taube, vor und um sie herum Kleider, Kämme, Bänder, Pomadebüchsen, Armbänder, wie nach einer Plünderung umhergestreut. Sie erhob sich nicht vom Sopha, sondern lächelte nur graziös mit verschränkten Armen. Ich nahm ihren kleinen Fuß im durchsichtigen, seidenen Strumpf und preßte ihn an meine Lippen. Wie hat damals mein Herz geschlagen! Das Teuflische bei der Sache war, daß ich bei diesem Mädchen nie das Hoffen aufgeben konnte und doch nie etwas erreichte! Ich setzte mich auf's Sopha an ihre Seite und plauderte von meiner Leidenschaft, wie ich das von früherher gewohnt war! O ich Thor! Ein An-

derer, weniger gewissenhaft als Sie, Cavaliere, hatte die Blüthe gepflückt und nannte sie sein. Marietta war die Geliebte eines fremden Fürsten geworden. Wenn ich Alles erwäge, ihr Naturell, ihren schnell hingerissenen Leichtsinn, muß ich sagen: dies Loos war ihr bestimmt — doch schmerzt es mich heute noch... Sie war gar so schön, gar so lieblich!

„Nachmittags war sie in die Cascinen gefahren, sie sandte den Wagen zurück und ich durfte sie am Arm in die Stadt zurückbegleiten. Welche Possen trieb sie wieder! Sie rauchte, sie lachte dem und jenem Entgegenkommenden in's Gesicht, sie war so übermüthig und so sicher, daß man ihr, der Schönen, Alles verzeihe! Ihr Hauptscherz war es, sich so zu stellen, als ob sie noch in Pisa wäre. Geh'n wir in den Schatten, rief sie mich plötzlich an. Was ist's? fragte ich erschreckt von ihrem Ausrufe. Dort steht der alte Bäcker von der Piazza San Silvestro, der meinen Eltern Alles erzählt! rief sie, — oder: Das ist der alte Hauptmann vom Kaffeehause della Concordia! Wie sie mich dann auslachte! Wie Sie zusammenfahren, alter Marchese, — rief sie wieder, sie nannte mich alter Marchese, — ach, ich brauche jetzt Niemand mehr zu fürchten! Ich bin frei.

„Endlich revanchirte ich mich, indem ich auf ihren Scherz einging. Mein Gott, rief ich plötzlich, ein Bekannter! Wer ist's? fragte Marietta. Der Cavaliere von Hostiwin! Es war das erste Mal, daß ich Ihren Namen nannte. Lassen Sie diese thörichten Späße! sprach Marietta ärgerlich. Sie blieb von diesem Moment an ganz still, endlich sagte sie: Wenn Sie mich nicht ernstlich böse machen wollen, so nennen Sie mir diesen Namen nicht mehr. Man hat es nicht gern, wenn man vernünftig geworden ist, an die größte Thorheit seines Lebens erinnert zu werden... Es beleidigt Sie doch nicht, lieber Baron?"

„Keineswegs!" erwiderte Hostiwin, „erzählen Sie weiter und so ausführlich, als Ihre Erinnerungen es zulassen."

„Ich besuchte Marietta wieder," fuhr der Marchese fort. „Sie schien doch nicht so glücklich zu sein, als sie sich stellte. Für einen der nächsten Tage war ihr Benefize angesagt, die Linda von Chamounix. Ich blieb in Florenz, um der Vor-

ſtellung beizuwohnen. Als der Tag herankam, wurde ſie immer ſtiller. Ich ſpiele dieſe Partie nie ohne die größte Aufregung, ſagte ſie, ich ſpiele mich ja ſelbſt darin. Zwar aus keiner Alpenhütte bin ich entflohen, aber doch aus einem Bürgerhauſe, das kaum beſſer war, und ich hatte auch einen alten Vater — wiſſen Sie, unterbrach ſie ſich, daß ich jedes Mal erſchrecke, wenn der Vater bei der Sängerin eintritt? Ich wußte nicht, was ich darauf antworten ſollte. Mein Gott, mein Gott! Sie haben ja auch den alten Bonora gekannt, ein unbedeutenderes Weſen iſt kaum zu denken! Er war ein alter, dummer Mann, der die Flaſche liebte und zufrieden war, wenn man ihn in ſeiner Ecke ruhig ſitzen ließ. Sei dem, wie ihm wolle, Marietta war unglücklich, daß ſie dieſem dummen alten Weſen Gram bereite, und er ward in ihrer Phantaſie allmählich, wie es ſchien, der liebevollſte, der ehrenhafteſte aller Sterblichen. Sie begann mich mit Zügen ſeiner Liebe zu langweilen. In dieſem Augenblicke ging die Thür auf und der Fürſt, ihr Geliebter, trat ein. Es war das erſte Mal, daß ich ihn ſah, und es war mir ſehr unangenehm, daß er Marietta in meiner Gegenwart in dieſem Zuſtande traf. Sie aber raffte ſich auf, ſprang ihm mit einem Satze an den Hals und ſtellte mich auf das Unbefangenſte als ihren uralten Freund vor. Ich habe es mir müſſen gefallen laſſen und habe ſeitdem, leider! nie eine andere Rolle beanſpruchen dürfen.

„Der Thee wurde ſervirt, der Fürſt ſetzte ſich zu uns. Er erzählte von dem Zudrange, der am Abend der Benefizvorſtellung zu erwarten ſei, von der Aufregung, in der ſich alle Theaterfreunde befänden, und wie ſich Alles vormerken laſſe, um Plätze zu erhalten. Marietta wurde wieder heiter und übermüthig. Einmal rief ſie: Sagte nicht Jener, deſſen Namen wir geſtern nannten, als er mir vom Theater abrieth: die Welt des Weibes iſt das Haus? Ich habe eine andere, ſchönere Welt: ein volles Haus. Sie zeigte die Kränze, mit denen die Wände ihres Boudoirs völlig austapezirt waren, und ſagte: Dies Grünzeug werde ich in's Feuer werfen müſſen, damit Platz wird. Sie werden ſehen, Marcheſe, wie Marietta in Florenz beliebt iſt. In dieſem Augenblicke kamen

mehrere Besuche, der Kapellmeister, ein Dichter, ein Redacteur, Alle huldigten und stritten sich um ein Lächeln der schönen Sängerin. Marietta benahm sich wie ein Mädchen, das, vor einem Bassin stehend, Fische füttert. Jeder erhielt abwechselnd eine Krume zugeworfen; ich, der alte Hecht, manchmal zwei. Ich hatte, der brillanten Erscheinung des Nebenbuhlers gegenüber, viel von meinem gewöhnlichen guten Humor eingebüßt und war von einer rührenden Bescheidenheit, die mir sonst gar nicht eigen.

„So kam der Abend der Benefizvorstellung heran. Die Pergola war gedrängt voll. Ich hatte die Erlaubniß erhalten, auf's Theater kommen zu können, und als ich durch das Loch im Vorhang blickte und Kopf an Kopf sah, begann mein Herz laut zu schlagen. Es schien mir, als habe ich auch Antheil daran, daß Marietta zu ihrem wahren Berufe gelangt sei. Aber dazu kam eine andere Aufregung. Ich sah, wie der Fürst seinerseits um das Ankleidezimmer Marietta's strich, endlich anklopfte und eingelassen wurde. Alle Eifersucht von ehedem ergriff mich wieder: ich erwog, ob ich nicht den goldenen Lorbeerkranz, den ich ihr bestimmt hatte, der ältesten der Choristinnen darbringen solle. Er war erst Abends bei dem Goldschmied fertig geworden und mein Bedienter trat eben mit dem Etui heran, das ihn verbarg. Ich befahl dem Bedienten, es einstweilen in meiner Loge, zu der ich den Schlüssel bei mir trug, niederzulegen."

„Der erste Act ging trefflich von Statten, Marietta ward stürmisch empfangen und auf alle mögliche Art ausgezeichnet. Da kommt der zweite. Linda, eine große Dame geworden, hat eben den Besuch des komischen Vicomte erhalten, der ihr mit seinen Anträgen zur Last fällt, und sitzt von Zorn und Schmerz gefesselt auf ihrem Stuhle, als sie plötzlich einen Schrei ausstößt, aufspringt, einen Schritt in die Coulisse thun will, dann wieder wie versteinert stehen bleibt, die Augen fortwährend auf einen Punkt gerichtet. Das Orchester hält inne, das Publikum, das nicht begreift, was geschieht, wird unruhig — bis Marietta endlich einen zweiten Schrei ausstößt und in die Coulisse abeilt.

„Der Vorhang mußte fallen.

„Was war geſchehen? Durch das Gewühl der Statiſten, die den Raum hinter den Couliſſen füllten, hatte ſich ein alter Mann gedrängt. Da er immer vor wollte, wurde er vom Regiſſeur heftig zurückgewieſen, er aber, ſehr aufgeregt, ließ ſich nicht halten und ſtand beinahe ſchon an den Seitenlampen. Da war der Fürſt, der dort lehnte, zurückgeſprungen, hatte ſeine Drohungen mit denen des Regiſſeurs vermiſcht und endlich gegen den Alten ſeinen Stock gehoben. Da ſtürzte Marietta herbei, denn der Alte war wirklich ihr Vater. Er hatte, da er in der Zeitung von dem bevorſtehenden Benefiz ſeiner Tochter geleſen, ſich aufgemacht, der Vorſtellung beizuwohnen, hatte vielleicht auch, wie ſeine Gewohnheit einmal war, etwas mehr als nöthig getrunken und ſeinen Weg auf die Bühne zu finden gewußt.

„Aber die Geſchichte war noch nicht vorüber. In der allgemeinen Verwirrung, die hinter den Couliſſen entſtanden war, wurde der Alte hin- und hergezerrt. Flüche und Verwünſchungen fielen. Er ſelbſt ſchlug mit ſeinem Kopf gegen die Lampen und fiel vor Schreck und Aufregung ohnmächtig zu Boden.

„Die Vorſtellung wurde unterbrochen, Marietta trat nicht mehr auf.

„Während nun das Ballet den Reſt des Abends ausfüllte, war der alte Bonora in das Haus ſeiner Tochter geſchafft worden. Weinend, noch im Ballkleid der Linda ſaß Marietta neben ſeinem Bette. Er hatte nichts als eine kleine Wunde auf der Stirn davongetragen, aber er phantaſirte fortwährend. Einmal huſchte Marietta hinaus, ich hörte die Stimme des Fürſten und wilde Worte des Streits zwiſchen Beiden, dann kam der Director, der Kapellmeiſter, die bisher noch immer nicht wußten, warum das Erſcheinen des alten Mannes eine ſolche Wirkung hervorgebracht. Erſt allmählich beruhigte ſich das Haus, ich entfernte mich ungeſehen und unbeachtet, um Vater und Tochter einander zu überlaſſen. Den Kranz hatte ich ganz vergeſſen.

„Am andern Tage erfuhr ich das Weitere. Der alte Bonora, der ſeine Marietta wie ſeinen Augapfel liebte, hatte

den Schlag, mit dem ihn ihre Abreise getroffen, nicht überwinden können und kränkelte fortwährend an der Trennung von seinem einzigen Kinde. Während die Mutter voll Bitterkeit war und sich verschwor, ihrer Tochter nie mehr zu schreiben, war der Alte fortwährend bemüht, Entschuldigungsgründe ihrer Handlungsweise aufzutreiben und sie vor der Welt zu vertheidigen. Darüber war der Hausstand in noch größere Zerrüttung verfallen, der Hausfrieden noch mehr gestört worden. Endlich, von unbezwingbarer Sehnsucht getrieben, hatte er sich aufgemacht, bereit, seiner Tochter Alles zu verzeihen, und hatte dafür einen solchen Empfang gefunden.

„Als ich am andern Morgen wiederkam, um Nachrichten einzuholen, fand ich den Alten in einem Lehnstuhl sitzend und Marietta auf einem Schemel vor ihm knieend. Ich mußte bemerken, wie der Kummer an seiner Gesundheit gezehrt habe; er sah um zehn Jahre älter aus und verrieth eine tiefe Abspannung der Geisteskräfte. Bald konnte er Freudenthränen darüber vergießen, daß er nun mit seiner Marietta wieder vereinigt sei, bald faßte ihn wieder die Besorgniß, daß seine Tochter als große Dame sich des armen alten Mannes schämen müßte; dann wollte er gleich wieder nach Pisa heimkehren. Ich sah mir das eine Weile an und bedauerte Marietta, denn aus solch einem Wiederfinden konnten wahrlich wenig Freuden erwachsen. Ich fragte, ob sie den Alten bei sich behalten wolle? Allerdings! antwortete sie mit großer Bestimmtheit, wenigstens so lange, als er bei mir zu bleiben wünscht! — Und der Fürst? fragte ich. Das wird sich finden, antwortete sie.

„Ich nahm darauf Abschied. Ehe ich ihr die Hand zum Lebewohl reichte, sagte ich noch: Marietta, Ihr Herz ist zu weich, Sie taugen nicht für die Bühne, das sehe ich erst jetzt. Schaffen Sie sich das Herz einer Monteggia oder Alibrandi an — oder bereiten Sie sich darauf vor, unglücklich zu sein. —

„Ich sehe," fuhr der Marchese nach einer längeren Pause fort, „daß Sie lange Zeit nicht in Italien gewesen sind oder sich dort nicht viel um die Oper bekümmert haben, sonst

würden Sie wissen, daß Marietta Bonara mehrere Jahre hindurch die Freude von Florenz war. Sie war in der That eine der ersten Sängerinnen im leichten und colorirten Fache. Ihre Stimme behielt den klaren, kindlichen, virginalen Charakter, der uns in Pisa hingerissen hatte, sie konnte mit Trillern gaukeln und tändeln, wie ich es nie vordem gehört und leider nie mehr hören werde. Ich sah sie auch in Rom wieder, aber mein Herz schlug nicht mehr, wenn man ihren Namen nannte. Ich reiste sogar ein paar Mal durch Florenz, ohne mich dort aufzuhalten und ohne sie zu besuchen. Auch dies Herz, das Sie einst so stürmisch bewegt sahen, lieber Cavaliere, hat allmählich gelernt ruhiger zu werden und Illusionen nicht allzu viel zu opfern.

„Zwei Jahre sind es nun, daß ich wieder nach Florenz kam, um dort eine Woche zu bleiben. Die Eisenbahnangelegenheiten, die ich oft als Vorwand gebraucht, waren diesmal eine Thatsache geworden. Ich hatte kaum die Besuche im Ministerium abgemacht, als ich schon Marietta aufsuchte. Die Thüren flogen auf, als ich meinen Namen dem Bedienten genannt, und in einer reizenden Toilette saß die einst so heiß Begehrte vor mir. Marietta war noch immer schön, aber etwas corpulent geworden, ihre Lebhaftigkeit von früher war nicht mehr da. Es war das Kindergesicht nicht mehr, das ich einst so sehr geliebt, und in den Augen lag etwas Unstätes, wenn auch ihre Haltung und ihre Bewegungen eine gewisse Erschlaffung verriethen. Ihr Benehmen war cordial und weicher als sonst, das schalkhaft spielende, attaquirende Wesen von ehedem ganz fort. Wir sprachen ruhig und fast immer ernsthaft über hundert Dinge, bis die Dämmerung herankam und es beinahe Zeit war, die Lichter anzuzünden.

„Allmählich fiel mir an Marietta eine Unruhe auf. Manchmal warf sie rasche Blicke hinter sich und in die Ecken des Zimmers, manchmal fuhr sie zusammen, als ob sie fröstle, und es war doch Sommer, der Abend sehr schwül. Ich konnte mir das nicht erklären, und da sie immer einsilbiger ward, andererseits aber ihre Unruhe wuchs, fragte ich sie endlich, ob sie sich etwa unwohl fühle.

„Nein, nein, sagte sie, das ist alle Abende so. Das kommt und vergeht wieder.

„Dabei fuhr sie zusammen, als wenn sie von einem elektrischen Funken berührt worden wäre.

„Natürlich beunruhigte mich das nicht wenig und ich drang in sie, mir zu gestehen, ob sie leide. In diesem Falle wolle ich mich entfernen.

„Da hielt sie mich lebhaft am Arme fest und beschwor mich zu bleiben. Es sei ihr lieb, wenn Jemand um diese Stunde bei ihr sei.

„Das war mir räthselhaft, doch ich sollte nicht lange im Ungewissen bleiben. Marietta zog mich an sich und sagte mit leiser, von Angst und Empfindung zitternder Stimme: Marchese, Sie sind einer meiner ältesten Freunde. Ihnen kann ich mich anvertrauen... Ach, es ist so furchtbar, so allein zu sein — keine Seele zu haben, keine Seele in der ganzen weiten Welt, der man gestehen kann, was man auf dem Herzen hat, was Einem das Herz abzudrücken droht. —

„Ich beschwor sie zu sprechen und gelobte Stillschweigen, da sagte Marietta: Verrathen Sie mich nicht — ich habe meinen Vater getödtet.

„Ich wich zurück und wußte nicht, ob ich wache oder träume, sie aber fuhr in heftiger Selbstanklage fort:

„Ich habe ihn umgebracht, ich hab' ihn in's Grab gebracht, ich bin Schuld an seinem Tode. Sie wissen, in welchem Zustande er hier ankam, wie alt er geworden, wie verändert. Alles, was er wünschte, war, mich um sich zu haben — ich war ja sein einziges Kind, sein Augapfel, sein Alles! Er war so schwach und kindisch geworden, daß ihn Alles angriff und Freud' und Leid ihn zu Thränen rührte, er war hülflos — aber gut, so gut! Seine Freude war, mich zu bedienen, er konnte meine Ueberschuhe in seiner Tasche tragen und sich freuen, wenn er sie zur rechten Minute hervorzog.... Nun wissen Sie, daß ich den Fürsten liebte. Es ging etwas Merkwürdiges in meinem Gemüthe vor. Einmal schämte ich mich, den Fürsten in Gegenwart meines Vaters bei mir zu sehen — und wieder schämte ich mich vor dem Fürsten, daß dieser arme,

ungebildete, faſt verkindete Greis mein Vater ſei. Wenn ich Geſellſchaft hatte und er da als alter Hausgeiſt umzugehen pflegte, fürchtete ich immer, man werde ihn auslachen. Der Fürſt ſagte: Quartieren Sie den Alten anderswohin. Er genirt uns und iſt ſelbſt genirt. Man darf ſich Abends nicht an's Piano ſetzen, ohne zu fürchten, von Ihnen den Text geleſen zu bekommen, und Heiterkeit und Gelächter haben ganz aufgehört. Drüben, gerade Ihrem Hauſe gegenüber, iſt eine paſſende Wohnung. Dahin werden wir ihn bringen. Ich machte Einwendungen — der Fürſt beſtand auf der Entfernung des Vaters und — ach, ich war ſchwach genug, nachzugeben.

„Ohne einen lauten Vorwurf über die Lippen gebracht zu haben, fuhr Marietta fort, ſchied der Vater und wurde in der That in einer ganz bequemen Wohnung untergebracht. Sie war ſogar wohnlicher und zweckmäßiger als die, die er bei mir hatte. Aber ſein Gemüth hatte einen Schlag erlitten, von dem er ſich nicht mehr erholte. Täglich beſuchte ich ihn, that Alles, was ich ihm zur Freude thun zu können glaubte — es fruchtete nichts. Er kränkelte immer mehr und ſtarb — ich habe ihn umgebracht.

„Marietta brach, als ſie mit ihrer Erzählung zu Ende war, in lautes Weinen aus. O, wenn Sie wüßten, wie Reue thut, wie Vorwürfe brennen! Abends habe ich keine Ruhe — Nachts keinen Schlaf. Ich nehme mein Mädchen mit und gehe durch die Gaſſen, nur um mich müde zu gehen, und im Hofe des Hauſes, wo er lebte, o da ſteh' ich oft ſtundenlang und weine!... Und denken Sie nur, fuhr ſie fort, indem ihr Geſicht den Ausdruck tiefſter Angſt annahm, in daſſelbe Zimmer, in welchem mein Vater wohnte, iſt ein anderer alter Mann eingezogen und ſitzt an demſelben Fenſter, an welchem er zu ſitzen pflegte — und ſieht mich an mit einem ſo vorwurfsvollen Blick —

„Marietta hatte das kaum geſprochen, als ſie einen lauten Schrei ausſtieß und mir wimmernd und jammernd in die Arme fiel.

„Dort im Nebenzimmer, rief ſie, regt ſich etwas — ach

Gott! ich hatte von jeher solche Abneigung gegen dies Zimmer —

„Kind, sagte ich, Du faselst! und wollte, ohne die Anwort abzuwarten, das Zimmer öffnen.

„Hören Sie, rief sie bebend, es regt sich 'was im Nebenzimmer.

„Jede Angst ist ansteckend. Es war während Marietta's Erzählung Nacht geworden, sie weinte, an mich geschmiegt, und ich stand rathlos da. Ich stellte ihr vor, wie ihr Vater kränklich, sein Tod nach den Gesetzen der Natur zu erwarten gewesen, daß es nur ein Zufall, daß er so bald nach der Uebersiedlung gestorben, Marietta war nicht zu trösten, hörte mich kaum an — und zeigte leise wimmernd nach der Thüre des Nebenzimmers, in dem sich wirklich etwas geregt hatte.

„Endlich machte ich mich los und öffnete sie. Ihr Windspiel, das dort auf dem Sopha eingeschlafen, war herabgesprungen. Sie beruhigte sich ein wenig und trocknete ihre Thränen.

„So fand ich Marietta wieder. Als ich von ihr ging, dachte ich: die ist entweder wahnsinnig oder bedroht, es zu werden!

„Der Zustand Marietta's machte mich lange Zeit ganz nachdenklich. Marietta hatte Alles erreicht, was sie begehrt, Ruhm, den Namen einer ersten Sängerin, sie war der Liebling des Publikums und lebte in glänzenden Verhältnissen; aber langsam und unheimlich war ihr die Nemesis nachgeschlichen und hatte sie in der Mitte ihres Glücks und ihres Uebermuths erfaßt. Es war bekannt, daß sie Anfälle plötzlicher Schwermuth habe, man nannte es bei ihr nur Launen und Caprice, ich war vielleicht der Einzige, der nun den Grund ihres Grams wußte. Zum zweiten Mal im Leben wurde ich ihr Vertrauter, und ich muß sagen — eigentlich weit redlicher, als das erste Mal, wo ich doch meine Seitenabsichten mit dabei hatte — suchte ihr zu Hülfe zu kommen. Gern hätte ich gleich einen Arzt über ihren Zustand consultirt, doch hätte die Sache schwerlich geheim genug gehalten werden können. Ich besuchte nun Marietta öfter und war unermüdlich, sie beruhigen

und trösten zu wollen — ach, ich sah aber bald, daß die Wahnvorstellungen schon in ihrer Seele tief Wurzeln gefaßt hätten. Mitten in der unbefangensten, ja heitersten Stimmung konnte sie in's andere Zimmer flüchten und dort in Thränen gebadet niedersinken. Wenn sie früher mich damit geschreckt hatte, daß sie Bekannte aus Pisa zu sehen vorgab, so sah sie deren jetzt wirklich, so oft ich mit ihr über die Gasse ging. Der Gegenstand ihrer äußersten Furcht aber war jener harmlose alte Mann, der am Fenster gegenüber saß. Sie fürchtete ihn und konnte sich doch nicht entschließen, ein anderes Quartier zu nehmen.

„Der Fürst hatte sie verlassen.

„Tiefbesorgt über ihren Zustand, nahm ich nach einer Woche von ihr Abschied. Wenn Reisende von Florenz ankamen, fragte ich jedesmal nach Marietta Bonora. Ich hörte, daß sie noch immer ein Liebling des Publikums, aber durch Krankheit oft verhindert sei, aufzutreten. Manchmal am Abende selbst müsse die Vorstellung abgesagt werden. Nur von einer Künstlerin, die so vorzüglich sei, könne sich Direction und Publikum so etwas gefallen lassen.

„Da überraschte mich eines Tages die Nachricht, daß Marietta das Theater verlassen habe und geisteskrank im Hause eines Arztes in der Nähe von Florenz untergebracht worden sei.

„Es war vor einem Jahre auf der Reise von Rom nach Wien, als ich in Florenz ankam. Ich fragte sogleich nach Marietta und erhielt ihre Adresse. Ich nahm einen Wagen und fuhr hinaus.

„Die Wohnung des Doctor Palforio lag auf der rechten Seite des Arno, zwischen Gärten, es war ein kleines Häuschen mit Schiefer gedeckt, ein Garten dahinter. Der Doctor, ein schlichter Mann der Wissenschaft, der einzig für eine kleine Zahl von Patienten lebte, empfing mich freundlich, als ich mich ihm als einen alten Bekannten Marietta's genannt hatte, und erbot sich gleich, mich zu ihr zu führen, sie sei im Garten. Auf dem Wege dahin fragte ich, wie der Irrsinn in ihr zum Ausbruch gekommen. Er erwiderte, es sei ein Unglück, daß sie zuerst in die Hand eines Pfuschers gefallen. Da Marietta vor einem alten Manne, der in einem Hause ihr gegenüber gewohnt,

ein Grauen empfunden und ihn für ihren todten Vater gehalten, sei der Arzt einmal zu dem Alten gegangen und habe ihn ersucht, zu Marietta hinüberzukommen, damit sie ihn in der Nähe sehe. Statt sie dadurch von einer fixen Idee zu heilen, habe das Eintreten des alten Mannes einen fürchterlichen Eindruck auf die Kranke geübt und sie in eine Reihe von Paroxysmen geworfen.

„Wir waren unter diesem Gespräche bis auf einen weiten Wiesenplan gelangt, in dessen Mitte sich eine breitkronige Eiche erhob. Auf einer Bank am Fuße des Baumes saß eine Frauengestalt, eifrig beschäftigt, Gegenstände, die sie in ihrer Schürze zu bewahren schien, zu ordnen und zu sondern.

Es war Marietta — so hatten wir sie auch oft in ihrem Garten gesehen. Ihr reiches, braunes Haar hing ihr in dichten Locken nachlässig um das Gesicht. Dies Gesicht hatte noch die Schönheit von ehemals, aber manche Falte war auf der Stirn, der Teint hatte an Frische verloren, die Lippen, die von Zeit zu Zeit unverständliche Worte murmelten, waren blasser und schmaler geworden. Ich betrachtete stummen und traurigen Auges dies Bild der Zerstörung.

„Was thut sie? fragte ich endlich, da die Irre, ganz in ihr stilles Geschäft vertieft, die Kommenden nicht beachtend, sitzen blieb.

„Sie finden sie, erwiderte Valforio, bei ihrer gewöhnlichen Arbeit. Geben Sie Acht.

„Die Schätze, die sie in ihrer seidenen Schürze vor sich hatte, waren kleine Steinchen, todte Käfer, einzelne bunte Federchen, glänzende Glasstückchen, Fasern von Moos, ausgerissene Insectenflügel. Sie hatte sie auf ihrem Morgengange durch den Garten gesammelt, und war nun beschäftigt sie zu sortiren. Dann zog sie einen kleinen Knäul bunter Seidenfädchen hervor, grün gelb, roth, weiß, und befestigte die Kleinigkeiten.

„Als sie damit fertig geworden, stand sie auf und begab sich in das anstoßende Gartenhäuschen. Dort knüpfte sie die Fäden an die Gitterstäbe des Fensters und öffnete dann die Thüre, damit ein Luftzug entstehe. In leisen Schwingungen schwebte der bunte Tand, die Irre aber blickte bald diesen an,

bald blickte sie in die Sonne, trat freudig lauschend bald ein paar Schritte zurück, bald ein paar Schritte vor, einem Kinde gleich, das über sein Spielzeug entzückt ist. Dabei glänzte ihr Auge vor Freude, ihre Lippen murmelten: Wie schön! wie das glänzt und funkelt — Alles lebt, Alles lebt wieder, rief sie mit leidenschaftlichem Schmerz. Nur der Theure ist todt und kommt nicht wieder! Alles lebt! Alles lebt wieder, wiederholte sie mit verstärkter Bewegung, nachdem sie eine Weile lang in innigem Anschauen geschwiegen. Ach, welche schönen Netze, welche magische Fäden, welche schillernden Kostbarkeiten! Die Stunden verschwinden wohl, aber sie lassen einen Schleier zurück für Die, die sie zurückhalten! Das sind Flügel, schönen Minuten ausgerissen! Das sind Erinnerungen! Ich habe sie wiedergefunden, ich darf sie nicht verlieren, ihr Werth ist unschätzbar!

„Sie blickte lange unverwandt auf ihren Tand. Glauben Sie mir, sagte der Arzt leise, sie sieht jetzt eine Welt von Phänomenen, von hellen, wunderbaren Visionen. Tausend Gestalten spazieren vor ihrem Auge durch schattige und duftspendende Baumgänge. Lichte Marmorcolonnaden, Wiesenplätze von Geistern bevölkert, bunte Vögel, glitzernde Springbrunnen, Bassins mit goldenen Fischen, prunkende Früchte in üppigem Laubgrün hängend hat sie vor ihren Blicken. Ihr Lächeln war selig, von unendlicher Träumerei! Klagen wir nicht, die Wahnsinnigen sind nicht so unglücklich, als wir denken!

„Ich hatte beinahe ein Bedenken, ihr näher zu treten und sie aus ihrem Sinnen zu erwecken. Aber der Ausdruck der Freude verlosch allmählich wie ein scheidendes Sonnenlicht auf dem Angesicht der Kranken, sie trat einen Schritt zurück und ließ ihre vorgestreckten Hände langsam sinken.

„Marietta! rief ich, indem ich leise ihre Hand ergriff.

„Sie sah mich ohne eine Spur des Wiedererkennens an und blieb stumm.

„Erkennen Sie mich nicht, Liebe? fuhr ich fort.

„In ihrem Antlitz war es zu lesen, als erwache sie aus Träumerei zum Bewußtsein, aber dabei auch zu einer Welt von Schmerz, Enttäuschung und Schrecken.

„Mein Gott! der Marchese! rief sie in einem Tone, den

ich nie vergessen werde. Sie kommen mich fortzureißen — zur Bühne zu entführen — aber ich sage Ihnen, ich sehe es selber ein, ich tauge nicht für's Theater — ich will lieber hier bleiben, hier in unserem Garten — der Cavaliere wird gleich hieher kommen."

„Sie sagte der Cavaliere?" fragte Hostiwin dazwischen.

„Ja, der Cavaliere," erwiderte der Marchese. „Sie spielten eine große Rolle in ihren Träumen, doch schreiben Sie sich darum nicht allzu große Schuld zu — sie nannte keinen Namen so süß und lieblich, wie den Ihrigen. Die Erinnerung an Sie fiel wie ein Sonnenschein auf die wolkenbedeckte Welt, in der sie zu leben schien. Für Sie sammelte sie ihre Schätze, Sie erwartete sie im Garten — auf Sie schleuderte sie keinen Vorwurf, sondern nannte Sie den treuen, wahren Freund, der ihr zum Besten gerathen. Mich — mich warf sie unter die Schuldigen! Und doch —"

„Ich war nicht schuldig, ihr gegenüber," sprach Hostiwin. „Ich ertrüge es kaum, wenn sie gesagt hätte, ich sei Schuld, und wenn sie es auch im Wahnsinn gesagt hätte."

„Hören Sie weiter," fuhr der Marchese fort. „Als ich den Garten verlassen hatte, fragte ich den Arzt, welche Hoffnungen er habe. Er sagte, daß er nichts versprechen könne. Erst dann, wenn die schmerzlichen Empfindungen des Mädchens aufgehört hätten, ohne die Wahnvorstellungen mitgenommen zu haben, sei an der Rettung zu verzweifeln. Fast jede Woche besuchte ich die Anstalt, Monate hindurch, ohne daß sich das Geringste in Marietta's Zustand geändert hätte. Plötzlich mußte ich nach Paris reisen. Nach drei Monaten erschien ich bei Doctor Palforio wieder.

„Sie finden sie nicht mehr! rief er mir entgegen.

„Ich hielt mich vor Schrecken an der Thüre fest.

„Freund, rief der Arzt, wie konnte ich durch die unbedachten Worte Sie so erschrecken! Sie finden sie nicht mehr — das heißt: sie ist nicht mehr bei mir, Marietta Bonora lebt frisch und gesund in der milden Luft von Ischia.

„Ich war selig und flog nach der Götterinsel!"

„Gottlob!" rief Hostiwin, „mir fällt ein Stein vom Herzen."

„Seitdem," schloß der Marchese, „hat sie das Theater nicht mehr betreten, den ersten Geliebten vergessen und ist mit einem Conte Pedrocchi verheirathet, demselben, in dessen Villa Sie in Pisa gewohnt. Sie wohnt — o des Unglücks, in Rom mir gerade gegenüber. Meine Liebe ist unglücklich geblieben, wie sie von jeher war, die Kalte, die Böse lohnt meine Liebe mit Hohn und Spott. Wenn Sie nach Rom kommen, werden Sie die kleine Quälerin sehen, die mich so unglücklich gemacht hat und mich heute noch unglücklich macht. Baron, Ihr Bordeaux ist vortrefflich."

„Und darf man den Namen von Marietta's erstem Geliebten wissen?" fragte Hostiwin.

„Warum nicht?" fragte der Marchese. „Es war —"

Er wurde unterbrochen. Ismael trat mit einer Karte ein.

„Dies," sagte der Mohr, „wurde mir soeben von einem Bedienten übergeben."

Hostiwin nahm die Karte und fuhr, die Buchstaben erblickend, zusammen:

„Dieser Mensch verhöhnt mich!" rief er. Er kommt nicht selbst, aber er läßt mir sagen: Ich bin da! Ich und sie!"

Seine Mißstimmung überwindend, wiederholte er die Frage: „Wie hieß der Verführer?"

„Fürst Basil Marizza," war die Antwort.

Da warf Hostiwin die Karte vor des Marchese Augen auf den Tisch und rief:

„Da ist er. Lesen Sie: Basil Marizza!"

Der Marchese blieb noch einen Tag am Almsee. Nachdem Hostiwin seine Einladung, mit ihm zu Wallmerode's Hochzeit nach Wien zu gehen, abgelehnt hatte, reiste er ab.

Achtzehntes Kapitel.

Die Familie Altschul.

Acht Tage später saß der Marchese von Val Madonna in Wien vor seinem Büreau und ordnete unermüdlich Papiere. Heute noch sollte die Hochzeit der Marchesa Leonie mit Herrn von Wallmerode stattfinden. Der morgige Tag war für den Marchese und seine Gemahlin, die ihm nach Wien gefolgt war, zur Heimreise nach Rom angesetzt. Nur die Rücksicht für Leonie hatte den zärtlichen Vater nach Beendigung seiner Geschäfte noch so lange in Wien zurückgehalten.

Val Madonna hatte bereits eine Toilette gemacht, wie sie dem heutigen Tage geziemte. Er trug die Uniform eines neapolitanischen Kammerherrn, — denn dies war er seit einem Jahre geworden — einen rothen Frack mit stehendem Kragen und breiten goldenen Borten, eine weiße Kniehose, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Auf seiner Brust prangte ein kleiner Auslagskasten mit Orden. Ja, dem Glücklichen war es vergönnt, scheinbar unverträgliche Gegensätze, neben dem Halbmond des Sultans das päpstliche Kreuz einträchtig auf seiner Brust zu tragen.

Der Marchese sah heute recht alt und abgespannt aus, wie das immer der Fall war, wenn er sich allein mit seinen Gedanken befand und der lebhafte Geist den gebrechlichen Leib nicht gewaltsam galvanisirte. Seine Lippe hing herab, die scharfe, gebogene, spitze Nase senkte sich ihr nach. Plötzlich fuhr die weiße ringbesetzte Hand durch das noch immer volle, aber bereits recht graue Haar — er lehnte sich im Fauteuil zurück, schlug die Beine übereinander und fing halblaut zu monologisiren an.

„Einzige Tochter," sagte er leise in ganz gutem Deutsch — es war wirklich auffallend, wie gut deutsch dieser Römer sprach — „Erbin meines ganzen Vermögens und aller meiner

Tugenden! — Wallmerode hätte ſchlechter wählen können. Nun — es muß Alles gut ſein, ich bin zufrieden. Zwar mit ſeinem Vermögen ſieht es ſchlecht aus, es iſt viel weniger da, als ich je hätte denken können, aber der Burſche verſteht die Welt von heutzutage und wird in ihr ſeinen Weg machen. Er wird, im Ganzen genommen, ein guter Gatte werden, rückſichtsvoll, aufmerkſam und von guten Formen, denn er fürchtet die Welt zu ſehr, — ohne brüske Ein- und Ausfälle — denn er hat ausgetobt. Meine gute Frau hat er ſchon ganz gewonnen — ſie ſieht in ihm einen Ausbund aller Tugenden, und Leonie iſt glücklich! Ja, Leonie iſt glücklich! Ich kann ſie beruhigt bei ihm zurücklaſſen, und fühle ich mich einmal allzu müde, Geld und immer wieder Geld für Andere zu erwerben, dann verlaſſe ich Rom, ergebe mich in das Loos eines Greiſes und komme nach Wien, um dort meine Enkel auf den Knieen zu wiegen. Das ſei das Ende vom Liede!"

Der Marcheſe ſtand auf, ging an's Fenſter und trommelte, in Gedanken verloren, auf den Scheiben.

„Noch wäre es Zeit," murmelte er leiſe. „Soll ich thun, wie es ſich eigentlich ziemte? Soll ich meinem Schwiegerſohn Alles geſtehen? Ich ſollte es — denn es iſt gut, wenn Verwandte keinen Strohhalm groß Geheimniß zwiſchen ſich haben; es könnte auch ſpäter herauskommen und dann giebt's eine Scene." — Er ging ein paar Schritte auf und nieder, blieb dann plötzlich ſtehen und rief: „Nein, nein! Es geht nicht über meine Lippen! Ich ginge ja ſo gern nach Prag, um ſie Alle wieder zu ſehen, von denen ich nun ſeit dreiunddreißig Jahren nichts weiß — kaum weiß, daß ſie leben — ich thue es nicht! Bin ich herzlos darum? Nein, nein, es iſt nur die Conſequenz meines Syſtems, das ich ſo lange befolgt. Sie leben ohne mich — warum ich nicht ohne ſie?"

In dieſem Augenblicke trat Wallmerode ein und flog ſeinem Schwiegervater um den Hals. Er war im Frack, weißer Halsbinde, lackirten Stiefeln, in der von Neuheit funkelnden Toilette eines Bräutigams. Seine imponirende Geſtalt war hoch aufgerichtet, der Ausdruck ſeines Geſichts ſtrahlend — und doch war dieſer Ausdruck erkünſtelt. Er hatte, eben als er vor dem Thore des Hotels vom Wagen geſtiegen, eine

Erſcheinung zu erblicken geglaubt, die ihn an dieſem Tage wie ein böſes Omen berührt hatte.

„Iſt Leonie — iſt Mama zu ſprechen?“ fragte er raſch, indem er ſeinen Hut wegwarf.

„Noch nicht,“ erwiderte Val Madonna. „Die Frauen kommen nie zu Ende. Beide werden hier erſcheinen. Bis ſie fertig ſind, durchfliegen Sie dieſe Papiere, Sie werden hoffentlich mit ihrem Inhalte zufrieden ſein. Doch zu Anderem! Das Programm des Tages ſteht folgendermaßen feſt: Um halb ein Uhr — das iſt in einer Stunde — die feierliche Handlung im St. Stephansdom, um halb Drei Fahrt nach Hietzing — um drei Uhr das Diner, vierzig Couverts — habe hundert Flaſchen Champagner erſter Qualität hinausgeſandt — um acht Uhr Ball, Concert, Feuerwerk, Illumination — ſind Sie zufrieden?“

„Ob ich es bin?“ rief Wallmerode, der die Papiere durchflogen. „Sie ſind der edelſte der Schwiegerväter und Ihre Großmuth endlos wie Ihre Liebenswürdigkeit. Sie ſind der Epigone eines Geſchlechts, das immer ſeltener wird, eines Geſchlechts von Männern, die Jünglinge blieben bis zum erſten weißen Haar und Cavaliere ihr Leben lang. Unter der Regence hätten Sie zu Welt kommen ſollen, Saint Simon wäre Ihr Freund geweſen und Bolingbroke hätte Sie bewundert! Sind Sie der Graf von St. Germain, daß Sie nicht altern? Wie kommen Sie nach Rom? Wie erhielten Sie ſich unter jenem ſchweren, dumpfigen, weihrauchgeſchwängerten Himmel? Ich bin ſtolz und froh, Ihr Schwiegerſohn zu ſein, ich kann die Minute nicht erwarten, in welcher ich es wirklich ſein werde.“

Wallmerode ging enthuſiaſtiſch auf den Marcheſe zu, in der Abſicht, ihn an ſein Herz zu preſſen, als er etwas ſah und, wie von einem Gedanken berührt, innehielt.

Ein Korb, der unfern vom Schreibtiſche auf der Erde ſtand, war es, der ſeine Aufmerkſamkeit erregte.

„Was haben Sie da, cher beaupère?“ fragte er.

„Ach — nichts —“ erwiderte der Marcheſe ganz unbefangen. „Dieſer Korb geht morgen nach Prag — es ſind Pomeranzen darin.“

„Nach Prag? Pomeranzen? Sind wohl auch Paradiesäpfel dabei?“ rief der Freiherr mit einem Ausdruck der Verwunderung, den der Marcheſe ſich nicht erklären konnte.

„Eſſen Sie ſie etwa gern?“ fragte er gutmüthig, indem er ſich niederbog, um einen heraufzuholen. „Ich ſchicke ſeit vielen Jahren — einem bekannten Hauſe — als ein kleines Geſchenk —“

Wallmerode ſprang auf, ſchlug die Hände ineinander, betrachtete den Marcheſe, als ob er ihn in dieſem Augenblicke zum erſten Mal ſähe, und fuhr ſich plötzlich über die Stirn, als ob eine alte Erinnerung mit allen Einzelheiten in ihm erwacht wäre. Er ſtellte ſich aufrecht vor den Alten hin, der verſucht war ihn für von Sinnen gekommen zu halten, und ſagte mit einer die Worte überſtürzenden Heftigkeit: „O, ich habe eine fürchterliche Ahnung!“

„Eine Ahnung —“ rief der Marcheſe. „Welche Ahnung? Erklären Sie ſich —“

„Darf ich?“ fragte Wallmerode.

„Gewiß, gewiß!“ —

„Wir haben heute den 14. September.“

„So iſt es.“

„Dieſer Korb wird ſonach am 16. in Prag ankommen.“

„Allerdings.“

„Am 17. iſt das Laubhüttenfeſt der Juden!“

„Was hat das damit zu thun, lieber Baron!“ fragte Val Madonna, allerdings jetzt nicht mehr ſo ruhig wie vorher.

„Kennen Sie den Juden Altſchul?“

„Wozu dieſe Frage?“

„Sie ſind — o es ſollte unmöglich ſein — denn es verwirrt alle Begriffe — es iſt um den Verſtand zu verlieren — Sie ſind — ja, Sie ſind ſein Bruder!“

„Wohlan — ich bin's!“ erwiderte der Marcheſe. „Längſt ſchon wollte ich Ihnen bekennen, daß ich kein geborener Römer, kein geborener Marcheſe, daß ich ein Prager, Ihr Landsmann! Auch von meiner Abſtammung wollte ich Ihnen erzählen, meinen Wanderungen, den Schickſalen, die mich in jungen Jahren in der halben Welt umhergetrieben, bis ich nach Rom

kam und Commis wurde — die Tochter meines Chefs heirathete und das Marquisat erwarb — thörichte, unausrottbare Scrupel ließen mich vor Ihnen — dem geborenen Edelmann, dem gläubigen Katholiken, schweigen! Doch was sag' ich? Leonie ist ja schon im Schooße der alleinseligmachenden Kirche und des kaum minder beseligenden Marquisats geboren, und nicht einmal sie weiß, was sie für Verwandte hat — drum glaubt' ich es auch Ihnen verschweigen zu können. Es war überhaupt ein Punkt — o dieser Punkt — der Mensch hat seine Schwächen und ich — nicht einmal in stiller Kammer liebte ich, wenn auch noch so flüchtig, darüber nachzudenken. Sehen Sie hier — auf meiner Brust — dies Band gelb und blau? Es ist das Band des spanischen Isabellenordens. Er wurde gestiftet zum Gedächtniß der Vertreibung und Ausrottung der Juden. Man hat mir ihn an die Brust geheftet. Und dies Band daneben? Es ist der St. Gregoriusorden, ein Geschenk des heiligen Vaters. Die Welt hat meine Vergangenheit vergessen, soll ich allein ihrer gedenken? Soll ich sagen: mein Vater wohnte in Prag in der Belelesgasse, er war ein Lederhändler und im Talmud sehr belesen? Ich bin Marchese, Marchese von Val Madonna. An einer alten Mauer kroch die Raupe — der Schmetterling, der aus ihr geworden, kreist farbig in den Lüften! Ach, nur mit Grauen denke ich ja seit Jahren des alten, schmutzigen, winkligen, übelriechenden, halbverfallenen Stadviertels, über dessen Eingangsgassen die bekannten Drähte gezogen sind — ich bin auch — es ist vielleicht recht schlecht von mir — seit dreiunddreißig Jahren außer aller Verbindung mit Bruder, Verwandten und Bekannten geblieben. Nur wenn das Laubhüttenfest kam, sandte ich alljährlich — so sentimental bin ich — ein Lebenszeichen — doch wie errieth en Sie, welcher Scharfsinn — doch nein, welcher Zufall —"

„O, hätte ich es nie errathen!" rief Wallmerode, sich auf die Stirn schlagend. „Hätte ich es nie erfahren! David Altschul Ihr Bruder! abscheulich!"

„Sie kennen ihn, lieber Baron?" fragte Val Madonna. „Ist er ein schlechter Mensch geworden? Ich denke, er wird

wohl geblieben ſein, was er als Knabe war, ein armer Burſch mit bedeutendem Erwerbstrieb — wär' er ein Spitzbube?"

„Ein Spitzbube?" erwiderte Wallmerode. „Bewahre! das kann man nicht ſagen! Mir war er nur — läſtig, ich habe durch ihn gelitten — — übrigens — wenn dieſer Korb an ihn gelangen ſoll, dürfen Sie ihn nicht nach Prag ſchicken — der Menſch iſt hier — hier in Wien — er ſchleicht ſogar um dieſes Haus herum — ich täuſche mich nicht — ich bin ihm ſoeben begegnet —"

In dieſem Augenblicke trat ein Bedienter ein.

„Ein alter Mann," meldete er, „iſt draußen und wünſcht mit dem Herrn Marcheſe zu ſprechen — er nennt ſich David Altſchul."

„Soll hereinkommen!" ſprach Val Madonna hoch erregt.

Wallmerode wollte bei Seite ſchlüpfen, doch ſchon ging die Thür auf, eine verwitterte Geſtalt mit einer Falkennaſe und Geieraugen trat ſchüchtern herein, blieb hart vor der Schwelle ſtehen, fixirte den Marcheſe, ohne Wallmerode zu bemerken, und rief erſt leiſe, dann mit immer wärmerem Ausdruck:

„Er iſt's — ja er iſt's — ich habe mich nicht getäuſcht — Iſaak, Bruder Iſaak!"

„Iſidor!" erwiderte Val Madonna, mit erhobenem Haupte auf Altſchul zugehend und ihm lächelnd die Hand drückend. „Das iſt eine große Ueberraſchung, die mich faſt erſchreckt hätte, wenn ich nicht ſoeben auf ſie vorbereitet worden wäre. — Doch ſage, ſprich, wie kommſt Du her? Ich dachte Dich noch immer in der Belelesgaſſe — im alten Eckhaus, dem Brunnen gegenüber."

„Ich wohne nicht mehr dort," erwiderte Altſchul. „Ich wohne ſchon ſeit zwei Monaten in Wien. Prag iſt mir verleidet worden und die Belelesgaſſe und das Eckhaus, weil ich habe dort gehabt Unannehmlichkeiten mit böſen Menſchen. Und als ich war abweſend geweſen vom Hauſe einige Zeit und bin zurückgekommen und habe nicht mehr angetroffen am Leben meine arme Schwägerin Rebekka! —"

„Rebekka todt!" fiel Val Madonna ein, „ſie war ein

schönes Mädchen — so schwarzaugig und schlank — sie war so poetisch und wußte den Schiller auswendig — auch den Lafontaine und den Clauren —"

„Wohl wohl," erwiderte Altschul, mit dem Kopfe nickend, „sie war lieb und gut und eine gute Wirthin und hat ihre schönen schwarzen Augen behalten bis in ihre alten Tage. Leider bist Du ihr zu viel herumgegangen im Kopfe, sie konnte nicht vergessen ihr Lebtag den Isaak, der mit ihr gelesen hat den Schiller und so viele andere Dichter, und es hat ihr abgedrückt das Herz, daß Du nie von Dir hast hören lassen ein Wörtlein. Seit vier Jahren hat sie gehabt einen Husten, der der gar arg war im Winter und ärger ist geworden alljährig — und als ich bin vor zwei Monaten zurückgekommen nach Hause von einer Abwesenheit — (Ich kenne sie! dachte Wallmerode) da hab' ich die arme Rebekka nicht mehr getroffen."

Altschul hielt ein, zog ein farbiges Taschentuch hervor und wischte sich die Augen.

„Und seitdem bist Du hier, lieber Bruder?" fragte der Marchese mit Theilnahme.

„Seitdem lebe ich hier als ein kleiner Geschäftsmann, sorgenfreier als sonst, weil ich die Kinder alle habe untergebracht bei tüchtigen Geschäftsfreunden und hoffen kann, daß sie werden vorwärts kommen im Leben. Und oft und oft, lieber Bruder, habe ich Dich vorüberfahren sehen im Wagen mit dem Herrn Lakai hinter Dir, und eine große Aehnlichkeit ist mir aufgefallen — und etwas — soll man es nennen Sprache des Herzens? hat mich gedrängt, daß ich mich habe erkundigt nach dem Namen. Nun hat man mir gesagt einen italienischen Namen und Dich genannt Baron, Marquis, was weiß ich — und ich bin wieder irre geworden trotz der großen Aehnlichkeit und der Sprache des Herzens. Doch dann habe ich mir wieder gedacht: so viele von unseren Leuten haben sich getauft und sind geworden Barone und große Herren mit Wagen und Lakaien — der Herr ist aus Rom — und so kann ich nehmen wenigstens einen Vorwand und bei ihm anfragen, ob er nicht gehört hat in Rom von einem gewissen Isaak Altschul. Lange bin ich gestanden vor dem Hause, bis ich mir genommen habe das Herz — Gott der Gerechte! er ist es selbst — und ich

stehe, vor meinem Bruder, wie Ruben gestanden ist vor Joseph dem verloren Geglaubten, der groß und mächtig geworden war inzwischen im Lande Aegypten —"

Nur mit der Ausnahme, daß Du mich nie beleidigt, mit der Ansnahme, daß ich Dich um Verzeihung zu bitten habe wegen meines langen Schweigens. Willst Du mich an Dein Herz nehmen, David?"

David Altschul breitete die Arme aus und Val Madonna fiel ihm um den Hals. Wallmerode war abseits getreten und machte sich noch immer mit den Papieren zu thun. Er zitterte vor dem Augenblicke, da Altschul ihn bemerken würde, und bebte innerlich, daß durch die unerwartete Ankunft des Bruders ein Hinderniß seiner Heirath bereitet werden könne. Er sah hochsinnig über dies Hinderniß hinweg. Doch schon trat Val Madonna zurück und sagte:

„Du triffst eben zu einem wichtigen Feste bei uns ein. Meine Tochter hat heute Hochzeit. Hier ist ihr künftiger Gemahl — ein Landsmann, der Dir bekannt ist — — Freiherr von Wallmerode."

„Der Freiherr von Wallmerode!" wiederholte Altschul im Tone größter Bestürzung. „Es geschehen Wunder täglich! Der Freiherr von Wallmerode!"

Er machte einen steifen Bückling, den Wallmerode gemessen erwiderte.

Indessen wurde es immer lauter auf den Treppen, im Wohnhause, in den Nebenzimmern, die Marchesa und Leonie stürzten herbei und umschlangen den Vater. „Die Wagen kommen!" riefen sie. Die Toilette der Braut war hinreißend, Wallmerode erschöpfte sich in Betheuerungen seines Entzückens.

Val Madonna wollte seinen Bruder der Familie vorstellen, Alschul bedeutete ihn zu schweigen und zog ihn von hinten am Rock. „Ich entfernte mich jetzt," sagte er, „in aller Stille. Morgen will ich wiederkommen, wenn Alles vorüber, da wollen wir plaudern."

„Rührende Bescheidenheit!" dachte Wallmerode, „der Gott Abraham's, Isaak's und Jacob's segne dich dafür!"

„Willst Du nicht mit zur Kirche und dann zum Hochzeitsessen kommen?"

„Ich danke," sagte Altschul in einem Tone, welcher Shylok's nicht ganz unwerth gewesen wäre. „Esse zu Hause, bei meinen Leuten."

„Die Speise der Unreinen vertreibt ihn! Er geht! Ich bin glücklich!" jubelte Wallmerode im Stillen.

„Nun, ich sehe, Du bist Einer von den Alten geblieben und nicht zu halten," sagte Val Madonna. „Komme morgen — so früh, wie Du willst, wieder. Abends will ich reisen!"

Er schüttelte die Hand des Bruders. Dann, auf einen plötzlichen Gedanken hin, nahm er ihn beiseite und flüsterte:

„Du schienst so bestürzt, als ich Dir den Bräutigam meiner Tochter vorstellte. Weißt Du etwas Schlechtes über den Baron?"

„Etwas Schlechtes?" wiederholte Altschul, indem er den Marchese fixirte, um zu wissen, inwiefern Wallmerode über ihn geplaudert. „Nein! ich habe nur durch ihn gelitten!"

„Er hat durch Dich gelitten, Du hast durch ihn gelitten — seid doch eine tolle Bande — habt wohl Geldgeschäfte mit einander gehabt?"

„So etwas!" murmelte Altschul.

„Hat er Dich bezahlt? fragte Val Madonna.

Altschul nickte mit dem Kopfe.

„Dann verstehe ich Deine Schwermuth nicht, lieber Bruder," rief Val Madonna lachend, indem er ihm auf den Rücken klopfte. „Nun, wie es auch sei — auf Wiedersehen morgen!"

Altschul verschwand, zur großen Herzenserleichterung Wallmerode's

Eine Viertelstunde später fuhr der Zug der Brautleute in die Stephanskirche, wo der Domherr von Platzer die beiden Liebenden vereinigte.

Neunzehntes Kapitel.

Am Rand des Abgrunds.

Es war noch sehr früh am Morgen. Hostiwin saß in seinem Studirzimmer bei einem Buche, Ismael stand vor der Thüre, die aus dem Vorzimmer hereinführte, und zeigte beständig die Absicht einzutreten, ohne den Muth zur Ausführung zu finden. Mehrmals, da seine Zaghaftigkeit auf's Höchste gestiegen war, so daß er unverrichteter Sache davongehen wollte, zog er ein Brieflein aus der Brusttasche und schien sich aus dessen Inhalt Entschlossenheit holen zu wollen.

Dies Brieflein war von Gertrud, der schönen Tyrolerin, die er in den vorjährigen Winterabenden in der Dorfschenke von Hohensprung kennen gelernt hatte. Er hatte das Mädchen nicht vergessen. Während sein Herr sich von dem Frauengeschlecht völlig abzukehren begann, war in Ismael eine Leidenschaft emporgewachsen.

Bereits seit fünf Monaten wechselte er hinter Hostiwin's Rücken mit dem Mädchen Briefe und hatte der Gertrud aus eigenem Antriebe kurz nach Neujahr die Heirath versprochen.

Beiden Theilen schien's, je früher dieser Augenblick komme, desto besser. Ismael wartete nur auf eine bessere Laune seines Herrn, um auch von dessen Einwilligung sein ferneres Schicksal abhängig zu machen. Leider fand er, daß Hostiwin von Tag zu Tag trüber wurde, bis er endlich, von Schwermuth überwältigt, an den Almsee ging, wo er selbst das Reden mit einem Weibe vermied.

Ismael schrieb seiner Verlobten nur die Wahrheit, wenn er die Schuld der Verzögerungen seinem Herrn aufbürdete; aber Gertrud, die nach den wenigen flüchtigen Begegnungen ein freundliches Bild von Hostiwin hatte, wurde gegen ihren

schwarzen Bräutigam mißtrauisch und meinte am Ende, daß das ewige Hinausschieben der Hochzeit etwa gar einen verhüllten Abfall bedeuten könne.

Schon vor einigen Wochen hatte sie Ismael in diesem Sinne geschrieben, ohne daß dieser es wagen zu können glaubte, seinem Herrn das Heirathsgesuch vorzutragen. Fast täglich faßte er den Entschluß, es am nächsten Morgen zu thun, aber der Gedanke, von seinem Herrn abschlägig beschieden werden zu können, trieb ihn gewöhnlich vor der Thüre wieder zurück. Eben hatte er wieder von Gertrud einen Brief erhalten, in welchem ihm kein Ausweg gelassen war.

Lange wandte er sich hin und her, bis er endlich vom wiederholten Anblick des Blattes gestachelt die Thür öffnete.

Hostiwin las und schien sehr freundlich.

„Hättest Du Zeit, Herr?" fragte der Mohr schüchtern.

„Wozu?"

„Zu einer kleinen Unterredung. Eine Frage ist's, eigentlich eine Anfrage."

„Rede," sagte Hostiwin und legte das Buch weg.

„Zuerst," sagte Ismael, „möchte ich wissen, ob ich Dich in guter Stimmung treffe, sonst ließe ich es auf ein ander Mal."

„Wie kommst Du mir vor?" rief Hostiwin ärgerlich, „meine Stimmung hat nichts mit dem zu thun, was Du mir zu sagen hast. Ich sehe die Dinge nicht heute in einem andern Licht, als morgen."

„Du bist stets vernünftig und gegen mich großmüthig. Es ist schwach von mir, an Dir diesmal zu zweifeln."

„Was soll denn kommen?" fragte Hostiwin, dessen Aufmerksamkeit plötzlich gespannt ward.

„Ich gehe," begann Ismael, sauer sächelnd, „seit langer Zeit mit einem Gedanken um, den ich Dir gern schon längst mitgetheilt hätte, wenn es den Umständen angemessen gewesen wäre. Endlich ist die Sache gereift und liegt mir Tag und Nacht auf der Seele — ich habe auf Hohensprung" — er hielt inne.

„Erspar' Dir die Umschweife —"

„Kurz und gut," fuhr Ismael mit einem neuen Anſatze fort, „ich liebe die Gertrud —"

„Die Tochter der Dorfſchenkwirthin?" fragte Hoſtiwin, der ſich nicht recht beſinnen konnte.

„Ja, dieſelbe, das liebſte, beſte Mädchen, das ich auf dieſer Welt geſehen habe. Herr, ich habe das Mädchen geprüft. Es iſt mir gut, herzlich gut."

Hoſtiwin war aufgeſtanden, der Mohr glaubte eine gewiſſe, ihm noch undeutliche Wirkung ſeiner Worte an ſeinem Herrn zu bemerken und fuhr, mehr gezwungen als frei, fort:

„Gertrud's Eltern willigen in Alles, und ich bin gewiß, das gute Mädchen, das anfangs immer glaubte, meine Hand werde abfärben, wenn ſie mich berühre, wird mir ein braves, treues Weib werden."

Hoſtiwin, der die Stirn zuſammengezogen hatte, erwiderte mild:

„Du haſt nicht unbedeutende Erſparniſſe bei mir liegen, auch biſt Du Mann genug, Dir und Deinem Weibe Brod zu verſchaffen, Du biſt frei und ich kann Dich in dieſer Angelegenheit gar nicht bevormunden —"

„Ich wußte," ſprang Ismael freudig überraſcht in die Rede, „daß Du der beſte der Herren biſt!" Er wollte Hoſtiwin's Hand faſſen und küſſen.

Dieſer aber zog die Hand zurück und ſagte: „Du mißverſteheſt mich."

Ismael wich beſtürzt zurück.

„Ich ſagte," ſprach Hoſtiwin, „daß ich nichts dagegen haben kann, wenn Du heirathen willſt. Anders wär' es, wenn ich das Recht und die Macht hätte, es zu hindern. Du warſt mir ſo lange werth, ſehr werth, als Du mit dem Herzen mein, freiwillig mein wareſt. Jetzt willſt Du ein Weib nehmen, und dies wird ſich in Dein Herz mit mir theilen und ich werde natürlich nur den kleinſten Theil erhalten. Mich kennſt Du ſeit fünfzehn Jahren, die Gertrud ein halbes Jahr; da gilt es, der alten oder der neuen Bekanntſchaft entſagen. Bleib entweder einſam, wie ich, mit mir — oder heirathe und zieh!"

Ismael war bestürzt bis zur Sprachlosigkeit. Eine eigenthümliche Rührung hatte sich zugleich seiner bemächtigt; der Ton seines Herrn war so weich und fern von Zorn, wenn auch der Sinn der Worte vernichtend war.

„Du würdest mich deshalb ziehen lassen?" fragte Ismael endlich. „Warum ziehen? Tausende von Dienern haben Weiber — es fehlt im Hause eine Frauenhand."

„Sprich nicht weiter," sagte Hostiwin mit erkämpfter Ruhe. „Diesen Fall habe ich mir schon nahe gedacht, daher ist das, was ich gesprochen, nicht übereilt gewesen. Entscheide zwischen Gertrud und mir. Dies ist mein letztes Wort."

Er wandte sich ab und setzte sich, ihm den Rücken kehrend, auf den früheren Platz.

„Du bist hart," rief Ismael bitter und vorwurfsvoll. „Du bist zum ersten Mal hart gegen mich, und zwar schrecklich hart. Kannst Du mich denn nach so vielen Jahren gemeinsamen Zusammenlebens so schnell verlieren? Mir selbst mit dem Abschied drohen, mir wegen des unschuldigsten Dinges auf der Welt, wegen der Gertrud, die Thüre weisen? Das hab' ich nicht verdient. Ich habe es dem Mädchen heilig versprochen und muß Wort halten. Ich handle, wie Du befiehlst! Leb' wohl für immer!"

Er hatte es mit versagender Stimme zu Ende gesprochen und stürzte hinaus.

Hostiwin blieb allein.

Seine erste Empfindung war Schmerz und Unwille über sein eigenes Benehmen. Zu stolz, um Ismael sehen zu lassen, wie sehr ihn der bevorstehende Verlust treffe, rief er ihn nicht mehr zurück, so gern er es auch gethan hätte. Er wollte weiter lesen und über diese Verstimmung hinauskommen. Umsonst. Er schlug das Buch zu und ging in tiefer Aufregung hinaus.

Er begab sich auf dem Fußsteige hinter dem See thaleinwärts, bis er nach langer Wanderung an den Fuß jenes mächtigen Berges gekommen war, den man den Zwölferkogel nennt.

Er fing an zu steigen. Der Unmuth trieb ihn immer

höher, er ſtieg, ohne daß er es merkte, bis dort hinauf, wo ſich der Weg im Geröll verlor.

Gerade über der ſchaurigſten Felskluft und mitten in der Umgebung von abſchüſſigem Geſtein liegt auf der ſüdlichen Seite dieſes Berges eine kleine Alpenmatte, kaum zwanzig Schritt im Gevierte, wie ein Gärtlein mit Blumen bedeckt. Die Winde haben dorthin die köſtlichſten Sämereien getragen, und ungepflückt, ja nur ſelten von einem Auge erblickt, ſproſſen und verwelken dort die lieblichſten Pflanzen. Alpenroſen umgaben den Platz ſtrauchhoch, die Genziana mit ihrem tiefblauen Kelche wiegte ſich, von einem ſanften Hauche bewegt, die Achillea duftete ringsum und die verblühte Alpenanemone blickte wie eine ſilbergraue Kugel von Flaum aus dem ſaftigen Graſe hervor.

Auf dieſem ſchönen Plätzchen warf ſich Hoſtiwin hin und ſtarrte träumend in die ſchwindelnde Tiefe. Graue und ſchwarze Felswände lagen rings um ihn, und ihm war es, als wenn ſie ihn für immer von der Welt abſperrten. Auf den höheren Felsſpitzen ſaßen leichte, dunkle Wolken und verdüſterten das Bild. Ein paar hundert Ellen unter ihm kreisten zwei Geier. Nahe und ferne Bergwaſſer rauſchten in ihren ſteinigen Betten lärmend und ziſchend, die einzigen Stimmen in einer erſtarrten Welt.

Der Anblick eines ſolchen Naturbildes vermag ſelbſt ein freies Gemüth mit flüchtigem Grauſen der Troſtloſigkeit zu durchſtreichen; wie drückt es erſt ein beladenes Herz, eine ſchwermüthige Seele.

Hoſtiwin dachte an ſein Zerwürfniß mit Ismael. Der Gedanke, ſeinen letzten Freund hingeben zu müſſen, erſchütterte ihn. Jetzt erſt ſah er, wie nahe der Mohr ſeinem Herzen geweſen. In ſeiner Trauer um dieſen Verluſt lauerte aber ein heimlicher Trotz. Er bedauerte den Abgehenden, als wenn kein Rückruf, keine Nachgiebigkeit möglich wäre.

„Die Weiber haben mich in dieſe Oede getrieben — hier, in dieſer Oede beſaß ich einen einzigen Menſchen! Auch *den* entriſſen ſie mir!“

Da weckte ihn ein unbeſtimmtes Geräuſch, nicht lange darauf ließen ſich in der Tiefe rollende Steine hören, nach

und nach wurden Fußtritte und gleichzeitig das Anschlagen eines Gebirgsstocks vernehmlich. Hostiwin sah sich gegen die einzig zugängliche Stelle des grünen Plateaus, wo er lag, um. Jemand schien die kleine, beschwerliche Anhöhe hinaufzuklettern. Da kam ein Kopf mit einem grünen Gebirgshut zum Vorschein. Hostiwin sprang wie betroffen von den Zügen des Mannes empor.

Der Mann war inzwischen heraufgekommen und blieb, den Gebirgsstock wie eine Lanze unter den Arm nehmend, am Rande stehen.

„Du bist es," rief er, „ich habe Dich!"

Hostiwin, der mehr in die Mitte getreten, antwortete:

„Ich kenn' Dich nicht, obwohl es mir anfangs war, als hätte ich Dich vor Jahren gesehen. Ich kann mich irren, klar seh' ich aber auf Deinem Gesicht, daß Du es mit mir übel meinst!"

„Beim Himmel!" rief der Mann. „Von dieser Stelle, wo Du heraufgekommen und ich jetzt stehe, wirst Du nicht wieder hinabgelangen."

„Ein Räuber," versetzte Hostiwin, „kannst Du nicht sein, denn ich habe nichts an mir, was Deine Habgier locken könnte. Weh' gethan hab' ich Dir auch nicht, daß Du mich morden könntest. — Geh wieder Deines Wegs und sei gewiß, daß ich Dich nicht verfolgen werde."

Der Mann schien plötzlich an der Person, die er vor sich zu haben glaubte, irre zu werden. Er näherte sich langsam, keineswegs drohend, und maß Hostiwin von oben bis unten. Dieser, mit scharfem Auge, kräftiger Hand und stets bereitem Entschluß, benutzte den Augenblick und entriß seinem Gegner den Gebirgsstock.

Der Mann wollte im ersten Schreck auf ihn losstürzen.

„Keinen Schritt vorwärts!" rief Hostiwin und machte mit der Waffe seines Feindes eine drohende Bewegung.

Der Mann wich ein paar Schritte zurück und sagte:

„Sag', wer Du bist! Bist Du Hostiwin, so liegt mir nichts daran, wenn Du mich jetzt durchstoßest und zu den Meinigen wirfst, die Du vorausgeschickt hast. Bist Du nicht

Hoſtiwin, ſo bitte ich Dir's fußfällig ab und gehe nach meinem Hofe."

„Jetzt weiß ich, wer Du biſt," rief Hoſtiwin, mächtig durchzuckt. „Du biſt Vincenz!"

„Ich bin es," ſprach dieſer, „und leider jetzt in Deiner Gewalt. Ich hätte gleich mit Dir ohne viel Federleſens das machen ſollen, was Du jetzt mit mir vorhaſt. Du lebſt den Menſchen zum Unheil, und Niemand wird Dich in Deinem Treiben aufhalten, als der Teufel, mit dem Du einen Bund haſt."

„Du kennſt mich nicht!" erwiderte Hoſtiwin kaltblütig. „Ich habe wiſſentlich noch nie auf Erden ein Unrecht gethan. Ich habe über Deine Schweſter getrauert, wie Du ſelbſt!"

„Dir kommt es auf ein ſchönes Wort nicht an," verſetzte Vincenz bitter, „und beſonders, wenn Du das Aergſte im Schilde führſt!"

Er warf einen Seitenblick auf den Gebirgsſtock, deſſen maſſive Eiſenſpitze ihm Hoſtiwin noch immer entgegenhielt.

„Fürchte nichts," ſprach Hoſtiwin, der dieſen Blick bemerkt hatte. „Ein Gebirgsſtock iſt eine Stütze, um ſicherer zu ſteigen, er war nur ſo lange eine Mordwaffe, als er in Deiner Hand war. Da — da nimm ihn wieder und brauche ihn zu dem, wozu er gemacht worden iſt."

Er reichte ihn dem Vincenz. Dieſer aber traute kaum ſeinen Ohren und ſtreckte die Hand unſicher nach dem Stocke aus. Der Stock fiel auf den Boden.

„Sprichſt Du die Wahrheit," fragte Vincenz, „oder verſteckt ſich dahinter eine Teufelei?"

„Narr!" rief Hoſtiwin. „Wäre ich der Verworfene, für den Du mich hältſt, was gäbe ich Dir noch eine Waffe, ehe ich den Kampf beginne, um Dich von dieſer Felswand herabzuſtürzen?"

Vincenz ſah Alles ein. Eine eigene Rührung wurde in ihm rege. Er fühlte ſich zugleich vor ſeinem Gegner wie gebeugt. Er nahm den Hut ab und ſagte:

„Ich kann Dir nichts thun! Ich habe Dich hier nicht geſucht, obwohl ich wußte, daß Du unten am See wohnſt. Die

Erinnerung an meine Schweſter brachte mich zum Raſen, als ich Dich zu erkennen glaubte. Ich kann Dir nichts thun, weil Du mir ſelbſt das Leben geſchenkt haſt! Schwöre mir, ſchwöre mir nur Eins: ſag', daß Du unſchuldig biſt am Tode meiner Schweſter und ich gehe mit ruhigem Gewiſſen nach Hauſe."

„Sebaſtian hat Deine Schweſter ertränkt," ſprach Hoſtiwin. „Ich war Zeuge, aber leider zu weit entfernt, um ſie noch zur rechten Zeit zu retten! Ich liebte Deine Schweſter und ſie wohnte lange bei mir. Das weißt Du wohl. Das Unglück wollte ich nicht, ebenſo wenig, als mir ſelbſt leid thun! So iſt die Sache. Du ſiehſt, daß Du von mir nichts zu fordern haſt. Was es für mich für Folgen hatte und noch hat, brauch' ich Dir nicht zu ſagen, denn darüber bin ich Niemandem Rechenſchaft ſchuldig. Vermeide mich von nun an, wie ich ſelbſt Dir aus dem Wege gehen werde. Gieb mir die Hand und leb' wohl!"

Sie reichten ſich die Hände, und Hoſtiwin ſprang auf der ſchmalen Felstreppe bis zum breiten Fußſteig hinab.

Vincenz ſaß noch lange oben und ſah Hoſtiwin nach, ehe er ſich in Bewegung ſetzte, um ſeines Weges zu gehen.

Erſt gegen Abend kam Hoſtiwin nach Hauſe und blieb zurückgezogen, ohne ſelbſt den Mohren zu ſehen. Sein Leben zählte wieder einen ſchweren Tag mehr.

Zwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

In den erſten Septembertagen waren die Arbeiten, die Hoſtiwin in ſeinem Parke zum Andenken an ſeinen verewigten

Freund unternommen hatte, zu Ende. Hügel waren geebnet, flache Strecken in Anhöhen umgewandelt, kleine Waldanflüge ausgerodet und kahle Flecken mit mächtigem Baumschlage beschenkt worden. Der ehemalige Teich, mit Schilfrohr und Schlinggewächsen überwuchert, in seinem alten Zustande einem Sumpfe vergleichbar, bildete jetzt einen klaren, silbernen See, in dessen Mitte eine grüne Insel emporstieg. Auf dieser erhob sich Adelheid's Monument, von einer Meisterhand ausgeführt. Sein Anblick war der Gipfelpunkt der schwermüthigen Poesie, welche das Gemüth des Besuchers an diesem Orte überkam.

Hostiwin, der anfangs willens gewesen war, bei der Aufstellung der Statue gegenwärtig zu sein, hatte seinen Entschluß geändert und war nicht gekommen. Die ganze Feier schrumpfte in ein Fest der Bauleute und des Schloßgesindes zusammen. Nach dem Geräusch eines Tages wurde auf Hostiwin's Schloß Alles wieder ruhig und leer, wie auf der Burg eines ausgestorbenen Geschlechts.

Ungefähr eine Woche später kam an einem sonnigen Nachmittag eine Equipage mit einem Herrn und einer Dame an. Es war Graf Ladislaus und Gräfin Antonie. Sie stiegen aus und begaben sich in's Innere, in die Hausflur. Kein Bedienter kam herbei, kein Geräusch, das die Nähe von Menschen verrieth, war zu hören. Ladislaus lief bald dorthin, bald dahin; Niemand erschien, so daß endlich kein Rath übrig blieb, als sich auf die steinerne Bank der großen Treppe gegenüber niederzulassen und Jemanden zu erwarten.

Der Besuch der Beiden galt nicht dem Besitzer. Sie wußten, daß sich dieser am Almsee befinde. Wallmerode hatte die Gräfin in Wien mehrmals gesehen und ihr Nachrichten über den Seelenzustand ihres Freundes gegeben. Ladislaus und die Gräfin waren auf der Rückreise von Plauenburg durch Prag gekommen. Dort angelangt, hatte die Gräfin eine unbezwingliche Lust empfunden, Hostiwin's Schloß zu besuchen und das Monument ihrer Mutter in Augenschein zu nehmen. Ladislaus war diesem Wunsch auf's Bereitwilligste entgegengekommen. Es gehörte zu seinen guten Eigenschaften, Interesse an den Schicksalen seiner Verwandten zu nehmen, und eben

jetzt war er mehr als je in der Stimmung, sich mit allem Sehenswürdigen frei zu befassen.

In den letzten vier Wochen hatten sich nämlich die Verwickelungen zwischen ihm und der Gräfin auf's Freundlichste entwirrt. Der Fürst von Plauenburg war plötzlich an einem Schlagfluß verschieden, sein Sohn, ein edeldenkender, noch junger Mann hatte die Regierung angetreten. Einige Tage später gelangte die Nachricht nach Wien, der neue Fürst habe den Wunsch, die Gräfin kennen zu lernen. Ehe man noch darüber einig geworden war, ob man diesem Wunsche entgegenkommen solle, traf ein Einladungsschreiben des jungen Souveräns ein. Am nächsten Tage reiste Antonie in Begleitung von Ladislaus nach Plauenburg, wo Beide ihr Quartier im Schloß aufschlagen mußten.

Der Fürst empfing Antonie wie eine Verwandte und erklärte, seinen Regierungsantritt nicht besser bezeichnen zu können, als durch eine Reparation des an ihr verübten Unrechts. Alle auf sie bezüglichen Documente, welche die dienstwillige Hand des nunmehr entlassenen Hofmarschalls von Falkenau entfernt und vernichtet, hätten sich auf einem ungeahnten Orte in einer zweiten Abfassung wiedergefunden, so daß seine persönliche Ueberzeugung von Antoniens Ursprung nicht mehr eine blos moralische sei. Da trat ein Diener mit einem silbernen Kästchen ein, und der Fürst, darauf hinweisend, sagte, daß dies das Vermächtniß, das er seiner Cousine zu übergeben habe. Man öffnete die Cafette. Es befanden sich Briefe darin von Antoniens Mutter, und ein Adelsbrief der Tochter, die der Fürst als ein damals zwölfjähriges Kind, unter der Obhut der Frau von Klettendorf stehend, bezeichnete. Dabei lag ein Testament, welches ein Duplicat dessen war, welches sich bei dem Fürsten auf der Villa Pedrocchi gefunden.

Der Fürst bedauerte, daß sich die portraitähnliche Statue ihrer Mutter nirgends habe auffinden lassen. Unschätzbar wie dieser Verlust sei, freue es ihn, daß ihn ein Zufall eine ihr heilige Erinnerungsstätte habe entdecken lassen, die auf der Stelle, wo das Monument gestanden, bisher allen Blicken verborgen gewesen.

Noch an demſelben Tage begab ſich der Fürſt mit Antonie und Ladislaus auf die Trauerinſel im Schloßpark. Zwiſchen künſtlichen Felſen, von Geſtrüpp verſteckt, führten dort Stufen zu einer Eiſenthür und in ein unterirdiſches Gemach. Man ſtieg beim Schimmer der Windlichter hinab und hatte bald einen wunderbaren Anblick.

Durch eine gothiſche Pforte trat man in eine Krypte, deren Wände ſchwarzer Marmor waren. In der Mitte derſelben, auf einer porphyrnen Unterlage, ſtand ein Sarg. Ueber einer Art von Altar, der aber jedes Zeichen eines Cultus entbehrte, hing eine Ampel. Auf dem Altar ſelbſt hatte ſich das ſilberne Käſtchen mit den Documenten vorgefunden.

Auf der ſteinernen Unterlage der Sarges ſtand mi bronzenen Buchſtaben die Inſchrift:

Ludwig XII., Fürſt von Plauenburg.
Ich ſehne mich, bei der Todten zu ſein!

Der Anblick dieſer Grabſtätte wirkte auf die Gräfin tief erſchütternd, ſie konnte den Eindruck kaum überwinden. Aber die gewaltige Zeit, die den Schmerz fortnimmt und die Freude tödtet, ließ die Macht der erſten Affecte allmählich in einer ſanften und poetiſchen Trauer abſterben. Der Sieg des Lebens über das Todte iſt ein Naturgeſetz, und nur kranken oder empfindſamen Seelen wird er nicht zu Theil. Die Gräfin aber hatte zu viel Kraft des Gemüthes und war durch ihren Sohn, wie auch durch die unbewußt aufdämmernde Ausſicht auf eine heitere Zukunft innerlich neu geſtärkt.

Von heiligen Erinnerungen voll, dankbar gegen den Fürſten, verließ ſie eine Woche ſpäter ihre Geburtsſtadt, um zu ihrem Sohne nach Wien zurückzukehren.

In dieſer Stimmung lag es ihrem Herzen nahe, Hoſtiwin's Schloß zu ſehen und auf die Statue einen Blick zu werfen, die ſie ehemals blos als Kunſtgebilde betrachtet hatte. —

Antonie und Ladislaus ſaßen ſchon lange auf der Steinbank und unterhielten ſich über Hoſtiwin. Ladislaus, dem es ſehr auffallend vorkam, daß dieſer ohne jede Veran-

lassung seiner Familie den Rücken gekehrt haben sollte, erlaubte sich zum ersten Mal die Frage, ob nicht die Gräfin Schuld sei, daß ihr gemeinsamer Freund an den Almsee gezogen. Die Gräfin suchte die Frage abzuwenden, that es aber so verwirrt, daß Ladislaus auflachte und meinte, ihr Anbeter zu sein, sei eine gefährliche Sache. Es komme ihm vor, als ob sie Allen Unglück bringe.

Die Gräfin wollte diese rücksichtslosen, aber nach ihrem Gefühl wahren Worte zurückweisen, als sie von einem herbeikommenden Hausdiener unterbrochen wurde.

„Ew. Gnaden," sprach dieser, sich verbeugend, „warten wohl schon lange? Gerade heute, wo im Dorf die Kirchweihe gehalten wird, führt uns der Zufall den Besuch her, was seit einem Jahre nicht geschehen ist! Alle unsere Leute sind fort. — Verzeihen Sie — unser gnädiger Herr ist, wie Sie wissen, nicht daheim."

„Wir wissen das," sprach Ladislaus, „kennen Sie mich? —" Er nahm an, daß er aus der Zeit seines Aufenthalts im Schlosse bekannt geblieben sei.

„Habe nicht die Ehre," erwiderte der Diener. „Vermuthlich gute Freunde des —"

„Nein," sprang die Gräfin rasch in's Wort, „wir kennen Ihren Herrn nicht. Wir haben in Prag von dem Monument gehört und möchten es sehen."

Die Aeußerung, daß sie den Schloßherrn nicht kannten, blies die unterthänige Haltung des Dieners weg und gab ihm gänzliche Gleichgültigkeit.

„Ich habe nichts dagegen, daß Sie es betrachten," sagte er halb abgewendet und abgehend. „Gehen Sie die große Allee hinunter, bis Sie an den ersten Teich kommen, dann den Pfad gegen den Lärchenwald zu, und Sie können nicht fehlen."

Er verschwand in der nächsten Thüre.

Die Beiden betraten die große Allee des Parks. Der uralte Baumschlag, die grünen Rasenplätze, die natürliche Anmuth der Lage ließen die lange Abwesenheit des Gebieters nirgends bemerken. Ein wachsames Auge schien die Anlagen

vor Verwilderung geschützt zu haben. Doppelt einsam kam es den Dahineilenden hier vor, da ihnen das Loos des Besitzers bekannt war; doch die Einsamkeit hatte einen frohen, idyllischen Charakter. Ihrem Ziele zueilend, sahen sie nicht viel rechts und links; bald hatten sie den Fußsteig im Lärchenwalde erreicht und waren an dessen Ende von einem bezaubernden Anblick überrascht.

„O Gott!" rief Antonie in Bestürzung und Extase, indem sie fast an die Schulter ihres Begleiters sank, „so war es in Plauenburg, wie das hier ist! Ich sehe Alles wieder, das Thal, die Insel, das Standbild! Mir ist, als wäre seit sechs Jahren nichts mit mir vorgegangen, als wäre ich jung, halb Kind, halb Mädchen wieder, und mein Vater müßte jeden Augenblick aus irgend einem Gebüsch vortreten, so mild lächelnd, mit seinen Zügen voll freundlicher, lieblicher Trauer!"

Beide standen eine Zeitlang sprachlos da und betrachteten das Bild: den grünen Waldsaum des Thales, den See und die Insel, die in sanften grünbedeckten Terrassen emporstieg. Ihre Vegetation stand im schroffen Gegensatz zu dem herrlichen Wiesengrün und den Baumgruppen des Ufers. Cypressen wie im ernsten Schmerz erstarrt, in tiefem Schwarzgrün, schweigend, ohne Geflüster krönten die Gipfelpunkte. Mächtige Trauerweiden bildeten Gruppen gegen das Wasser zu. Wie langhinwallendes Haar fielen die Zweige herab, manche badeten sich mit den silberschillernden Blättern im Spiegel des Sees. Trauerbirken mit dem zierlichen Netz ihrer Reiser, mit dem gespenstigen Weiß ihrer Rinde stehen dazwischen. Unter sich wieder bilden Cypressen und Laubbäume den Gegensatz stummen, gefaßten Schmerzes und weicher, aufgelöster Trauer. Ueber den Gruppen auf hohem und breitem Sockel erhebt sich die Statue, die Hand zum Himmel gekehrt, — ihr Abbild ruht im See. Ringsum zieht der Schwan seine Kreise, und träumerisch aus der Tiefe taucht die Wasserrose empor.

Als Beide noch in Betrachtung versunken dastanden, vernahmen sie plötzlich einige unverständliche Laute, die von einem in der Nähe weilenden und vor sich hin brummenden

Menſchen herzurühren ſchienen. Unwillkürlich traten ſie einige Schritte vorwärts.

Da erblickten ſie einen Greis, ihnen abgewandt, der auf einer Ruhebank ſaß. Sie betrachteten ihn mit Neugierde. Bald ſprach er vor ſich ſelbſt hin, bald brach er plötzlich ab, bald begann er wieder heftig zu ſprechen.

„Guten Tag!“ ſagte Ladislaus.

Der Alte wandte ſich langſam um, fixirte die Ankömmlinge und erwiderte endlich den Gruß.

Der Anblick des Greiſes hatte für die Beſchauer beinahe etwas Unheimliches. Er ſah ſteinalt aus, wie ein wandelndes Skelet und ein Sinnbild des Todes. Nur die Augen waren groß und zeigten noch immer eine gewiſſe innere Kraft.

„Was thut Ihr da, guter Alter?“ redete Ladislaus ihn an.

„Was kann ich Beſſeres thun?“ ſprach der Alte, „ich liege in der Sonne. Die Sonne iſt das Schönſte in der Welt. Von jetzt an werden die Strahlen immer dünner und ſchwächer, der Herbſt iſt da. Wer weiß, ob der alte Bohuslav es wieder erlebt, daß ſie ſo ſchön wärmen, wie heute.“

„Seid Ihr aus dem Dorfe?“ fragte die Gräfin freundlich, mit verborgener Rührung über einen Greis, der am Leben noch hing und dem Tode ſo nahe war.

„Ich bin aus dem Schloſſe,“ war die Antwort. „Ich bin der alte Bohuslav, ſeit ſechzig Jahren im Dienſte der Herrſchaft. Ich kannte den Großvater, Eugen Hoſtiwin, den Vater, ich trug den Sohn, den kleinen Alexander, auf den Armen, ich weiß, wie noch nichts hier als Sumpf und Haideland war. Ach, ach — was habe ich ſchon erlebt und mit angeſehen! Ihr jungen Leute wißt alle nichts!“

Er nahm eine Priſe und ahnte nicht, welches Intereſſe er erregte und wie nahe die Beſucher ſeinem Herrn ſtänden.

Die Gräfin und Ladislaus flüſterten ſich inzwiſchen wohlwollende Worte über den redſeligen, wieder zum Kinde gewordenen Greis zu.

„Sie kommen gewiß," begann Bohuslav wieder, „um dieſe neue Anlage und die große ſteinerne Figur zu ſehen?"

„Ihr habt es getroffen," ſprach Ladislaus.

„Sie ſieht ſchön aus," ſprach der Greis, ohne die Bedeutung der Statue im geringſten zu ahnen. „Aber für wen iſt ſie hergeſtellt? Mein Herr iſt fort, weit fort, und wird vielleicht nie wieder heimkommen."

„Nie wieder?" fragte die Gräfin.

„Ich glaube ſo," verſetzte Bohuslav. „Noch ſo jung und ſo reich, weiß er nichts zu beginnen, als ſich im Gebirge zu verkriechen. Ich habe es ihm vorhergeſagt, daß es auf dieſe Art kommen müſſe, aber alle Hoſtiwins haben einmal einen tollen Kopf und enden nicht wie alle übrigen gewöhnlichen braven Leute."

„Ein ſo alter treuer Diener," nahm Ladislaus das Wort, „darf ſich wohl dann und wann erlauben ein härteres Urtheil über ſeine Herrſchaft auszuſprechen, dennoch aber —"

„Nichts da!" rief Bohuslav mit überraſchend kräftig anſchwellender Stimme. „Herr, ich rede nicht blos hinter dem Rücken meines Herrn ſo, dergleichen hat er von mir ſelbſt gehört. Wäre er jetzt dageſtanden und hätte es übel genommen, was liegt mir daran, ob er mich fortjagt? Ein Plätzchen giebt's überall, wo ein ſo alter Mann, wie ich, enden kann. Ich ſage Ihnen aber, er würde mich nicht davonjagen. Um das zu thun, hat er ſich von jeher meine Mahnungen zu wenig zu Herzen genommen! Sein Vater hatte wohl auch wilde Dinge gethan, hinterher aber hat er meinen Rath gehört. Dieſer da, der Alexander, lacht mich aus. Das iſt ſehr unrecht, leider büßt er es genugſam."

„Haltet Ihr denn," ſprach die Gräfin, „Euren Herrn für ſo unglücklich?"

„Heißt das glücklich leben," erwiderte Bohuslav, „wie er lebt? Wie ein Zigeuner ſtreicht er durch die Welt und hat Niemand, an den er ſich hält. Ich zerbreche mir immerfort den Kopf, was es für ein Bewandtniß mit dieſer Statue haben kann. Ich fürchte, ich fürchte, er hat ſich da eine böſe Erinnerung aufgeſtellt; ich fürchte, er glaubt, wenn dieſes

Geschöpf in Stein gehauen in seinem Garten steht, werde es sich nicht mehr in seinem Gewissen einfinden!"

„Ihr irrt Euch gewiß," sagte Ladislaus. „Eine Denksäule stellt man nur Jenen auf, die uns überaus theuer waren, nicht Jenen, die man zu fürchten hat."

„Ja, ja," sprach Bohuslav mit der dünkelvollen Ueberlegenheit eines Alten. „Wer das angesehen hat, was ich mit ansehen mußte, der wüßte auch, daß es oft innen anders ist, als es von außen aussieht. Man wird nicht umsonst achtzig Jahre alt. Sie glauben vielleicht, diese große Figur stehe dort auf der Insel, um die Gegend zu verzieren und Jenen, die hieher kommen, ein Vergnügen zu machen? Der Arme stellt zuweilen auf irgend einer Stelle ein kleines wohlfeiles Kreuz auf; der Reiche baut ein Monument. Die Namen sind verschieden, aber in der Sache ist es gleich. Doch reden wir nicht mehr darüber!"

„Ihr habt Recht," versetzte Ladislaus. „Diese Statue sieht zu schmerzhaft aus, als daß sie das Auge durch ihre hohe Kunstvollendung erheitern könnte. Diese Statue bedeutet unzweifelhaft eine schwere, unglückliche Erinnerung. Bedenkt aber, daß man sie auch zum Andenken an das Leiden eines Andern, eines Freundes, an dessen Loos man schuldlos ist, setzen kann."

„Gut, gut," meinte Bohuslav, gutmüthig zugebend. „Mein Herr hat ein sehr gutes Herz, und thut er auch oft, als wenn er die ganze Welt auslachte und mit Füßen trete, so setzt er doch seinen Fuß auf keinen Wurm, wenn er ausweichen kann. Gebe der Himmel, um seines Heiles willen, daß er auf dieser Insel eines fremden Unglücks und nicht seines eigenen zu gedenken hat! Ich fürchte, es ist anders, denn warum vermeidet er es, nach Hause zu kommen?"

„Seid ruhig, guter Mann," erwiderte der Graf. „Dieses Bauwerk macht dem Herzen Eures Herrn alle Ehre. Mit der Zeit könnt Ihr Alles erfahren."

Die Gräfin, die inzwischen nur mit halber Seele zugehört und das Standbild fest angeblickt hatte, fühlte plötzlich, wie ihre Augen, die lange schon feucht waren, von warmen Thränen überströmten. Bohuslav bemerkte es, und di-

überraschende Anblick schnitt die Erwiderung, die er auf den Lippen hatte, ab. Er warf noch einmal einen scharfen, bedeutsamen Blick auf die schöne fremde Frau und beugte den Kopf sinnend zur Erde.

„Erlaubt uns," sagte Ladislaus plötzlich, „auf dem kleinen Schifflein, das da angebunden steht, auf die Insel hinüberzufahren."

„Wenn es auf mich ankommt —" gab Bohuslav zur Antwort. „Doch ich bin so schwach, das Ruder zu führen, daß ich selbst noch nicht dortgewesen bin."

„Steigt mit ein!" rief Ladislaus, den Kahn loskettend, das Ruder in Händen. Die Gräfin hüpfte hinein und Bohuslav versuchte zu folgen, hätte aber ohne Ladislaus' Hülfe ebenso wenig über den Rand des Kahns wie über eine Mauer kommen können.

Das Schiff fuhr auf der ruhigen, silberklaren Fläche, von den zwei Schwänen verfolgt, an das melancholisch schöne Inselufer. Dort angekommen verschwanden die Drei hinter den Bäumen und eilten an den Fuß des Standbildes.

„Hat denn die Statue keine Inschrift?" fragte Ladislaus, der drei Seiten des Postaments schon angesehen hatte und sich zur vierten begab.

„Da ist eine!" gab die Gräfin, die eben herangetreten war, mit schmerzgedämpfter Stimme zur Antwort.

„Wirklich," rief Ladislaus, „die Inschrift ist griechisch." Er las:

φιλος φιλῳ.

παθοντες ὀυν ξυγνομεν ἁμαρτηκοτες.

„Was heißt das?" fragte die Gräfin. „Verstehen Sie es?"

„Das heißt," erwiderte Ladislaus: „Der Freund widmet es dem Freunde. Und die zweite Zeile sagt: Wir verzeihen dem leidenden Schuldigen."

Bohuslav, der es mit angehört hatte, murmelte für sich:

„Der Freund widmet es dem Freunde. Das ist ganz klar. Ein guter Freund wird ihm gestorben sein und er gedenkt seiner. Das Andere geht über meinen Verstand hinaus.“ Laut sagte er: „Wie soll man das Andere verstehen? Sagen Sie mir es noch einmal!“

„Recht gern,“ sagte Ladislaus. „Es heißt: Wer eine Schuld auf sich hat, dem verzeihen wir sie, wenn er ihretwillen leidet, weil er sie mit seinem Schmerz büßt und bereut.“

„Ich verstehe,“ rief Bohuslav. „Es ist ganz klar! Ich danke!“ Zu sich selbst sagte er abgewendet: „Das bezieht sich auf meinen Herrn! Er hat oft nur einen Spaß gesucht, und der Spaß ist eine große Sünde und ein Unglück geworden. Er bereut jetzt! Gott hat sein Herz gerührt! O, daß ich ihn noch sähe, ehe ich die Augen für immer zudrücke! Er hat das beste Herz, er hat mich oft ausgelacht und bei Seite geschoben, aber nebenbei hat er mich mit Wohlthaten überschüttet!“

Die Gräfin hatte sich inzwischen auf einer Bank niedergelassen. In ihrem bewegten Gemüth wogte Erinnerung auf Erinnerung hin, und die im Sturm ihres Lebens untergegangenen Herzensideale rührten sich auf tiefem Grunde, ohne jedoch mehr als halb emporzutauchen. Die schwere, drangvolle Stimmung unterbrach oft blitzschnell ein lebendiger, schöner Gedanke, doch sein vorüberfliehendes Licht verlosch gleich wieder in trostloser Nacht. Ihr war, als sei jetzt der Augenblick, Alles, was ihr entrissen worden, unendlich zu beweinen, und Alles, was sie von sich gestoßen, zurückzurufen; die Rufe aber, die sie ausstieß, erstarben wie in einem luftleeren Raume.

Bohuslav lehnte an einem Stamme und brütete in dem Vergangenen; dann und wann hörte man ihn ein Wort vor sich hinmurmeln. Selbst Ladislaus, dessen innere Organisation nicht so angelegt war, um aus dem Alltagsleben leicht in eine poetische Welt hinüberzufliegen, fühlte sich von einem weihevollen Ernst durchdrungen, der ihm alle Wendepunkte der Vergangenheit, die ihm bisher nichts als Vorfälle waren, im Lichte einer höhern Bedeutung zeigte.

Die Stille, welche lange herrschte, wagte Niemand mit einem Worte der Bemerkung zu unterbrechen. Alles, was man sagen konnte, schien weit unter dem Werthe der augenblicklichen Empfindungen zu stehen.

Plötzlich bemerkte Ladislaus, daß die Gräfin, der er gegenüber stand, durch die Lichtspalten der Bäume aufmerksam, ja unruhig auf das andere Ufer, von dem sie herübergekommen waren, hinübersah.

Er folgte erst stumm ihren Blicken, dann wandte er sich um. Doch ehe er wieder etwas gewahr werden konnte, hatte sich die Gräfin vom Sitze emporgeschwungen und war auf ihn zugeeilt.

„Himmel!" rief sie, ohne daß zu unterscheiden war, ob im Tone und in ihrer Haltung die Freude oder der Schreck einer Ueberraschung überwiege — „sehen Sie dort hinüber, Ladislaus!"

„Ich sehe nichts," antwortete dieser.

„Mein Gott," fuhr die Gräfin fort, „es ist doch kein Trug der Sinne, ich glaube nicht nur ihn, sondern auch den von ihm unzertrennlichen Diener erblickt zu haben. Ja!" rief sie mit hoher Stimme aus — „dort, weiter unten!"

In diesem Augenblicke kamen ihnen Menschenstimmen vom andern Ufer zu den Ohren.

Ladislaus lief an den Saum des Eilandes und sah, daß die Beobachtung der Gräfin wirklich keine Phantasmagorie war. Hostiwin stand drüben und neben ihm sein Mohr. Beide blickten aufmerksam herüber.

„Er ist's, der Freund!" rief er der Gräfin zu, und in einem Rausche der Ueberraschung sprang er in den Kahn und ruderte blitzschnell hinüber.

Hostiwin hatte vor zwei Tagen den Almsee für immer verlassen. Die Begegnung mit Vincenz hätte seinen Entschluß, abzureisen, zur Reife gebracht, wenn nicht schon die störenden Gerüchte, auf die ihn der Priester vom Seehause aufmerksam gemacht hatte, seinen Abgang vorbereitet hätten. Es war nicht allein die Rücksicht auf sich selbst, die ihm den Aufenthaltswechsel angerathen hatte, sondern vornehmlich eine Art von Pflicht, die er der Ruhe Vincenz', welcher durch

seine Nähe aus einer leicht erklärlichen Exaltation nicht herausgekommen wäre, und dem Andenken Cilly's schuldete. Vor seiner Abreise war er noch einmal in der Krähe gewesen, hatte den Wunsch, daß er sich entfernen möge, aus dem Vincenz' Munde vernommen, und ihm die Ausführung mit Handschlag versprochen. Darauf hatten Beide von einander für immer Abschied genommen.

Als Ladislaus näher kam, erkannte ihn Hostiwin und warf Ismael einen Blick zu. Seine Verwunderung war auf das Höchste gestiegen.

Im Nu war der Kahn am Ufer und Ladislaus sprang lebhaft hinaus. Ehe ein Wort gesprochen war, lagen sie sich in den Armen.

„Welche Ueberraschung!" rief Hostiwin.

„Es ist nicht die einzige, nicht die größte," gab Ladislaus zur Antwort. „Kommen Sie!" Er wollte nach dem Ruder greifen, um zurückzufahren, Ismael aber kam ihm zuvor und führte Beide nach der Insel.

Die Gräfin stand auf einer grünen Anhöhe, als Hostiwin landete. Man wußte nicht, ob sie zurückfliehen oder ihm entgegeneilen wollte.

„Gräfin!" rief Hostiwin, „Sie da? Wenn eine Fee aus diesem Wasser gestiegen wäre, mein Erstaunen wäre kaum größer!" Er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Es ist wie ein Traum," sprach sie mit freudefunkelnden Augen und hocherglühenden Wangen. „Kein Wunder, daß Ihnen zu Muthe ist, wie mir. Sie kommen aus der Einsamkeit und suchen hier keine Menschen, am wenigsten alte Freunde."

„Welcher Zufall führt Sie her?" fragte er lebhaft.

„Dieses Monument," sprach sie, auf das Standbild deutend, „vereinigt uns hier Alle. Es sind nicht blos unsere Personen, die hier beisammen sind, unsere Herzen schlagen gemeinsam auf einem theuren Grabe!"

Erst jetzt hob Hostiwin seine Augen zu dem Musoleum empor und betrachtete es aufmerksam, ja versenkte sich darein. Plötzlich rief er:

„Man wirft mir Flüchtigkeit vor. Wenn der Geist Ihres

Vaters uns hier umschwebt, dann soll er sagen, ob Hostiwin vergißt, was nicht vergessen werden soll!"

„Ich danke es Ihnen ewig," flüsterte die Gräfin mit gesenkten Augen, über deren Lider die Thränen herabrollten.

Inzwischen war Bohuslav vorgekommen und faßte, bisher unsichtbar, Hostiwin's Hand. Er bedeckte sie mit Küssen und zeigte eine unermeßliche Freude.

„Du!" rief Hostiwin, „derselbe wie vor Jahren? Ich weiß, wie gut Du es mit mir meinst, und kann Dir nichts Besseres wünschen, als daß Du es noch erlebst, wenn ich einmal glücklich geworden bin. Du bist, nächst Ismael, mein ältester und liebster Diener, und binnen Kurzem wirst Du der einzige bleiben, denn — Ismael will mich verlassen!"

Er warf Ismael einen Blick zu.

„Herr —" sprach der Mohr, mit sich kämpfend.

„Du hast im Grunde nicht Unrecht," gab Hostiwin zur Antwort. „Ich habe es vielleicht, weil ich mehr verlange, als ich zu leisten vermöchte. Doch lassen wir das gut sein."

Ladislaus begann den Umschwung aller Verhältnisse in Plauenburg auseinanderzusetzen, Hostiwin vernahm es mit höchster Befriedigung und Freude.

Inzwischen war die Sonne tief hinabgestiegen, ihre letzten Strahlen spielten auf der Wasserfläche. Ladislaus fand es endlich an der Zeit, die Rückkehr anzutreten, da man noch drei Stunden von Prag entfernt war und in aller Frühe die Reise nach Wien fortsetzen wollte. Alle Anstalten dazu waren bereits getroffen und Beider Anwesenheit zu Hause dringend nöthig.

Langsam trennte sich die Gräfin von dem Monument, bis ihr endlich Hostiwin mit einem vernehmlichen Seufzer die Hand zum Einsteigen in den Kahn reichte. Anfangs suchte er sich auf der Ueberfahrt zu leichten Bemerkungen aufzustacheln, nicht lange darauf überwältigte ihn ein solches Schweigen, daß er mehrere Fragen Antoniens unbeantwortet ließ. Stumm reichte er ihr auf dem Rückwege zum Schlosse

den Arm, während Ladislaus mit den beiden Dienern, mit welchen er ein Gespräch angeknüpft hatte, folgte.

Stumm und schnell war der Gang durch den Lärchenwald. Hostiwin sah vor sich hin, die Gräfin, die ihn öfters verstohlen angeblickt hatte, wurde gleichfalls plötzlich still und stiller.

Die Nachfolgenden waren weit zurückgeblieben. Plötzlich blieb Hostiwin stehen und sagte mit einem fast wilden Unwillen:

„Ich thue Alles auf der Welt zur Unzeit! Ich hätte es wahrlich noch acht Tage am Almsee aushalten können!"

„Das ist nicht schmeichelhaft für uns," versetzte die Gräfin in einem leichten Tone, der ihr aber nicht recht gelang.

„Was schweig' ich?" fuhr Hostiwin fort. „Wir stehen nicht so, um uns etwas zu verhehlen. Ich fühle, daß ich mich von der Niederlage, die ich bei Ihnen erlitten, noch nicht erholt habe. Ich sehe wohl an Ihnen einen edeln und milden Besieger, aber ich bin doch der Besiegte."

„Es giebt Siege —" sprach die Gräfin und brach ab, als wenn ihr ein besonderer Gedanke hätte entschlüpfen wollen.

„Reden Sie aus!" beschwor sie Hostiwin, „vollenden Sie Ihren Satz, wir werden uns vielleicht nie mehr sehen."

„Warum?" fragte die Gräfin mit erkünstelter Unbefangenheit, während das Gesicht Schrecken ausdrückte.

„Was wollten Sie früher sagen?" drang Hostiwin in sie.

„Ich weiß nicht," lautete zögernd die Antwort.

„Sie sprachen von einer Art von Siegen —" half ihr Hostiwin nach.

„Richtig! Aber mir fällt nichts mehr von dem ein, was ich sagen wollte. Versprechen Sie mir lieber, recht bald nach Wien zu kommen."

„Sind wir denn nicht geschieden?" fragte Hostiwin mit finsterem Zweifel.

„Wer ist sich selbst klar?" erwiderte Antonie, „klar in dem ersten, betäubenden Schmerz? Mein Herz war unfrei, unter der Botmäßigkeit älterer Rechte, mit sich nicht fertig."

Hostiwin schöpfte einen unendlichen Trost, sein Gesicht klärte sich auf und seine Brust that nach langer Zeit den ersten befreienden Athemzug.

„Könnten Sie mich noch lieben?“ sagte er mit aller Innigkeit, sich fester an sie schmiegend. „Sie sind die letzte Kette, die mich an dieses Leben hält. Wenn die Kette entzweireißen sollte — dann, lieber heute als morgen —“

„Sie bestürmen mich,“ sprach die Gräfin bewegt. „Ich müßte zu weit ausholen, um Ihre Frage an diesem Orte beantworten zu können. Gedulden Sie sich — bis Sie in Wien sind bei mir!“

Sie riß sich von seinem Arme los und eilte Ladislaus unter einem Vorwande entgegen.

Hostiwin nahm die Entfernung in seiner erregten Stimmung als Kränkung auf und blieb starr stehen; nach einem Momente aber überlegte er sich Alles und fragte, welchen Trost, welche Hoffnung er denn noch für sein Herz verlangen könne! Ein Jubel erfaßte ihn, die Ankommenden sahen ihn in dieser Verwandlung verwundert an.

Vor dem Schlosse angekommen, fand man die Kutsche bereit, und da sich die Gäste nicht länger zurückhalten ließen, nahm Hostiwin einen bewegten, aber freundlichen Abschied. Ladislaus und die Gräfin saßen bereits im Wagen. Hostiwin stand am Schlage bei Antonien und mußte noch einmal sein Versprechen geben, bald nach Wien zu kommen.

Die Pferde bewegten sich schon unruhig, als er noch einmal einen heißen Kuß auf Antoniens Hand drückte. Aus seinen Augen fiel eine Thräne nieder.

Die Pferde machten schon den Ansatz zum Anlauf, als Hostiwin die Hand noch festhielt und die Gräfin ihm leise und blitzschnell, aber wohl verständlich zuflüsterte:

„Ich liebe Sie!“

Der Wagen brauste fort; bald war er in der Ferne.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Erste, was Hostiwin sah, war Ismael. Laut rief er ihm zu: „Nun, wie steht's, was macht die Gertrud?"

Der Mohr zog ein trübes Gesicht und sagte: „Ich habe ihr geschrieben, daß aus unserer Heirath nichts werden kann!"

„Das hast Du gethan?" rief Hostiwin gerührt und erstaunt. „Schreibe ihr, daß ich selbst für ihre Ausstattung sorgen werde."

* * *

Es ist vier Wochen später. Ueber den weiten Platz braust ein vierspänniger Wagen. Er fliegt dem Thore zu. Ein Herr, eine junge Frau und ein Kind sitzen darin. Es ist Hostiwin, seine junge Frau und Constantin. Vorgestern sind sie in einem Dorfe unweit Wiens in aller Stille getraut worden. Keine brillante Hochzeit, wie die Wallmerode's war! Nur van Groote und Ladislaus waren Zeugen. Statt der Wachslichter blickte das Abendroth durch die zusammengefügten Scheiben, statt der Musikanten sang ein Vogel sein Lied, statt Weihrauchs dufteten die wilden Rosen von der Friedhofsmauer herüber.

Die Reisenden sind Nachts angekommen, haben nur wenig Stunden gerastet und befinden sich nun auf dem Heimwege nach ihrer Besitzung.

Constantin sitzt zwischen Beiden. Er ist ein schöner Knabe mit den dunkeln Augen und dem schwarzen Haar seiner Mutter. Verwundert sieht er die große Stadt, das Wogen der Menschenhaufen, er möchte immer wieder fragen, was Dies und Jenes, doch er sieht einen Zug des Ernstes auf den Gesichtern der neben ihm Sitzenden und schweigt.

Der Wagen mit den vier Pferden braust zum Thore hinaus. Es ist ein Sonntagsnachmittag. Spaziergänger von allen Ständen wogen heraus, eine bunte, unermeßliche aber friedliche Völkerwanderung. Erst ferne, wo die Stadt mit ihren hundert Thurmspitzen und der stolzen Mauerkrone des Hradschins zurücktritt, ein Häusermeer von unendlicher Pracht — da wird es stiller. Der Menschenstrom hat sich in viele

und kleine Bächlein getheilt, die dort den Berg entlang, hier mitten durch die grünen Wiesen ziehen. Noch einmal blitzt die Moldau im Sonnenschein noch einmal grüßen die Höhen der Bruska im bläulichen Schimmer herüber — und das große Bild ist verschwunden.

Der Abend kam allmählig heran, als Hostiwin mit Antonie seine Besitzung erreichte. Da ragen die gothischen Zinnen, da steht der rothe Thurm, die breite Front der Fenster glüht im Abendlichte — der Park, der Weiher erscheint, der Wagen lenkt in die Lindenallee ein, um zur Höhe hinanzufahren. Da stehen Ismael und seine Gertrud, Graswald und Bohuslav. Böllerschüsse, Vivatrufen, festlicher Empfang! Leben und Glück wird wieder einziehen in das alte, öde Schloß.

Golden lag die Abendsonne auf den uralten Laubkronen, als Hostiwin, seine Gemahlin am Arm, vom Balcon des großen Musiksaals in den Garten hinabsah. Feierlich standen die großen Baummassen da; die weiten Rasenplätze, so friedlich, so still! Von der Abendsonne beschienen, sah der See, die Insel, die Statue, herüber.

„Ist es denn wahr," sagte Hostiwin, „daß ich dazu kam, das Leben zu hassen? So tief war ich in die Schwermuth hineingerathen, daß mir zu Muthe war, als wäre ich ein Wanderer in einem tiefen Walde, in welchen nie ein Sonnenstrahl seinen Weg gefunden. Du hast mich gerettet, Antonie! Ich sah Dich — und wie Beatrix den Freund aus der selva oscura hinausführte, so erkenne ich erst jetzt, wie viel noch in diesem Leben begehrenswerth sei! Ich hatte ja die wahre Liebe, die opfervolle, die reine, die verzichtende nicht gekannt, ehe ich Dich sah; nur ihre wilde, gewaltsame Schwester, die Entzückungen hat, aber keine Seligkeit, Rausch aber kein Glück. Jetzt lebe ich noch für etwas Anderes als für mich, ich habe wieder ein Ziel, ein Sein in einem zweiten Sein, ja in einem dritten. Gut will ich werden, nicht um Dich zu verdienen, nein, nur um Deiner nicht völlig unwerth zu erscheinen. Nun fühle ich mich wieder auf dir zu Hause, Erde, du kampfvoller Stern, Stätte so vielen Unglücks und Leids, doch auch so vieler Freuden, so reich an Hohem und Schö-

nem! Ein ganzes Leben — verwirrend faſt, wenn ich es überſehe, liegt hinter mir, ein neues an deiner Seite vor mir — Welt der Wiedergeburten, Welt der Wandlungen, ich bin dein!"

Ende.